This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX K2MV $

P Germ 147. 13

HARVARD
COLLEGE
LIBRARY

D ſc ' and.

Rede deutſch, o du Deutſcher. Sei kein Künſtler
In Geberden und Sitten. Deine Worte
Seyn wi Thaten, wie unerſchütterliche
Felſen der Wahrheit.

Herder.

ſtes Stück.

Berlin, 1736
Johann Friedrich L iger.

Δ
P Germ 147.13
✓
HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE
AMERICAN ANTIQUARIAN SOCIETY
BY EXCHANGE
MARCH 22, 1918

Deutschland.

AMERICAN ANTIQUARIAN SOCIETY WORCESTER, MASS.

Fiat justitia, pereat mundus!

Es herrsche Gerechtigkeit, wie Schelme in der Welt mögen auch insgesamt dahinfahren.

Kant. Zum ewigen Frieden.

Zweiter Band.

Berlin 1796.

bei Johann Friedrich Unger.

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE
AMERICAN ANTIQUARIAN SOCIETY
BY EXCHANGE
MARCH 22, 1918

1-2

Deutschland.

Dir, Wahrheit und Gerechtigkeit,
Dir schwör' ich Treu auf immer!
Vergebens lockt die Welt, und bräut,
Mit ihrem Trug und Schimmer!
Sey noch so schlimm Gefahr und Noth,
Verachtung selbst, und schnöder Tod:
Unredlich seyn, ist schlimmer.

Voß.

Deutschland hat viele Zeitschriften, vielleicht mehr als für den guten Geschmack an ächt belehrender Lektüre zu wünschen seyn möchte; aber es hat keine, die sich so recht eigentlich mit Deutschland beschäftigten, und auf wahren Gemeinsinn, der uns guten Deutschen mehr als alles andere fehlt, abzweckten.

Hierzu soll diese neue Zeitschrift ganz bestimmt seyn. Deutsche Länder und Städte, Deutsche Menschen aller Art, Deutsche Verfassung und Regierungen, Deutsche Kultur und Sitten, Deutsche Litteratur und Künste —: dies sind die Gegenstände, mit welchen diese Zeitschrift sich ganz ausschließlich beschäftigen wird.

Frei und wahr, aber stets anständig, und wo es nicht Bosheit, nur Schwäche und Irrthum,

gilt, auch männlich schonend, soll der Ton dieser Schrift seyn.

Bei politischen Gegenständen und bürgerlichen Verhältnissen erfordert oft auch dasjenige was durchaus nicht da seyn sollte, und was jeder gute Bürger nach seinem besten Vermögen wegzuschaffen bemüht seyn muß, dennoch, so lange es da ist, vorsichtige Behandlung. Nur offenbare Ungerechtigkeit und Unterdrückung muß ohne Schonung behandelt, und durch Publicität, wenn nicht abgetrieben, doch zur Warnung und Lehre gebrandmarkt werden.

Für Werke der Litteratur und Kunst, darf durchaus keine Schonung gelten. Da wäre sie Verrath, doppelter Verrath am Schriftsteller und Künstler, wie am Leser und Kunstfreunde. Was nicht wahr, nicht gut ist, muß mit männlicher Entschlossenheit und Kraft zurückgedrängt, und an seiner weitern Verbreitung nach Möglichkeit behindert werden. Was schön und angenehm seyn soll, und nicht einen gewissen Grad von Vollendung hat, muß nicht Aufmunterung und Belohnung finden, darf gar nicht aufkommen. Der Skribler und der Pfuscher in der Kunst muß das Heiligthum Apollo's nicht betreten; er finde angemeßnere Beschäftigung für seine schwere, unfeine Hand in Feldern und Wäldern und Werkstätten rund

umher; die können durch ihn vielleicht noch veredelt werden — und wie sehr bedarf Deutschland gerade dieses! — Jenes Heiligthum würde nur durch ihn zu seinem eignen Verderb verunehrt. Auch muß in Litteratur und Kunst durchaus kein Ansehen der Person gelten. Je holder der Gott der Musen seinen Liebling anlächelte, je höher ist dessen Verpflichtung, je strafbarer sein Muthwille, wenn er den Lichtstral, mit dem er erleuchten und erwärmen sollte, zu irre leitendem Blendwerke oder zu kindischen Spielereyen mißbraucht.

Ohne mit berühmten Namen gedungener Mitarbeiter zu prahlen — denn der verständige Leser weiß doch wohl, daß, wie ihn der Herausgeber meistens damit nur lockt, diesem selbst die Mitarbeiter mit ihrem Nahmen oft Alles zu liefern glauben, und meistens nur solche Beyträge geben, die denselben gewiß nicht berühmt gemacht hätten — ohne solche Namen also aufs Schild zu setzen, wollen wir nur die Hauptrubriken anführen, von welchen ein Stück bald mehr, bald weniger enthalten wird.

I. Vermischte Aufsätze. Meist moralisch-politischen Inhalts, mit Rücksicht auf Deutsche Bedürfnisse und Sitten.

II. Politischer Zustand von Deutschland. In einer kurzen Uebersicht.

III. Chronik großer Städte. Die wichtigsten Ereignisse in Wien, Berlin, Dresden, Hamburg, Frankfurt am Mayn Augspurg, Regensburg, und andern großen Städten.

IV. Kleine Reisen dnrch Deutsche Länder.

V. Das Deutsche Theater. In Wien, München, Dresden, Leipzig, Berlin, Hamburg, Hannover, Frankfurt am Mayn, u. s. w.

VI. Deutsche Litteratur. Die wichtigsten und neuesten Werke, zum Theil selbst vor ihrer öffentlichen Erscheinung angezeigt, mit kurzen Auszügen.

VII. Deutsche Kunst. Poesie, Musik, Malerey und Kupferstecherkunst, Bildhauerey und Baukunst, Gärtnerey, u. s. w. Auch die mechanischen Künste und nützlichen Gewerbe sollen nicht aus der Acht gelassen werden.

VIII. Notiz von Deutschen Journalen. Der monatliche Inhalt der wichtigsten Journale kurz angezeigt und gewürdigt.

IX. Offener Briefwechsel. Publicität-liebender und bedürftiger Männer. Mit und ohne Namen, wie es Jeder bei der Einsendung an die Verlagshandlung verlangt. Daß darin der Ton beobachtet werde, welchen wir

uns selbst als Gesetz vorgeschrieben haben, ist die einzige Bedingung die wir den Einsendern machen wollen.

X. Fliegende Blätter. Auszüge von kleinen Druckschriften, besonders solchen die zur Verfolgungsgeschichte verdienter Männer gehören. Sind sie sehr wichtig und gut geschrieben, auch nicht durch den Buchhandel allgemein bekannt geworden; so sollen sie ganz geliefert werden.

XI. Gedichte und prosaische Aufsätze, zur angenehmen Lektüre. Immer mit Rücksicht auf *Deutsche* Sitten.

XII. Lieder mit Musik, und Bildnisse solcher merkwürdigen Deutschen Männer, von denen man noch kein gutes Bild hat. Abwechselnd.

Die Herausgeber.

Von diesem Journal wird künftig, in der Mitte jedes Monats, ein Stück von 7 bis 8 Bogen erscheinen; der Jahrgang kostet Fünf Thaler Preuß. Courant. Das hiesige königliche Hofpostamt hat die Hauptversendung übernommen, daß folglich ein jeder, der an Orten wohnt wo keine Buchhandlung ist, sich an das nächstgelegene Postamt deshalb wenden kann, und dies Journal regelmäßig erhalten wird.

Die Intereſſenten dieſer Monatſchrift machen ſich auf ein ganzes Jahr verbindlich, und zahlen Zwey und einen halben Thaler beim Empfang des erſten Stücks, und die andere Hälfte bei der Erſcheinung des ſiebenten Heftes. Einzelne Stücke werden nicht verkauft; nur können die Intereſſenten des Journals, wenn ihnen Hefte ſollten verloren gegangen ſeyn, das Stück zu 12 gr. erhalten.

Der Verleger.

I.

Zum neuen Jahr.

Freiheit für alle! Für Alle — welche in vollem Ernste wahre Freiheit wollen. Mit drei wohlverstandnen, ehrlich beherzigten Worten sollt Ihrs haben.

Ihr nicht, die ihr euch noch beschränkt glaubt, wenn ein weises Gesetz neben euch besteht, das euch und andere gegen leichtsinnigen oder boshaften Mißbrauch der Gewalt sichern soll; die ihr an dem weisegefundenen, auf ewigem Rechte begründeten Gesetze so lange meistert, bis ihr aus dem Codex der allgemeinen Sicherheit ein System der Despotie erzwungen habt; ihr seid geborne Sclaven, zur Blindheit und Verstocktheit verdammt. Ihr begreift nicht, daß dies feste und weise Gesetz nicht Euch allein, sondern auch die tausend Hände beschränkt, in welche ihr die Ausübung jener Gewalt geben müsset. Ihr begreift nicht, daß auf jenem Gesetz' eben so sehr Eure eigne Sicherheit beruht, als die Sicherheit aller Uebrigen; mehr noch! —

Auch Ihr nicht, die Ihr alle Gewalt gerne vernichtetet, nicht um das Gesetz an dessen Stelle

zu erheben, sondern um nur ungehindert Euren zügellosen, zerstörenden Leidenschaften freien Spielraum zu verschaffen, unbekümmert ob rechts oder links alles zu Grunde gehe und ihr selbst am Ende taumelnd in den Abgrund stürztet; auch Ihr seid blinde Sclaven — Und ob der Maulwurf auf dem sonnigen Gipfel oder am sumpfigen Fuße des Berges hervorgräbt, er bleibt derselbe beschränkte Maulwurf. —

Doch wär' es möglich die Menschheit ermannte sich noch in Euch, Ihr hörtet nach Freundesrath, der nah genug Eurem Ohr' erschölle, sich Eurer Sinne bis zur Beherzigung des guten Worts bemächtigte! — O daß Ihr hörtet! Denn Ihr steht mehr dem Guten im Wege als jene dort oben. Wer mag den Einsturz-drohenden Thurm wegräumen, wenn er weiß, es bewohnen ihn Tausende giftigen Ungeziefers, die sich in die umliegenden Wohnungen verbreiten würden? wer mag das thun, eh' er nicht die Brut vertilgt oder doch sichre Mittel zu ihrer Bezähmung in Händen hat? Lieber besteh' ich doch noch die mögliche, zu berechnende Gefahr, von dem Knopfe des fallenden Thurmes — der sich auch wohl noch mit Klugheit abtragen ließe — mein Dach zerschlagen, als mein ganzes Haus von jenem giftigen Geschmeiß umringt, angefüllt und vergiftet zu sehen. —

Aber ihr guten Menschen alle, Ihr, die ihr wahre Freiheit ernstlich wollet, höret meine drei Worte, faßt sie wohl, beherzigt sie ganz! Hier sind sie:

Geht recht ehrlich mit Eurem Verstande und Herzen von vorn an zu Rathe!

Lernet Eure Irrthümer und Vorurtheile ganz kennen und verachten!

Legt Eure übeln und eiteln Gewohnheiten ab!

Das wär' alles? Ja wohl alles! Uebt ihr dieses ganz und treu aus, so habt ihr alles gethan was der Mensch vermag; und alles was dem Menschen frommen und ihn wahrhaft beglücken kann, wird und muß euch zu Theil werden. Die ganze Natur steht euch dann offen und ihr der ganzen Natur. Es horcht die Welt alsdann auf Euer Geheiß, was sie euch seyn soll, und ihr gebt ihr ungehindert die Gestalt, die eure wahre Glückseligkeit sichert. Ihr fühlt dann in euch die Würdigkeit frei und glücklich zu seyn, und seid es schon in diesem Gefühl; könnt' es dann auch äußerlich auf jede euch beliebige Art werden, wollt' es dann nur auf die Weise sein, die mit der Sicherheit Aller bestehen kann; und so nur könnt' ihr wahrhaft frei sein und bleiben.

Aber versteht mich recht! Es liegt gar viel in dem Worte: geht ehrlich mit eurem Verstande, und eurem Herzen von vorn an zu Rathe.

Nur in Stunden ruhiger Eingezogenheit, wenn das Gemüth, weggewandt von allem eitlen Weltgeräusch, in sich kehrt und in voller Sinnenruhe mit festem heiterm Blick über sich selbst schwebet, so jede Bewegung treu beachtet, ihr sorgfältig nachspürt woher und wohin, und jeden Anklang vergangener Zeiten auffaßt und erwäget — nur in solchen seligen Stunden vermag der gute, sich selbst getreue Mensch mit sich ehrlich zu Rathe zu gehen. Wie weniger Menschen Leben gedeiht aber zu solcher Ruhe! Millionen vergeuden ihr ganzes Leben, ohne nur je zu dem Gedanken daran zu kommen! Wie wenige unter den Tausenden, denen sich der Gedanke wohl einmal aufdringt, haben den reinen guten Willen recht ehrlich dabei zu Werke zu gehen! Und die, welchen auch dieser Wille nicht fehlt, von wie viel eiteln kleinen Dingen sind sie so eben umringt! — »Das ist ein schlimmer Umstand,« antwortete der naive, ehrliche Moritz, als einst bei einer Unterredung über diesen wichtigen Punkt in frühern Jahren seines ungestümen Treibens ein treuer Freund ihm sagte: »Du möchtest wohl, du schiebst es aber stets auf übermorgen, weil du morgen erst noch eine Thorheit auszuführen hast.« — »Das ist ein schlimmer Umstand,« erwiederte treuherzig der ehrliche Mann. Wie wenige gelangen nur bis zu dieser Ehrlichkeit!

Iſt es dem guten Menſchen aber einmal gelungen dies eitle Hin- und Her-Schwanken zu enden, die tauſendfach kreiſelnden Wellen auf der Oberfläche feſt zu halten, und blickt er nun mit ruhigem, ſichern Blick in die Tiefe ſeines Herzens durchdrungen von dem ſüßen Ahnungſchauer einer neuen, beſſern Exiſtenz, dann ruft er gewiß: ich will! Und mit jedem Rückblick in die Tiefe, mit jedem Ueberblick über die verworrene Lebensfläche wird ſein Wille ſicherer und feſter. Gelangt er aber erſt zu dieſem reinen guten Willen, dann geht er muthig mit ſich zu Werke und kämpft willig gegen *alle die tauſend* Hinderniſſe, die jedes Lebensverhältniß, faſt jeder Moment den er mit andern, verlebt ſeinem edlen Geſchäft' in den Weg ſtellt. Erſchreckt ihn anfangs auch das unabſehlich verworrene Gewebe von Neigungen und Lüſten, er kehrt doch wieder in ſich zurück und wird bald gewahr, daß jene Neigungen alle auf Liebe und Anhänglichkeit an geliebte Weſen hintreiben, und daß wenn er nur erſt die eines liebenden Gemüths würdigen Gegenſtände deutlich erkannt hat, ſein Herz ſich gerne nur an ſie hängen wird.

Aber wie nun mit dem Verſtande zu einer von Grunde aus treuen Unterſuchung und Erforſchung des wahren Werthes der Dinge um mich her, und des innern Zuſtandes meines Gemüths

gelangen? daß keine Jugendeindrücke, keine Lehren, die dem blinden Glauben aufgebürdet wurden, keine Autoritäten keine unordentliche Neigungen mein Urtheil irre führen?

O es ist ein großes Wort: von vorn mit sich selbst zu Rathe zu gehen! Und doch kann selbst der fähigste gutmüthigste Mensch nur auf diesem Wege wirklich aufs Reine kommen, wirklich sicher werden, daß er nicht bald unter dieser, bald unter jener Gestalt ein Sclave der Meinung Anderer und ein Spiel der boshaften Klugheit herschsüchtiger Geister werde.

Jeder Begriff der mir wurde, komm' er aus dem Munde meiner Amme oder meiner Lehrer, meiner Gespielen oder meiner Beherscher, jedes Wort womit ich diesen Begriff bis jetzt bezeichnete, muß vor dem innern Richter erscheinen; ich muß gewiß werden, was ich davon weiß und wissen kann, was für einen Einfluß es auf mein Leben hat und auf meine Vervollkommnung haben kann.

Jeder Neigung, die mich bisher trieb, muß ich auf den Grund kommen. Was setzte sie in Bewegung? Was trieb mich sie zu nähren? sie zu verfolgen? Kann sie mit ihren guten Geschwistern und mit den rechtmäßigen Anforderungen meiner gleichbegabten Brüder bestehen?

Jeder Gegenstand, auf den meine Neigungen

fielen, muß treu untersucht und gewürdigt werden. Und bald wird sichs ergeben, daß ich von Kindesbeinen an ein Sclave unzähliger Neigungen war, die blinde Nachahmungssucht in mir erzeugten, und die zur Bequemlichkeit und Sicherheit meiner trägen und herschsüchtigen Erzieher und Führer in mir genährt wurden; bald wird sichs zeigen, daß die meisten Gegenstände, nach denen ich mit erhitzter durch Ansteckung erzeugter Begierde jagte, der Mühe gar nicht lohnten, mir selbst äußerst wenig Genuß gewährten; es wird sich zeigen, daß selbst der Genuß, den das Gefühl meiner wirkenden Kräfte mir gewähren könnte, meistentheils verloren ging, weil meine Neigungen auf Gegenstände fielen, die entweder nicht zu erreichen waren, und so nur ein Gefühl der Ohnmacht, des drückenden Widerstandes mir ließen, oder deren Besitz und Genuß meine Kräfte selbst untergruben. Bald wird sichs zeigen, daß die meisten meiner Neigungen aus verwerflicher Quelle flossen, daß daß regellose Spiel der Neigungen anderer um mich her sie in Bewegung setzte und daß sie am Ende auf allgemeine Zerstöhrung hinauslaufen. Ja es wird sich bald zeigen, daß ich leichter zu erlangende Genüsse, die mich wirklich hätten beglücken können, die auch unschuldigerer und mittheilenderer Natur waren, vernachläßigte, und

daß ich mich immer weiter von ihnen entferne, je eifriger ich in dem allgemeinen Wettlaufe dem Ziele zutreibe, das Thorheit oder Eigennutz den verblendeten Wettrennern auf der verkehrten Seite der Bahn gesteckt hat.

Wollt ihr aber die zahllosen Irrthümer und Vorurtheile, die regellosen Neigungen, die ihr bei solcher ehrlichen Nachforschung in eurem Innern festgenistet und häuslich eingewohnt finden werdet, ganz erkennen und von ganzen Herzen verachten lernen, so müßt ihr jeder heuchlerischen Entschuldigung, jeder gleisnerischen Beschönigung rein entsagen.

Wehe dem, der in der Scheinheiligkeit einen Deckmantel für seine innre Häslichkeit, in dem Glauben an die allgemeine Schlechtheit und Verkehrtheit der menschlichen Natur seine Rechtfertigung zu finden glaubt! Besser wär' es ihm, er wäre den gemeinen Weg des Fleisches fortgegangen.

Was half es dem armen Genfer, daß er die unedelsten Erze aus seinem Innern zu Tage förderte, um seine Polierkunst daran zu üben? hat er sie zu edlen Metallen umgewandelt? Welchen unbefangenen Mann, den die muthwilligen Leiden des Unglücklichen nicht mehr täuschen, bei dem nicht eigne Schwachheit oder Schlechtheit wohnet, die gern eine geheiligte Freistäte im Schutze des eitlen

Heiligen fände, können seine Scheingründe, seine Redekünste noch einen Augenblick bestechen? Und was half dem Verblendeten die Herabwürdigung des ganzen Menschengeschlechts? Welcher Mensch, der sich nur des reinen guten Willens bewußt ist, blickt nicht unwillig von dem Schänder der menschlichen Natur hinweg, wenn er ihm aus seiner Versunkenheit zuruft: wer ist besser als ich? An die Nachwelt that der Verblendete die Frage, und mit gleicher Verblendung übte sie im finstern tappend Gerechtigkeit, und stellte ihn neben Marat ins Heiligthum der Menschheit.

So bleibt ihr im Grunde, was der Anschein auch verheißen mag, Sclaven eurer Irrthümer und Vorurtheile, wenn ihr nicht zugleich nach der reinsten Entäußerung eurer selbst strebet und von Grundaus ehrlich über euer bisheriges Seyn und Denken zu Rathe gehet.

Nicht von außen, in Dir fange die Besserung an:
Deines Staates; in Dich hinein
Wirf den Donner des Rechts und der Beredsamkeit:
Rom laß Rom, und die Welt laß Welt
Bleiben; schaue Du nur grad' in den Spiegel. Da
Steht der Gegner des Kapitols.
Ihm entgegen tritt auf, der den Antonius
Tief im innersten Busen hegt,
Ihm entgegen tritt auf, halte Philippische
Reden, Vater des Vaterlands! —
Wenn der Tag Dir entschlüpft, wenn Dir das stille Herz
Schnöde Gräuel und Schulden zeigt,

Dann erhebe das Wort, frage: »Warum Du Dich
Du ein Edler, den Niedrigen
Zugesellteſt? Warum Du den Unſchuldigen
Würgteſt? Keuſche beleidigteſt?
Zogſt die Wolluſt dem Zeus, Frevel der Tugend vor,
Gabſt dem Pöbel, der Bülerinn,
Preis dich — Lictor, herbei! Denn der Beklagte will
Nicht geſtehen; die Faſcen her!« —
Alſo rede für Rom, und Du wirſt Vaterlands,
Wirſt ein Vater dir ſelbſt erſt ſeyn. *)

Des ſichern Gewinns erfreut ſich der Ehrliche am Ende gewiß, daß er bei ehrlichem Streben alles das iſt und wird, was er ſeiner eignen Natur nach werden kann. Und welcher vernünftige Menſch, dem echter Lebensgenuß werth iſt, möchte mehr ſein wollen! welcher gute Menſch, der wirklich das Wohl ſeiner Brüder wünſcht und fördern helfen will, möchte mehr ſein wollen! Und hat dich dieſer Gedanke noch nie in dich zurückgeſchreckt, ſo blicke nun um dich. Keine Zeit der Welt gab größere Beiſpiele von den ſchrecklichen Folgen eitlen, überkräftigen Treibens, des unglückſeligen, ich will und kann nicht, als die jetzige Zeit.

Blick' auf den armen Ludwig! Unfähig gegen die Thorheit und Bosheit ſeiner nächſten Umgebung ſich ſelbſt und die Männer zu ſchützen, die ihm das gute Geſchick zuwieß, und denen es vielleicht gelungen wäre, durch beſſern Unterricht und

eine

*) Terpſichore von J. G. Herder. Zweiter Theil S. 298.

eine beſſere Juſtizpflege Sittenordnung in dem unglücklichen zerrütteten Lande herzuſtellen und die Nation ſo auf dem Wege der Vernunft und der Sittlichkeit der wahren Freiheit allmählig entgegen zu führen, dieſer arme Ludwig will ſein Volk ſelbſt beglücken, will es vom Drucke alter Tyranney befreien und greift ſo nach den heterogeneſten Mitteln und Gehülfen um ſich her, daß er bald alles in Verwirrung und Gährung bringt. Er ſelbſt bleibt bis an ſein Ende ſo ganz ein Spiel in den Händen der überklugen, ungeſchickten Bosheit, daß er mit all ſeinem kraftloſen guten Willen am Ende *in Verdacht* kommt, er habe auch nicht gewollt, und ſo beſtraft die aufgeregte entzündete Leidenſchaft wilder Gemüther an ihm den Mangel des Vermögens, wie den allerböſeſten Willen: mit dem Blutgerüſte.

Sein Rathgeber Necker, ein geſchickter Rechnungsführer, will auch Staatsmann ſein, und ſeine kurzſichtige Eitelkeit ſchafft da Verwirrung und Anarchie, wo er Ordnung und Freiheit zu ſchaffen wähnte. Verachtung und Verbannung war ſein Loos.

Dumourier, ein tapfrer Krieger und kluger Feldherr will auch Staatsmann ſein, — verwickelt ſich und alle Partheyen in ein Labyrinth von Intrigen und bringt in demſelben Maaße Verderben

und Unglück über sein Vaterland, in welchem er kühn und glücklich seine Heldenlaufbahn begonnen hätte. Haß und Verbannung ist sein Loos.

Die ganze Girondeparthie — Männer voll des besten Willens, reich an Einsicht und Kenntnissen, — noch reicher an Beredsamkeit, Männer, die vielleicht alle zur Verwaltung eines schon eingerichteten republikanischen Staats vollkommen fähig gewesen wären, wollen einem Volke ohne Sitten, ohne Begriff und Achtung für Gesetz eine republikanische Verfassung geben, ohne in sich die durchgreifende Thätigkeit, den ausdauernden Muth, die Fähigkeit bös sein zu können, wie Machiavell sagt, zu haben, welche ein bei einem solchen Volke unausbleiblicher Widerstand und egoistisch leidenschaftliches Mit- und Gegenwirken erheischt; — und mit all ihrem Streben, all ihrer hinreißenden Beredsamkeit bereiten sie nur einigen ungeheuren Menschen, die jene Kraft und Fähigkeit besitzen, die Einführung einer neuen blutigeren Tyrannei und stürzen so selbst unterliegend, ihr Vaterland in einen Abgrund, aus welchem nur die höchsten Anstrengungen und Aufopferungen der zum Erstaunen tapfern Nation einen Theil der gegenwärtigen Generation wieder herausziehen können.

Und all dies Unheil entsprang aus dem Mangel der Selbstkenntniß und Selbstgewalt der wirkenden Männer! —

Seid ihr nur einmal zur deutlichen Erkenntniß der Irrthümer, die euren Geist bisher umnebelten und zu herzlicher Verachtung der niedrigen Vorurtheile gelangt, und fangt an den Werth eurer innern Freiheit zu fühlen, so kann es euch nicht schwer werden, auf die zahllosen Geburten jener eingewohnten Irrthümer und Vorurtheile, auf eure äußern üblen Gewohnheiten einen unbefangenen, ernsten Blick zu werfen, und mit Händen werdet ihrs greifen, daß *sie* die Fäden und Bänder sind, mit denen ihr auf so mancherlei Weise gebunden und nach dem Willen Anderer gegängelt werdet.

Denkt euch recht lebhaft einen Mann, der die einzig wahre wohlthätige Gottheit, wenn er sie gleich mit seiner Vernunft nicht begreifen kann; mit reiner Liebe als die höchste Summe alles Guten in seinem Herzen trägt, den kein Geschrei der Priester und Afterweisen irren kann, der dem Moralgesetz, das in ihm lebt, nie mehr untreu wird, der seine Pflicht als Mensch kennt und freiwillig übt, der jeden sinnlichen Genuß nur so weit schätzt, als er selbst dabei Meister seiner Sinnlichkeit bleibt, den keine eitle Ehre blendet, den keine falsche Schaam seitwärts ablenkt, denkt euch einen solchen in sich freien Mann — welche Macht der Welt will den zum Sclaven machen? Mehr als Eine Anwendung seiner Kräfte sichert ihm die Befrie-

digung seiner weisebeschränkten Bedürfnisse; die Mäßigkeit in den Genüssen sichert ihm wieder seine Gesundheit und den freien Gebrauch seiner Kräfte. So, in sich und durch sich selbst gefestet und gesichert, lacht er der ohnmächtigen Mittel, die jede Tyrannei anwenden möchte, ihn zum Sclaven zu machen, ihn vom Guten abzuhalten, oder zu irgend einer weltverderblichen Gewalthandlung zu zwingen. Will ein Tyrann ihn in seinem stillen edlen Laufe hemmen, wie er es auch anfange, er fördert ihn, statt ihn zu hindern. In ihm selbst vermehrt der Druck die Elasticität: denn der innre Mensch zeigt eben so wenig als ein elastischer Körper seine volle Kraft ohne Druck von außen her. Um ihn herum vermehrt er nur die Aufmerksamkeit der stumpfen trägen Menge, die geweckt seyn will und die der in sich versenkte edle Treiber oft nicht wecken mag. Selbst der gewaltsame Untergang jenes Gerechten erhöht das Licht der Wahrheit die er lehrte und übte.

(Die Fortsetzung künftig.)

II.

Berlin.

Briefe eines Reisenden an seinen Freund in M**.

Berlin d. 1ten Oktober 1785.

Habe Dank, mein Lieber, für den guten Rath! Ja so muß man Berlin gleich sehen, wenn der böse Eindruck von dem öden Sandlande verwischt und überstimmt werden soll. Der Postillon bließ schon dem Potsdammer Thor' entgegen. Wir aber riefen, *deines guten* Raths eingedenk: »durch 's Brandenburger Thor!«

Und nun gings zwischen der Stadtmauer und dem Thiergarten seit der Nacht zum erstenmal in vollem Trabe hin. Was die Postpferde hier zu Lande für elende ausgehungerte Thiere und die Postillone für Menschen sind, davon hast Du keinen Begriff. Wenn man sie nicht noch dann und wann mit Saufen und Schwänken etwas in den Gang bringen könnte, so führe man im Ganzen schlechter mit ihnen, als im Reiche mit Miethsfuhren. Einen Schwank von gestern Abend muß ich Dir doch erzählen. Von Treuenbritzen, wo, wie in den meisten kleinen preußischen Städten, die abscheulige Reihefuhr unter den Bürgern für

die Extrapoſt eingeführt iſt, erhielten wir einen alten Spießbürger zum Poſtillon, der im Schritt' ausfuhr und im Schritte blieb. Da ich ihn, nach langem vergeblichen Zureden, endlich in harten Ausdrücken ſchalt, wandte er ſich um und ſagte in ſeinem verteufelten märkiſchen halb hoch- halb plattdeutſchen Dialect zu mir: »Herre! wenn häbbe wie denn mit enanger Brüderſchaft geſoapen?« Was, rief ich, wie erzürnt, wir hätten nicht Brüderſchaft geſoffen? — »Ne Herre!« — Hakt ſtill Kerl — »Ne watt?« — Halt den Augenblick ſtill, ſag' ich Dir, oder der Teufel — und ſo fiel ich ihm in beide Arme. Denn die Kerls haben hier zu Lande die abſcheulige Methode, alle vier Pferde in eine Reihe zu ſpannen und ſich ſelbſt zum Bedienten auf den Bock zu ſetzen. So mußt' er halten, ich ſprang zum Wagen hinaus, riß mein Flaſchenfutter hervor, goß Deinen lieben ſilbernen Reiſebecher voll alten Malaga, reichte ihn dem Kerl hin, mit den Worten: »Da ſauf, haben wir noch nicht Brüderſchaft miteinander getrunken, ſo thun wirs lieber gleich.« Der Kerl wußte nicht woran er war, ob er anſetzen ſollte, oder nicht. Wie er aber nur erſt gekoſtet hatte, that er zum zweiten und dritten Male Beſcheid. Und nun ging es über Stock und Block, die Kreuz und die Queer was die Pferde laufen konnten.

Der Kerl peitſchte die Mähren nur immer übers Kreuz an, daß Johann kaum ſeiner Augen bewahren konnte, und drehte ſich dann um und entſchuldigte ſich, auf dem Sitze hin und her ſchwankend, daß er ſo ein Grobian geweſen ſey; das hätt' er nicht gedacht, daß er ſolche Herren zu fahren hätte! Wir können von Glück ſagen, daß der Kerl den Wagen hernach nicht zertrümmerte *).

Es iſt in der That oft ſchwer bei der dreihärigen Grobheit dieſer Menſchen in guter Faſſung zu bleiben. Der Einzige von Halle her, der gute Pferde hatte, erwiederte auf mein Zureden: »fahr doch zu Schwager, Du haſt ja gute Pferde:« »Ja daromm moet ick see och ſchonen.« Doch genug von dem plumpen Geſchlechte.

Beim Thor ging es uns hier beſſer als wir dachten. Erſt wurden wir vom Offizier höflich be-

*) In Hamburg erzählte man mir eine ähnliche ſehr charakteriſtiſche Scene, die der eben ſo kluge als lebhafte Asmus mit einem Läbſchen Poſtillon hatte. An einem ſehr heißen Sommertage ſaß er allein auf dem ofnen Poſtwagen, als neben dem Wagen ein Landmädchen in tiefem Sande eine ſchwere Laſt fortſchleppte. Der mitleidige Asmus rief dem Poſtillon zu: »Schwager, nimm das Mädchen mit auf den Wagen.« Dieſer erwiederte trocken ohne ſich umzuſehen: »Dat do eck nich« und als er ſo drauf beſtand, fuhr dem braven Asmus das Blut zu Kopfe, und er rief im gebieteriſchen Tone: »Du ſollſt gleich halten und das Mädchen mit nehmen.«

fragt: wie wir hießen, was wir bedienten *), woher wir kämen, ob wir uns in Berlin aufhalten würden, und wo wir zu logiren gedächten?

Drauf rief uns der Thorschreiber an: wir müßten nach dem Packhofe fahren. Die drei Worte herausgebrüllt, drehte er sich kurz um und ging ins Haus zurück. Dann kam der Visitator an den Wagen und ließ uns aus der rechten Oefnung seines schiefen Mauls und aus dem zusammengedrückten Winkel seines linken Auges halb heimlich vernehmen: wir könnten uns auch wohl am Thore visitiren lassen, da wir keine Plomben an den Coffren hätten. Desto besser, rief ich, und gab ihm die Coffreschlüssel in die Hand. Er schloß die Coffre auf, und durchstöhrte die Sachen mit noch ziemlich guter Ordnung; dann schloß er wieder zu und reichte mir die Schlüssel mit den Worten in den Wagen: »Im Wagen haben die Herren ja wohl nichts?« Wir ließen ihn auch dort

Drauf drehte sich der Postillon um, kehrte zugleich den Peitschstock um, und das dicke Ende seinem Gegner vorhaltend, sagte er: »wie meent dat de Herr?« Claudius faßte sich gleich und sagte gelassen: ich will Dir ein gut Trinkgeld geben, wenn Du das Mädchen mitnimmst. »I worum dat nich,« erwiederte der andre, »von Harten geern!«

*) Diese Frage that ein preuß. Unterofficier auch einst an die junge Herzoginn von C**, da sie sich schon genannt hatte; sie antwortete drauf: »ich lasse mich bedienen.«

nachsehen. Mir sind zwar alle Visitationen sehr zuwider, doch fand ich immer noch an den Preußischen Acciseofficianten, denen dies Geschäft aufgetragen ist, von allen in Deutschland die bescheidensten. Wenn man dagegen die ängstlich strengen unanständigen Visitationen im Oestreichschen nimmt! Hier war dieses das ganze scharfe Examen, wovon man auswärtig so viel Geschrei macht *).

Nun gings die schönen Linden lang, über den auffallenden Operaplatz, beim alten ehrwürdigen Schloß vorbei und so in die nächste Straße hinein, nach dem besten Gasthof von Berlin: die Stadt Paris (à la ville de Paris). Es war uns fatal, nachdem wir so schöne breite Straßen und freie Plätze gesehen hatten, in einer schiefen dunkeln Straße den besten Gasthof zu finden.

*) Im Jahr 1794 ist eine neue Acciseverordnung ergangen, welche den Reisenden die Visitation nm vieles noch erleichtert. Jeder Reisende der nicht als Kaufmann von einer Messe kommt und nur Abends vor zehn Uhr im Thor anlangt kann sich, seine Sachen mögen an der Gränze plombirt worden seyn oder nicht, gleich am Thore visitiren lassen. Hohe Standespersonen, als Prinzen, Minister, Generale u. d. gl. können gar sehr leicht davon kommen, indem es ihnen izt freisteht den Visitator mit nach dem Hause, wo sie abtreten, zu nehmen. Schade daß nicht lieber die bloße Grenzvisitation statt aller andern eingeführt worden ist, wie es in England längst und jezt auch in Frankreich Gebrauch ist.

A. d. H.

Die innere Eleganz und Ordnung des Hauses und die vortrefliche Bedienung ließen uns das indeß bald vergessen. Wilhelm ließ sich Thee geben und trinkt ihn eben in Zeitungen vertieft. Du weißt, Die neueste Zeitung! ist immer sein erstes Wort, wann er aussteigt. Ich ließ mir Dint' und Feder geben. — Mensch! Dein Andenken martert mich! ich wollt' ich könnte Deiner los werden. Meine Seele hängt so fest an Dir! O daß dein letzter Händedruck enden mußte! Es war ein fatales Bild unsers Lebens, wie wir uns so noch in stummer Rührung fest hielten, und der Kerl die Pferde antrieb, so unsre Hände auseinander riß! — Schrecklich! —

Zweiter Brief.

den 3ten 1785.

Nikolai's Beschreibung von Berlin ist doch wirklich ein treffliches Buch in seiner Art. Wär' er nur nicht so partheyisch und praleriſch in seinen Beschreibungen! So aber muß man sich erst seinen Maßstab für Größe und Schönheit merken, um nicht überall häßlich getäuscht zu werden; um nicht statt eines hochangekündigten Pallastes ein ziemlich gewöhnliches Wohnhaus, statt einer ver-

sprochenen herrlichen Allee einen halböden Gang mit absterbenden Bäumen zu finden. Dies abgerechnet, ist seine Genauigkeit und Ausführlichkeit sehr unterrichtend und angenehm für einen Fremden. Und selbst von den Einwohnern Berlins muß man erwarten, daß sie sich durch Benutzung dieses Buches, das für sie auch von Seiten der vaterländischen Geschichte interessant seyn muß, künftig von den Einwohnern andrer großen Städte unterscheiden und ihre Wohn- und Vaterstadt auch kennen lernen werden.

Wir haben gestern und heute den ganzen Tag damit zugebracht von der Stadt und ihrer Bauart einen bestimmten Begriff zu bekommen. Den besten Theil der Stadt lernet man leicht kennen; sehr lange und breite Straßen durchschneiden sich regelmäßig und laufen auf schöne Hauptplätze zusammen oder auf unabsehliche Hauptstraßen zu. Dies gilt besonders von der Neustadt und Friedrichsstadt. Die Friedrichsstraße ist die längste, sie läuft wohl über eine Viertelmeile schnurgerade fort und wird an beiden Seiten von Thoren beschlossen.

Das ist aber nicht die schönste Straße. Die mit ihr parallellaufende Wilhelmstraße wird durch viele edle, meist noch unter der vorigen Regierung aufgebaute Gebäude zur ansehnlichsten Straße.

Nur ist sie in ihrem Haupttheile, außer den Stunden, da die große Welt, die sie fast ganz bewohnt, sich in ihren Equipagen herum zu tummeln pflegt, todt und einsam.

Am liebsten und längsten weilten wir schon einige Male auf einem für den ersten Anblick sehr schönen imponirenden Platze, zwischen dem alten Schlosse und den Linden. Da hat man die schönsten Gebäude Berlins vor und rund um sich.

Das Opernhaus, das in den ersten Jahren der Regierung dieses Königs von einem Herrn von Knobelsdorf gebauet wurde, ist bei weitem das schönste. Es ist von ganz reiner Architectur im edelsten Style. Wenn sein Innres dem Äußern entspricht, so muß es eines der schönsten Theater in der Welt seyn. Die Colonade beim Haupteingange ist in dem Sinne jener von dem Pantheon in Rom gedacht; aber nur, wie der alte König in seiner Lobrede auf den Baumeister, sehr richtig und fein bemerkt, nur nach ihr gedacht und entworfen, nicht kopirt.

Unwillig sieht man in der Nähe dieses schönen edlen Gebäudes die höchst geschmacklose neue Bibliothek. Ihre Facade gleicht einer der geschmacklosesten Kirchen in Rom, die sich auch in der Nähe des herrlichen Pantheons befindet. Ich besinne mich in diesem Augenblick ihres namen-

losen Namens nicht, es ist aber die einzige Kirche mit einer solchen eingedrückten Facade, die ich in Rom glaube gesehen zu haben. Und abscheulich wär' es, wenn jene schimpfliche Nachbarschaft, — vielleicht vermittelst eines römischen Bilderbuchs, — auch diese unnatürliche Zusammenpaarung hervorgebracht hätte! Daß die Facade der Bibliothek einer altfränkischen geschweiften Commode ähnlich sieht, muß jedem gleich einfallen. Ein Franzose der sie sich von allen Seiten besah, und von ihrer unförmlichen Hinterseite doppelt beleidigt wurde, sagte witzig genug: c'est par devant une commode, et par derrière une commodité!

Ein Judenjunge, der nie weiter als bis Frankfurth an der Oder gekommen war, sagte als er die Bibliothek zum ersten Male sahe mit einer ächt jüdischen Wendung: »hab' ich doch all mein Lebtag, so weit ich auch in der Welt gewest bin — wo kon ich gewest seyn? In Frankfurth! — solch ein Gebäud nicht gesehen!«

Die unglückliche Ueberschrift: *nutrimentum Spiritus*, die niemand dem alten unlateinischen Könige verdächtig zu machen, oder zu bessern wagte, giebt um so leichter und häufiger Veranlassung zu Spott und Hohn, da der untre Stock des Gebäudes zu einer Tabacksniederlage bestimmt seyn soll.

Zwischen diesen beiden hetrogenen Gebäuden

ſteht im Hintergrunde die katholiſche Kirche, die beim erſten Anblick angenehm genug wirkt; aber durchaus keine nähere Unterſuchung leidet. Das Verhältniß der Kuppel zu dem untern Gebäude iſt gänzlich verfehlt: und die eingemauerten Säulen am Eingange erinnern nur wieder an die rotunda zu Rom um von dieſer Kirche ſchnell wegzuſehen.

Das Prinzheinrichſche Palais iſt eben kein ſchlechtes Gebäude, befriedigt aber durchaus nicht. Es iſt nicht ohne Charakter, die Dürftigkeit und Kleinlichkeit deſſelben erregt aber ein innres Mißfallen. Es ſoll inwendig ſehenswerther ſeyn. Wir werden ja ſehen!

Näher dem Schloſſe zu ſieht man das prächtige Zeughaus im reichſten Geſchmacke gebaut. Vielleicht iſt es überladen mit Verzierungen, aber dieſe ſind wieder bis ins kleinſte Detail von ſo ächtem Kunſtwerthe, und ſo ganz im Coſtum, daß der Bauverſtändige überall zu ſtudiren findet. Der brave trefliche Schlüter hat nicht blos Entwürfe und Zeichnungen dazu geliefert, er hat ſelbſt Hand an der Ausführung gelegt. Eine große Mannigfaltigkeit in den Zeichnungen und eine hohe Eleganz in der Ausführung der Helme, die ſich als erhabne Arbeit über allen Fenſtern befinden, hat mich höchſt begierig nach den Köpfen

verwundeter und sterbender Krieger gemacht, die als Verzierung im innern Hofe über jedem Fenster angebracht, und ganz von Schlüters eigner Hand ausgeführt seyn sollen. Es gehört eine besondere Anmeldung und Erlaubniß dazu, um ins Zeughaus eingelassen zu werden, und diese war heute sogleich auf der Stelle nicht zu erhalten.

Mich interessirt in den Werken der schönen Künste nichts mehr als bestimmte Charaktere und reingehaltne Gattungen. Und so machte mir heute das höchst einfache, von allen Verzierungen entblößte Gießhaus, das nur massiv seyn soll, hinter dem *reichen prächtigen* Zeughause viel Vergnügen. Ich weiß nicht, ich fühlte mich in meinem Innern dadurch so angenehm nach Paris versetzt, wo das ächtcharakteristische der vornehmsten Gebäude mir auch stets so wohl that.

Gegen über vom Zeughause hatten wir das Kronprinzliche Palais und diesem zur Seite das Palais des Markgrafen von Schwedt. Beides brave Gebäude, aber doch weiter durch nichts besonders ausgezeichnet. In Paris z. B. gibt es deren einige hundert von der Art die kein Mensch sich einfallen läßt Palais zu nennen, oder als etwas Merkwürdiges zu bezeichnen. Ein Privatgebäude, zurückstehend vom Zeughause, in welchem izt die Regie hausen soll, verdient eher Aufmerksamkeit.

Das alte Schloß, das wir im Vordergrunde hatten, hat wahrlich einen großen imposanten Charakter. Aber zergliedert will es nicht seyn, es ist aus so heterogenen Theilen zusammengesetzt, so nach verschiedenen Ideen, zu verschiedenen Zeiten ausgebaut, und doch auch als ein solches zusammengestücktes Ganze unvollendet geblieben. — Doch hat es schöne einzelne Parthieen, um die wir uns gewiß näher bekümmern werden.

Was nun den ganzen Eindruck von diesem schönen Platze betrift, so fühlten wir bald, daß die nähere Betrachtung und freie Zergliederung der einzelnen Gebäude dem Eindruck des Ganzen sehr unvortheilhaft war. Die Seele konnte hier nicht mit Vergnügen alle die einzelnen Theile, zu einem Ganzen vereinigt, um so kräftiger genießen; die Bibliothek, und die sogenannten Palläste kamen gar zu sehr in die Queere. Auch bilden alle diese Gebäude nicht eigentlich einen Platz der einen angenehmen ganzen Ueberblick gestattete, sondern begränzen mehr eine unregelmäßig erweiterte Straße. Mehrere alte verunstaltende Gebäude stehen jenen auch hinderlich zur Seite. Wir kehrten also dem allen, jedesmal halb unbefriedigt, den Rücken, und wanderten die angenehmen Linden lang. Ein schöner Blick, diese Straße hinab! Fünf Lindenalleen füllen ihre Mitte. Die mittelste

von

von doppelter Breite, zur Fußpromenade bestimmt, und zwey Alleen auf jeder Seite zum Fahren, deren jede so breit ist, daß sich die Wagen darin bequem ausweichen können. Neben den Häusern noch ein breiter Weg für Fußgänger und zum Vorfahren vor den Häusern. Die Häuser selbst meist alle neu und sehr in die Augen fallend.

Mit der Bauart aber ist es unter diesem Könige, überhaupt schlecht bestellt. Die meisten Häuser haben weder wahre äußere Schönheit noch innere Bequemlichkeit. Man kann sich nichts lächerlicheres denken als die Verzierungen an dem größten Theil derselben. So sind z. B. an sehr vielen Häusern Kasken und Helme und verzweifelnde Kriegerköpfe über Thür und Fenstern angebracht, weil Schlüter das Zeughaus so charakteristisch damit verziert hat. Auch die ganze Gestalt der Häuser ist meistens sehr schlecht. Du siehst da eine Menge Häuser vier Stock hoch und auch nur vier Fenster breit: andere mit hohen oben gewölbten Kirchenfenstern und kleinen schmalen Sakristeithüren; andre mit zwei drei verschiedenen Fensterformen in den verschiedenen Stöcken, selten Thüren und Fenster von schönen oder auch nur angenehmen Verhältnissen. Die meisten Eingänge bestehen aus gemeinen Flügelthüren, wo zur Einfahrt in der Mitte eine kleine gangbare Thüre

eingeflickt ist. Mit der innern Bequemlichkeit soll es oft noch schlechter aussehen. —

Die ganze Art zu bauen ist überhaupt so widersinnig als despotisch. Deshalb ermangelt indeß so leicht kein Berliner dem Fremden mit hoher Nase zu verkünden, der König baue den Bürgern die Häuser umsonst. Man hat mir schon vieles über die Verfahrungsart des Königs hiebei erzählt — doch davon lieber künftig, wenn ich erst verständige Männer des Geschäfts darüber gesprochen haben werde.

Dadurch, daß die Häuser der schönen Straße, unter den Linden, zu gleicher Zeit und hintereinander fort neu gebaut worden sind, haben die Linden — die so schön gewesen seyn sollen! — gewaltig gelitten. Man hat für die Bäume durchaus keine Vorsicht angewandt. Die Baumaterialien sind — wie ich es heute noch bei einem neuen Baue fand — dicht um die Bäume herum aufgepflanzt worden und haben einen ganzen Sommer hindurch, auch wohl länger den Wurzeln allen Zugang von Luft, Thau und Regen genommen. Dazu die Staub- und Kalkwolken, die sich Jahre lang auf die Blätter niedergelassen und daran festgesetzt, und so auch diese in ihrem Ausdünstungs- und Einsaugungsgeschäft gestört haben. Sehr wenig gesunde unverstümmelte Bäume sieht

man in allen sechs langen unabsehlichen Reihen. Man pflanzt junge Bäume nach, das läßt izt den Verfall der Alten aber nur desto mehr bemerken. Und auch dabei geht man wieder so nachlässig zu Werke, daß man nicht einmal lauter Linden, die es nun doch einmal seyn sollen, zum Nachpflanzen nimmt, und von den Linden wieder nicht so hoch- und starkstämmige als sich gar wohl verpflanzen lassen.

Ja man scheint die Ursachen, die die Bäume während dem Baue der Häuser so verwüsteten, so wenig beachtet zu haben, daß man den mittlern breiten Fußweg einige Fuß hoch mit zerstoßnen irrdenen Capseln aus der Porcellanfabrik erhöht, und diese Erhöhung bis dicht an die Bäume fortgeführt hat, so daß nun die Wurzeln auf immer mit dieser für Luft, Thau und Regen undurchdringlichen Lage beschwert worden sind, und den neugepflanzten Bäumen vor ihrer Einpflanzung schon ihr Grab bereitet ist.

Am Ende dieser Lindenpromenade kommt man auf einen schönen regelmäßigen Platz der zum Thore führt. Diese freien Plätze, deren es innerhalb mehrerer Thore hier giebt, gefallen mir sehr. Es ist mir nichts widriger als wenn ich beim Eintritt in ein Stadtthor gleich in eine schmale, oder auch wohl breite, Straße mich eingeschlossen sehe.

So aber kömmt man hier bey den Hauptthoren erſt auf einen großen runden oder vieleckigen gutbebauten Platz, athmet noch in den Mauern einige Minuten frey und fühlt ſo den Kerker weniger.

Daß nun dieſes ſogenannte Brandenburger Thor unmittelbar in den Thiergarten führt mache dieſe Promenade in ihrer Art einzig ſchön. Mit dem Thiergarten ſind wir noch wenig bekannt, obgleich wir heute einige Stunden darin herum geritten ſind. Wir mußten denn doch meiſtens in den Hauptalleen bleiben. Auch ſo hat er uns indeß ſchon viel Freude gemacht: ich verſpreche mir aber ganz andere Dinge davon wenn wir ihn im ſchönen Frühlinge einſam zu Fuße durchſpähen werden. Ach daß es doch an Deiner Hand geſchehen könnte!

N. S. Ich ſchicke Dir heute die neue Ausgabe von Nikolais Beſchreibung von Berlin, damit ich Dir künftig nicht alles was ich nenne beſchreiben darf.

III.

Brave Tyrolermenschen.

Ein Familiengemählde.

Wenn ihr aus dem gesegneten Baiern durch die Porta Claudia in mein liebes schönes Tyrol eintretet, und, die Ebene lang, von hohen, schneebedeckten Felsenwänden eingeschlossen, in eurem stillen Herzen des edlen Medicäerweibes, *) dem diese Felsenfeste ihren schönen Nahmen danket, mit Rührung und Bewunderung gedenket — dann so über anmuthige Wiesen, von einem hellgrünen Fluß durchströmt, durch manches lustigumpflanzte Dorf in schöne Waldung kommt, die, immer größer, immer reicher, endlich euch ganz umgibt, und euer Auge sich nicht satt siehet an dem lustigen mannichfachen Gemische von köstlichen Tannen und

*) Claudia aus dem edlen Florentinischen Hause Mediris, ward 1625 Gemahlinn des Erzherzogs Leopold, 1632 Wittwe und Vormünderinn ihrer Kinder, als solche regierte sie bis zur Volljährigkeit ihres ältesten Sohnes Ferdinand vierzehn Jahre lang das von Feinden angefallne und bedrückte Land mit großer Klugheit und Standhaftigkeit und legte unter andern festen Plätzen auch die ihr zu Ehren Porta Claudia benannte Grenzfeste an, die noch jetzt unter demselben Nahmen von Baiern her der Schlüssel des Landes ist.

Fichten und Lerchenbäumen und Birken und Espen, und ihr nun allmählich, erst bequem, bald steil und immer steiler hinabsteigt, und der herrliche Wald um euch her immer schöner und reicher wird, sich noch köstliche Buchen und Ahorn und Eschen und Linden zu jener reichgemischten Holzung gesellen und es nun endlich unaufhaltsam schnell ins schöne Oberinnthal hinab geht: dann kommt ihr zuerst in das liebliche Dorf Ziel.

Der frohmüthige Gastwirth, ein ächter Tyroler, an männlicher Gestalt und frohsinniger Geberde, bewirthet euch sogleich mit lieblichem feurigen Tyrolerwein, mit schneeweißem Brodte und wunderschönen Tyroleräpfeln. Beim lustigen Mahle erinnert er euch, die wundervolle Martinswand ja nicht unbesucht zu lassen. Er gibt euch dann einen braven und flinken Führer, dieser geleitet euch auf einem lieblichen Fußpfade, über anmuthige Wiesen, dann durch angenehmes Gesträuch von gelbblühendem Bosel, Wachholder- und rothbesamten Hundsbeeren, der Boden bedeckt mit süßduftender Reseda, und gelben und violetten Aurikeln. Nach und nach verliert sich das Gesträuch. Der Weg wird steiler, es rollt das lose Gestein unter euren Tritten das steile Bette des versiegten Felsstroms lang hinunter. Euer Führer tritt nun vor euch, reicht euch den knotigen Stab und heißt euch anfassen; so kommt

ihr leichter die steile Höhe hinan, wo sich der Fußpfad bald ganz zu verlieren scheint, und wo sich hervorragende Felsstücken zum geschickten Sprunge darbieten. Der Führer räth euch, nicht rechts in die jähe Tiefe zu blicken, nur auf ihn zu sehen und ihm jeden wohlgewählten Schritt getreu nachzuklettern. Euer Muth wächst, und ihr würdet eure Geschicklichkeit zu bewundern anfangen, wenn der felsgeübte Führer euch nicht lächelnd erzählte, wie dieser Fußweg vor wenig Jahren für den Kaiser Joseph so gut gebaut worden wäre; wie man in die ganz schroffe Felswand hie und da Öffnungen sprengte, um dem Fuße den sichern Tritt, der Hand die schützende Haltung zu geben, hier anstützte, dort ausfüllte. Kaiser Maximilian, der hatte es nicht so gut! Im höchsten Eifer der Jagd verfolgte er einen Hirsch und, ohne zu wissen wie, gerieth er da oben in die Höle, die wir nun bald erklettert haben werden. Der Hirsch that vor seinen Augen den tödtlichen Sprung über die steile Felswand in die jähe Tiefe hinab. Da stand der Kaiser am schaurigen Absturz. Nach allen Seiten war der Fels verschlossen. Tag und Nacht suchte er vergeblich nach einem Auswege. Er rief, er jammerte laut ins Thal hinab. Alles Volk versammelte sich, niemand konnt' ihm helfen; alle Versuche waren vergeblich. Mit innbrünstiger Gebährde verlangte

er endlich nur nach dem Allerheiligſten. Singende Prieſter brachten es herbei, flammende Kerzen, die die Nacht erhellten, in emporgehobnen Händen; und könnte es ihm gleich nicht körperlich gereicht werden, ſo genoß er es doch mit den Augen des Leibes und Geiſtes. Darauf ergab er ſich ſeinem Geſchick. Und als keine Furcht und keine Begier mehr ſich in ihm regte, trat ein freundlicher Knabe zu ihm, bot ihm die Hand, hieß ihn folgen, und geleitete ihn einen ſchmalen ſteilen Weg ins jenſeitige Land hinab, wo keiner ihn geſucht hatte, und auch keiner ihn wiederfand.« So ſagt die Legende.

Nun ſeid ihr in der Höhle: ein hohes majeſtätiſches Gewölbe, von der Natur tief in die Felswand hineingegraben. Ihr wendet euch um und mit frohem Staunen ſeht ihr das Thal entlang. Vor euch der ſchöne Innſtrom, in ſanften Krümmungen hinabfließend; abwärts eine künſtlich bedeckte Brücke; Felder voll türkiſchem Waitzen und Roggen, von Erdäpfeln, Bohnen und Erbſen durchſtreift. Die ſchön gebaute Landſtraße von Innſpruck her, das ihr zur Linken habt, läuft durch dieſe anmuthigen Felder hindurch und verliert ſich rechts hin in dem lieben Dorfe, das ihr eben verlieſſet. Jenſeits des ſchönen Stromes ſeht ihr köſtliche Wieſen, belebt von ſtattlichen grauen und buntgefleckten Kühen

und Ochsen. Schön bewachsne Hügel und Berge schließen die Wiese weitumfassend ein, und werden wieder von steilen Felswänden, deren höchste Häupter selten ohne Schnee sind, entfernt eingeschlossen. Gerade vor euren Augen bilden zurücktretende Berge ein liebliches Amphitheater. Erst erhebt sich die freie Wiese, hie und da erscheinen kleine Büsche von Hasel- und Hollundergesträuch, auch Klumps von schlanken Erlen und Espen, andre von dickbelaubten Linden und Ahorn, wie nur immer der Naturergreifende Engländer sie in seinen Gärten glücklich nachbilden mag. Einzeln stehen hie und da prächtige Wallnuß- und schlanke rundumkleidete Lerchenbäume. Bauerhöfe liegen lustig zerstreut herum mit ihren Gärten, gepropft voll schönen Kirschen- und Äpfeln- und Birnbäumen, und den gedrängten Krautfeldern, rund mit zierlicher Einfassung umgeben. Ganz im Hintergrunde liegt das Dorf Oberberfuß, das durch seinen braven Peter Anich, dem treflichen geographischen Bauern berühmt ward. Da wallet ihr gerne hin, wenn ein fröhliches Mahl euch gestärkt, der feurige Wein aufs neu' euch belebt hat.

Vor allen fällt euch zur Seite eine schöne zierliche Landwohnung ins Auge. Ihr fragt nach dem Nahmen des edlen Besitzers und erfahrt von eurem Führer: sie gehöre einem Manne, der durch

Muth, Fleiß und Klugheit der glücklichste Landmann im Lande war, den aber auch wieder das höchste Unglück traf, das einen glücklichen Hausvater treffen kann.

Ich erzähl' euch jetzt von dem Leben und wandelnden Schicksale der braven Leute, so viel ich von Freunden und Nachbarn dort herum erfuhr, und wie ich es in Briefschaften finde, die mir meine warme Theilnahme an dem Schicksale der guten Menschen verschafte.

Franz Baumbach sollte eben sein väterliches Erbe übernehmen, das seit undenklichen Zeiten in sichtlichem Anwachs von Vater auf Sohn erbte. Obgleich der alte Peter Baumbach noch ein Starker unter den Greisen war, so wünschte er doch die letzten Jahre seines mühevollen Lebens in Ruhe zuzubringen, und es noch mit eignen Augen anzusehen, ob sein lieber Franz das stattliche Hauswesen wohl so gut verwalten würde, daß auch er die liebe Stäte mit der Hofnung zu frischem Anwachs des Wohlstandes verlassen könnte.

Höre Franz, sprach er zu dem braven Burschen, da er ihn eines Abends in der wohlgeordneten Baumschule fand, die Franz vor sechs Jahren angelegt hatte, höre Franz, du bist nun 25 Jahr alt und bist ein braver verständiger Bursche. Den Garten hälst du treflich in Ordnung; die Bann-

ſchule gedeiht ja zuſehends. Keine zehn Jahre gehen hin, ſo haſt du das halbe Thal mit ſchönen Obſtbäumen bepflanzt. Die Äcker ſind in den letzten Jahren nicht ſchlechter geworden; du haſt gut acht gegeben und gewiß brav mit Hand angelegt. Vetter Anich lobt dich auch und ſagt du hätteſt nicht umſonſt beiher ſo über den Büchern geſeſſen; du wüßteſt von Himmel und Erde mehr als mancher Schulmeiſter und könnteſt, wenn du ſonſt Luſt hätteſt, deinen Haushalt regelmäßiger führen, als mancher Beamte thut. Wenn das aus den Büchern heraus kommen kann, dann laß ichs mir gefallen, ſonſt weißt du wohl, halt' ich eben nicht viel auf den gelehrten Schnickſchnack. Nun hör an, lieber Franz, nun ſuch' dir ein Mädel aus; ein hübſches und tüchtiges Mädel, hör'! Und iſt das Mädel ſo eine brave Hauswirthin, wie unſers guten Nachbars Pepi,*) dann tret ich dir die ganze Wirthſchaft ab, zieh da in das kleine Häuſel und ſeh dir mit Freuden zu wirthſchaften.

Vater, erwiederte der brave Burſche, ihr ſeid gut und wollt gewiß mein Beſtes, das weiß ich. Ihr ſeht auch gerne, daß ich euch alles frei heraus ſage; das will ich thun. Wenn ihr ſo Abends beim hellen Feuer von euren frühen Feldzügen

*) Pepi, ein dort gewöhnliche Abkürzung des Nahmens Joſephine.

unter dem großen Eugen erzähltet und dabei wieder neu auflebtet und dies und jenes um vieles nicht versäumt haben mochtet, und wie ihr in einem Lande dies gesehen und gehöret, in einem andern jenes, und wie so manches euch bei eurer Feld- und Gartenarbeit wohl zu statten gekommen ist, und wie euch alles nur gering schien, was uns erschreckte, ihr an nichts verzweifeltet, was uns andern schon verlohren schien: da dacht ich oft bei mir selbst: der Vater wäre doch gewiß kein so braver und wohlhabender Mann geworden, wenn er nicht in der Welt viel versucht und viel erfahren hätte! Auch in Büchern fand ichs immer, daß nur solche Leute ihre Sache recht muthig und klug angriffen, und mit Dauer erhielten, die sich in der Welt was rechts herumgetummelt und umgeschaut hatten. Der Krieg wollte mir zwar nie recht zu Sinne; es ist ein gar zu abscheuliges Ding, daß Menschen um nichts und wieder nichts so erbittert gegen einander angehen und sich plündern und morden. Die gestrige Zeitung aber, Vater, die hat mir das Herz ganz umgewandt. Der gewaltige König von Preußen treibts immer ärger gegen unsern braven Kaiser. Böhmen und Mähren ist ja so gut als in seiner Gewalt, wie lang wirds dauern so geht er nach Wien und Gott weiß was dann aus den kaiserlichen Erblanden wird. In der

Zeitung steht wieder ein Aufruf an die braven Tyroler, sich fleißig zu stellen, und es ist mir als wenn ich nun hinaus müßte, um unsern armen Kaiser und unsrer muthigen Kaiserinn, so viel ich vermag, zu helfen. Ihr seid ja auch noch stark und frisch, ihr steht immer noch ein paar Jahre der Wirthschaft ohne viele Mühe vor. Lange kann ja der Krieg eben nicht mehr währen und wird es euch zu sauer, kann ich ja immer wieder abgehn. Gefreit habt ihr ja auch erst spät und habt doch gesunde Kinder groß werden sehen, und von euren ältsten Töchtern auch schon Enkel die Menge. Vielleicht bleibt die Pepi noch einige Jahe bei ihrem Vater, und sind ich sie hernach noch frei, so werb ich um sie.

Der alte Vater fiel dem Sohne mit Thränen um den Hals und rief: geh' in Gottes Nahmen, du braver Junge!

Die Thränen der Mutter und der Geschwister hielten ihnen nicht. Er rüstete sich nach Art der Tyroler Jäger mit gezogener Büchse und krummen Säbel aus, stellte sich freiwillig bei einem Jägercorps und zeichnete sich gleich in den ersten Gefechten durch ächte ruhige Bravour vor vielen andern aus. Seine sehr ordentliche Lebensart und seine Geschicklichkeit im Schreiben und Rechnen, ließen ihn im folgenden Feldzuge zum Unterofficier

und Versorger der Compagnie avanciren. Von dem Augenblick an ward es ihm erst wohl bei der Armee. Der häufige Müßiggang und die beständige Nähe seiner rohen Cameraden war ihm oft sehr lästig geworden. Nun führte er die Angelegenheiten der Compagnie mit der Ordnung und Thätigkeit mit der sein braver Vater seinen großen Haushalt führte. Vom Innhaber der Compagnie bis zum letzten Gemeinen sah ihn jeder für seinen Freund und treuen Versorger an.

Zu Hause ging es auch gut in der Wirthschaft und der Vater fühlte oft, daß er doch wohl zu früh den Gedanken an Ruhe gehabt habe. Nichts zwang ihn den braven Franz vor Beendigung des Krieges zurück zu rufen, so herzlich gerne er ihn übrigens auch wieder um sich gehabt hätte. Alle fühlten jetzt erst recht wie viel der gute Franz in seiner stillen Thätigkeit für alle gewirkt hatte. Überall fehlte seine hülfreiche Hand.

Im letzten Feldzuge hatte Franz das Glück seinen General aus einer augenscheinlichen Lebensgefahr zu retten. Er schonte dabei sein Leben nicht und erhielt einige Hiebe in den Kopf und in die Schulter. Der General glaubte eine so tapfre edle Handlung nicht geringer belohnen zu können, als daß er ihn zum Officiere vorschlug. Das Patent kam an; unser Franz war aber durchs nichts

zur Annahme desselben zu bewegen. Er gestand frei, nur der Eifer für seinen Kaiser habe ihn bewogen sein väterliches Erbe während des Krieges zu verlassen, nichts würde ihn nach dem Frieden länger beim Militär halten können, und da sein einziger Wunsch und Plan sei und bleibe, so bald es Friede würde in seine Heimath wieder zurück zu kehren und sein väterliches Erbe mit eignen Händen anzubauen, könnte ihm der Herr Lieutenant nur im Wege stehen, im geringsten nicht fördern. In seinem stillen Herzen achtete er sich und seine wohlverdiente Unterofficierstelle, die ihm Gelegenheit gab, so vielen nützlich zu werden, auch zu hoch um sie leichtsinnig zu vertauschen. Ein Brief an seinen Vater, der letzte, den er aus dem Felde schrieb, sagt dieses und manches andere zu naiv, als daß ich ihn nicht gerne hier abdrucken ließe. Wer Theil an Menschen nimmt, die an der Hand der Natur auf eignen Beinen wandeln, wird auch das Umständliche darin nicht unbedeutend finden.

»Ich kont' Euch in der letzten Zeit nicht schreiben weil ich zwei Monath im Lazarethe lag. Auf einer schlimmen Retirade, bei der unser braver General fast der letzte Mann war, hatte ich das Glück ihn vom Feinde zu befreien. Sein Pferd stürzte dicht neben mir, er kam ganz drunter zu liegen. Ich sprang zu, wollt' ihm hervorhelfen; als eben

deri preußische Husaren, die ihn verfolgten, auf ihn einhieben. Es glückte mir sie so lange abzuhalten bis mehrere von unsern Leuten umwandten, einen Husaren vom Pferde schossen und die andern in die Flucht trieben. Es waren fast die letzten die uns verfolgten. Meine Cameraden hatten mich betäubt weggetragen. Nach einigen Stunden erwacht' ich in einer Dorfschenke und fand meinen Kopf und die Schulter in feste Bandagen gewickelt, das war das erste Mahl in meinen Leben daß ich am Leibe nicht frei war. Der General saß neben mir, und freute sich sehr als ich wieder erwachte. Er fragte mich oft, ob die Wunden im Kopfe auch nicht sehr schmerzten? und nannte mich seinen Erretter. Er wollte mir auch seine Uhr und Börse, die ihm die Feinde bald abgenommen hätten, zum Geschenke machen; ich antwortete ihm aber wie ihr einst einem Prinzen, dem ihr einen ähnlichen Dienst thatet: es sollte mir leyd thun den Dank eines so braven Officiers für Geld und Gold zu verkaufen. Er drückte mir drauf die Hand und sagte: ich sehe wohl, ihr seyd eines bessern Lohns würdig. Und so mag der brave General wohl geglaubt haben mir einen rechten Gefallen zu thun, da er für mich das Officierpatent auswirkte. Aber auch darin folgt' ich lieber eurem Beispiel als dem Zureden mancher Cameraden. In all dem wars freilich

freilich leichter einem solchen Beispiel zu folgen, Vater, als bei der Vertheidigung des braven Generals. Hätt' ich da mit Büchse und Säbel so gut schwadronirt wie ihr damals, wär' ich auch wohl ohne Wunden davon gekommen und hätte die Feinde selbst abtreiben können. Ich habe wohl an euch gedacht, wie ich zusprang.

Der General hält mich nun für eigensinnig, weil er unsern Hausstand, unser Leben nicht kennt und begreift. Das thut aber weiter nichts. So bald es Friede ist, geh' ich ja ab, und beim lustigen Einfahren mit unsern braven Braunen und Rappen und beim Baum-Fällen und Pflanzen hätt' der Officierrock doch nicht gepaßt. Nein, guter Vater, ich weiß zu gut, was das werth ist, so wie ihr als glücklicher Landmann zu leben, unter seines Gleichen der Beste und Klügste zu seyn, ohne sich durch eitles Prahlen den Haß und Neid seines Nachbarn zuzuziehen. Und vieles von dem begreif' ich izt viel besser, als sonst und das ist mit ein paar Narben gar nicht zu theuer bezahlt. Die Wunden haben gut geheilt und ich bring nun doch ein Andenken vom Kriege mit. Die Schmarre über der Stirn wird Pepi doch wohl leiden mögen? Es sieht fast aus als wenn ich so noch die lezte Gelegenheit hätte benutzen sollen: denn alles spricht izt vom Frieden. Nun, mir soll es herzlich lieb

sein. Mich verlangt gar sehr nach Hause und das Elend rund um mich her kann ich kaum länger ansehen.

Ich werde euch manches von den Preussen zu erzählen haben, was euch auch in eurer guten Meinung von den Protestanten bestärken wird, manches was nicht viel anders klingt, als wenn ihr von euren Feldzügen am Rhein erzähltet. Manches und vieles auch, was eben nicht zum Besten für unsre Truppen klingt. Viele Regimenter, und besonders die Officiere haben es oft in ihrem eignen Lande so arg gemacht, daß man in Böhmen am Ende lieber die Preussen als uns aufnahm. Ich glaube fast die einfältigen Leute sehen die Böhmen auch für ihre Feinde an, weil sie eine andre Sprache sprechen.

Und von dem braven Fritz sprechen wir fast eben so viel und eben so gerne als seine eigne braven Soldaten. Das ist noch ein König! Vater, nur so einer sollte König sein! Wunderdinge erzähl ich euch von ihm. Und wie er von seinen Leuten geliebt ist! Wie die Gefangenen, die wir machen, von ihm sprechen! Einen Gefangenen hab' ich mir gemacht, Vater, den brächt' ich euch gerne als Beute mit nach Hause. Es ist ein preußischer Feldwebel von der Infantrie. So was kennt man gar nicht bei unsern Truppen. Der Mann hat

euch studiert, versteht den Dienst und spricht davon, daß wir uns nicht satt hören konnten. Und was er alles für seine Compagnie zu besorgen hat, und wie ordentlich er die ganze Compagnie führt und jedes einzelnen Soldaten Sache! Er sieht die Soldaten seiner Compagnie wie seine Kinder und Zöglinge an. Nur darüber hat er bei uns gejammert, daß seine Compagnie nun in Unordnung kommen wird.

Denkt euch meine Freude, Vater: wie er sieht, daß es mir Ernst ist ihm seine Sachen zu lassen, er aber durchaus darauf besteht, ich müßte mir *irgend was aus* seinen vollgepackten Tornister aussuchen, seh ich daß dieser halb voll Bücher ist. Potz Element! schrie ich, davon sollt ihr mir kein einziges behalten, die könnt' ihr in eurem glücklichen Lande leicht wiederfinden, ich dort für alles Geld nicht. Der Mann hatte solche herzliche Freude an meiner Begierde nach seinen Büchern, daß er mich dann auch beim Wort hielt, und ich bring euch nun gar schöne Bücher von einem gewissen Gellert und Rabner mit, auch eine Erdbeschreibung von einem Büsching, wo auch unser Dorf drinne steht, und ein Buch von Spalding — Vater das klingt ganz anders, als was sie uns dort in Inspruk verkaufen. Wie wird euch das Buch freuen! Man meint im Anfang, das

wäre zu vornehm für unser einen, und doch versteht sichs leichter als manches schlechte Buch; und wo ichs nicht ganz verstand half mir mein braver Feldwebel.

Vater, von dem Mann hab' ich mehr gelernt, als von allen andern Menschen, wenn ich euch ausnehme. Und indem ich eben anfing das alles zum Besten meiner Compagnie so viel als möglich anzuwenden, hätt' ich sollen ein müßiger Unterlieutenant werden? Und das um als Herr Lieutenant, der in nichts mehr paßt, nach Hause zu kommen? Ja auch wenn ich hätte Soldat bleiben müssen ich hätte mich doch wohl bedenken sollen! So aus meinem guten Stand heraus unter die Menge junger windiger Stadtleute, die ihre Stellen kaufen und sie wieder verkaufen, und zu ihren Obern auch meist solche Leute haben, die es für Geld und gute Worte geworden sind! Wenn ich so ein tüchtiger Unterofficier für meine Compagnie werden könnte, wie mein Freund Werner für seine brave Preussen ist, den sie nicht leicht so haben können, wenn sie auch noch Geld und gute Worte dazu geben wollten, so wär ich und die Compagnie doch wohl so besser dran!

Eben da ich mich hinsetze diesen langen Brief zu schließen gehts durchs ganze Lager: Friede, Friede! Nun dann bin ich ja selbst bald wieder

bei Euch und es lohnt des Schreibens nicht weiter. Die Thränen ſtehn mir vor Freuden in den Augen; Vater! Lebt wohl! Gott erhalt euch alle geſund bis zum Wiederſehn. Ich bin gewiß der Erſte zu Hauſe.«

Franz.

IV.

Notiz von Deutschen Journalen.

Um diesen Artikel fürs verfloßne Jahr nicht ganz unbearbeitet zu lassen, wollen wir von den Zeitschriften, die mit demselben angefangen haben, wenigstens diesmal Eine von ihrer Entstehung her etwas ausführlich anzeigen. Wir wählen dazu die Horen als diejenige welche das größte Aufsehen erregt hat und unstreitig die meisten merkwürdigen Aufsätze enthält.

Darum verkennen wir gewiß nicht den großen Werth von Posselts europäischen Annalen, welche dem Geschichtforscher ein unentbehrliches Handbuch seyn und bleiben werden, und denen nur eine weniger gesuchte und geschrobene Sprache zu wünschen wäre; auch nicht den edlen ernsten Ton und achtungswerthen Inhalt der neuen deutschen Monatschrift; eben so wenig die zweckmäßige Einrichtung und Behandlung des Journals Frankreich im Jahr 1795. und den interessanten, wiewohl etwas zu einseitigen und zu ungleich bearbeiteten Inhalt der Beiträge zur französischen Revolution und den angenehmen unterhaltenden Charakter des Berlinischen

Archivs; welche alle in dem verfloßnen Jahre ihren Anfang genommen haben.

Von dieſen allen und von dem Deutſchen Merkur, der Berliniſchen Monatſchrift, dem Genius der Zeit, dem deutſchen Magazin, der deutſchen Monatſchrift, der Minerva, den Friedenspräliminarien, der Klio und vielleicht noch einigen andern Zeitſchriften zeigen wir künftig jeden Monat das eben erſchienene Monatſtück an.

Es bedarf wohl kaum der Erinnerung, daß dieſer wichtige Artikel, der von den recenſirenden Zeitſchriften wo nicht faſt aus der Acht gelaſſen, doch immer ſehr ſpät und in keinem Verhältniß mit dem großen Einfluſſe den dieſe Modelectüre auf den Geſchmack und den Charakter der Nation haben muß, behandelt wird, hier in dieſer Schrift nicht von Einem unſrer Mitarbeiter allein behandelt werden, ſondern das Werk mehrerer in verſchiedenen Fächern erfahrner Männer ſeyn wird.

Die Horen.

Eine Monatſchrift herausgegeben von Schiller.

Inhalt der Ankündigung. Ueber das Lieblingsthema des Tages, (Krieg, po-

litische Meinungen, Staatscritik) legen sich die Verfasser der Horen ein strenges Stillschweigen auf und verbieten sich ausdrücklich alle Beziehungen auf den jezigen Weltlauf und auf die nächsten Erwartungen der Menschheit. Durch ein allgemeines höheres Interesse an dem was rein menschlich ist wollen sie die durch das beschränkte Interesse der Gegenwart in Spannung gesetzten eingeengten und unterjochten Gemüther wieder in Freiheit setzen und die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder vereinigen, heitere, leidenschaftfreie Unterhaltung, gesammelte Züge zu dem Ideale veredelter Menschheit, stiller Anbau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer Sitten alles zur Beförderung wahrer Humanität u. s. w. soll der Inhalt und Zweck der Horen, Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede, soll der Geist und die Regel dieser Zeitschrift seyn.

Folgende genannte Schriftsteller nehmen an dieser Monatschrift Antheil: Archenholz, Dalberg (der sich im fünften Stück wieder davon losgesagt hat), Engel, Fichte, Funk (in Dres-

den), Garve, Genz, Gleim, Göthe, Gros, Herder, Hirt, Hufeland, beide Brüder Humbold, Jacobi (aus Düsseldorf), Matthisson, Meyer (in Weimar), Pfeffel, Schiller, Schlegel (in Amsterdam), Schütz, Schulz, Woltmann. Die Namen der Verfasser der einzelnen Aufsätze werden erst am Ende des Jahrganges angezeigt. Jedem deutschen Schriftsteller, der sich den nothwendig gefundenen Bedingungen des Instituts (die aber nicht näher angezeigt werden) zu unterwerfen geneigt ist, steht die Theilnahme daran offen.

Jeden Monat erscheint ein Stück von 7 Bogen in gr. 8. auf Schreibpapier. Der Jahrgang kostet ein Carolin oder 6 Thl. 8 gr. sächs. Das einzelne Stück 16 gr. Die Mitarbeiter wenden sich an den Herausgeber, die Subscribenten an die Buchhandlungen und Postämter. Die Namen der Subscribenten werden am Ende des Jahres abgedruckt.

Inhalt des ersten Stücks. I. Epistel. II. Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. III. Unterhaltungen Deutscher Ausgewanderten. IV. Ueber Belebung und Erhöhung des reinen Interesse für Wahrheit.

Wer erkennt nicht den Meister in folgenden Versen der Epistel:

— — — Es liest nur ein jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest es
In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst Du daher durch Schriften des Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
Aber bestärken kannst Du ihn wohl in seiner Gesinnung,
Oder wär' er noch neu, in dieses ihn tauchen und jenes.

Ob es der Absicht des Dichters wohl entgegen seyn mag, daß diese Epistel, so verschieden sie auch gedeutet wird, für Jeden, Beziehung auf das Lieblingsthema des Tages zu haben scheint? Daß der Demokrat in dem Hans ohne Sorge den privilegirten nutz- und geschäftlosen Aristokraten, auch wohl den aus seiner Heimath Vertriebenen, in manchem deutschen Ländchen in anständiger Faulheit gefütterten Emigranten siehet *); sein Gegner aber sich freuet, wie der neu-

*) Bekanntlich sind in mehreren deutschen Ländern aus Frankreich emigrirte tüchtige Fabrikanten und Handwerker, wenn sie gleich zu solchen Gewerben gehörten, bei denen es in Deutschland an brauchbaren Arbeitern sehr fehlt, wenn sie gleich ihre vorzügliche Geschicklichkeit für jeden Preis antrugen, wenn sie auch gleich aus Unzufriedenheit mit den neuen Einrichtungen ausgewandert waren, dennoch als moralisch verpestete Bürger zurückgewiesen worden; dahingegen hochbetitelte unwissende Müßiggänger, deren Muthwille und egoisti-

ausgedachte Demokratenstaat darin so widrig lächerlich gemacht wird? Daß sich die Verfasser über diese Gegenstände das strengste Stillschweigen auferlegt haben, geht den launigen Dichter freilich nichts an, kann aber auch Diejenigen, die des Dichters uneingeschränktes Privilegium nicht kennen, oder nicht anerkennen wollen, von jenen Deutungen um so weniger abhalten, da der dritte Aufsatz nicht nur Scenen des gegenwärtigen Krieges und ihre Folgen zum Gegenstande hat, und der Autor und die darin vorkommenden Personen sich nicht begnügen, über das Lieblingsthema des Tages zu urtheilen und zu streiten, sondern auch die ganze Vertheilung der Charaktere und Maximen ein bestimmtes verdammendes Urtheil über ein Lieblingsthema des Tages fällt. Der Autor spricht für den Adel und Adelstolz, er und seine eingeführten Personen beurtheilen die französische Nation, den jetzigen Krieg und seine schlimmen Folgen, die politischen Klubs, die verbreiteten

sche Anmaßungen jene neue Ordnung der Dinge zunächst veranlaßt hatten, nicht nur aufgenommen, sondern auch mit Capitalien zur Einrichtung und mit ansehnlichen Pensionen unterstützt worden sind. Daß ihnen übrigens das niederträchtige Arbeiten, wie dem so glücklich abgeprügelten Hans ohne Sorge in der Epistel, wirklich bei ähnlicher Strafe untersagt worden sey, hat eben nicht verlauten wollen.

Gesinnungen und Meinungen, die Verfassung welche die Franzosen einzuführen streben, ja sogar die künftige wahrscheinlich schlechte Behandlung ihrer eroberten deutschen Provinzen. Unter den handelnden Personen sind alle, die in ganzen Kutschen und Halbchaisen, begleitet von schwerbeladenen Brankards, fahren, und alle, die bald hernach auf dem Gute der Baronessin anständige Besuche abstatten, vortrefliche Leute, und wie sichs versteht, mit dem Onkel Geheimerrath dem alten System zugethan. Nur ein junger Vetter Carl, der sich von der blendenden Schönheit hatte verführen lassen, die unter dem Namen Freiheit sich erst heimlich, dann öffentlich so viele Anbeter zu verschaffen wußte, der von seiner Leidenschaft verblendet war, gleich Liebenden, denen Stand, Glücksgüter, alle Verhältnisse Nichts sind, denen Eltern, Verwandte, Freunde fremd werden, nur der ist für die neue Sache und für die Franzosen, und muß es denn natürlicher Weise auch ganz uneingeschränkt seyn, muß alles was bei den Neufranken Gutes oder Böses geschah unmäßig loben, muß Angesichts aller Verwandten und Freunde, die entgegengesetzter Meinung und Opfer des Krieges sind, sein lautes

Vergnügen über die Fortschritte der Franzosen auf deutschem Boden auslassen, muß Leuten, die eben erst dadurch, daß das Glück sich wieder zu den deutschen Waffen gesellt hatte, zu einem Theil ihres Eigenthums gelangt waren, und eben auf einem Gute von der schönsten Lage ihren ererbten Wohlstand genossen, ihnen ins Gesicht muß er den Waffen der Franzosen alles fernere Glück wünschen, muß dem alten Geheimenrath, der das Zutrauen seines Fürsten verdiente und besaß, ins Angesicht jeden Deutschen auffordern der alten Sclaverey ein Ende zu machen, und muß den »edlen« Deutschen verheißen, daß die Franzosen diejenigen, die sich für sie erklärt, mit Ehren, Gütern und Zutrauen überhäufen würden; muß dem alten Onkel starke Vorwürfe machen, die ihn persönlich treffen und in jedem Sinne beleidigend sind und laut ausrufend, muß er endlich hoffen, daß die Guillotine auch in Deutschland eine gesegnete Erndte finden und kein schuldiges Haupt verfehlen werde. So muß der junge unbesonnene, muthwillige Mensch das Glück und den frohen Genuß des ganzen Familienkreises stören und zerrütten. Nur der Hofmeister, ver-

muthlich: als Repräsentant jener Kleinen und Schwachen, die in der Dunkelheit des Wahns, in der Unkenntniß ihrer selbst, ihrer Kräfte und Verhältnisse sich dem Mächtigen und Großen, dem nichts lächerlicheres erscheinen kann, gleich zu stellen dünkt, nur der Hofmeister giebt ihm im Stillen recht und die Kammermädchen, denen die Gestalt des demokratischen Vetter Carls reizend und seine Freigebigkeit respektabel war, hörten ihn gerne reden, weil sie sich durch seine Gesinnungen berechtigt glaubten, ihre zärtlichen Augen, die sie bisher vor ihm bescheiden niedergeschlagen hatten, nunmehr in Ehren nach ihm aufzuheben.

Ist das ehrlich? heißt das strenges Stillschweigen über das Lieblingsthema des Tages, über Krieg, politische Meinungen und Staatscritik strenges Stillschweigen beobachten? Alle Beziehungen auf den jezigen Weltlauf auf die nächsten Erwartungen der Menschheit vermeiden? Heißt das nicht, vielmehr, die wichtigen Gegenstände mit dictatorischem Uebermuthe aburtheilen, und das einseitige Urtheil mit hämischer Kunst dem Schwachen und Kurzsichtigen annehm-

lich, durch imponirende Namen ehrwürdig machen wollen? So unschuldig der achtungswerthe Herausgeber auch immer an dem Inhalte dieses Aufsatzes seyn mag, so unverzeihlich bleibt es doch, so etwas ganz dem angekündigten Plan' entgegenlaufendes von irgend einem Mitarbeiter aufzunehmen.

Um uns bei diesen Unterhaltungen, die einen großen Theil der Horen einnehmen künftig nicht weiter aufzuhalten, wollen wir nur noch mit Einem Worte bemerken, daß es beim Autor derselben eine sehr geringe Meinung von der deutschen Lesewelt voraussetzt, wenn er weiterhin glaubt sie durch leere Gespenstergeschichtchen von dem zwar nicht reinen aber wahren großen Interesse der Menschheit abziehen zu können, durch plumpe italiänische Keuschheitsmethoden, die durch das beschränkte Interesse der Gegenwart in Spannung gesetzten deutschen Gemüther zur Ruhe zu bringen und durch die humoristische Stellung eines Wunderwürkenden Gebets, zu dem sich in einem drauf folgenden Gedicht der Heiland geflissentlich gesellt, die unterjochten Gemüther in Freiheit zu setzen.

Ueber den zweiten Artikel, dessen würdiger Verfasser eben so leicht, als der vorige schwer zu erkennen ist, schweigen wir, bis wir die Briefe ganz vor uns haben und fassen diese dann zuletzt

mit einigen andern dahin einschlagenden Aufsätzen des Journals zusammen.

Die unbedingt nothwendige Frage für jeden der die Würde der Vernunft in sich behaupten will: was habe ich zu thun um reines Interesse für Wahrheit in mir zu wecken, oder wenigstens dasselbe zu erhalten, zu erhöhen und zu heben, beantwortet der vierte Aufsatz auf eine höchstbefriedigende Weise. Einen solchen Aufsatz, der für die höchste Sache der Menschheit ächtphilosophische Gründe, in einer so lebendigen, kräftigen Sprache vorträgt, sollte man billig ohne Bedenken auf alle mögliche Weise zu vervielfältigen suchen, und wieder und immer weiter abdrucken lassen, bis er in aller Leser Hände wäre. — Wir haben uns für unsern Raum schon leider viel zu lange bei dem vorigen Artikel aufgehalten, der uns indeß für den Charakter der ganzen Monatschrift von zu hoher Bedeutung zu seyn schien als daß wir ihn hätten kürzer abfertigen können. Hier also nur die Hauptgedanken des vor uns liegenden wichtigen Aufsatzes.

Wie jedes Interesse überhaupt, so gründet sich auch das Interesse für Wahrheit auf einen ursprünglich in uns liegenden Trieb.

Unter

Unter unsern reinen Trieben ist auch ein Trieb nach Wahrheit.

Jede entdeckte Wahrheit, jeder erkannte Irrthum erzeugt ein Gefühl des Beifalls oder der Abneigung, beides völlig unabhängig von dem Inhalt und den Folgen.

Aus wiederholten Gefühlen der gleichen Art entsteht ein Interesse für Wahrheit überhaupt.

Ein solches Interesse läßt sich nicht hervorbringen aber wohl erhöhen.

Dies geschieht durch Freiheit wie jede sittliche Handlung.

Jedes praktische Interesse im Menschen erhält und belebt sich selbst.

Jede Befriedigung verstärkt es, erneuert es, hebt es mehr hervor im Bewußtseyn.

Die Hauptvorschrift zu Erhöhung jedes Interesse im Menschen heißt demnach: befriedige deinen Trieb.

Daraus fließen für den gegenwärtigen Fall zwei Regeln: entferne jedes Interesse, das dem reinen Interesse für Wahrheit entgegen ist, und suche jeden Genuß, der dieses Interesse befördert.

Vom Genuß, der sich blos auf Befriedigung der animalischen Sinnlichkeit gründet, und der sich in sich selbst verzehrt und vernichtet ist hier nicht

die Rede. Geistiger Genuß wie der ästhetische, erhöht sich durch sich selbst.

Ob irgend ein geistiger Genuß ganz unbedingt zu empfehlen sey? hängt ab von der Beantwortung einer höhern Frage: ob der Trieb, auf den jener Genuß sich bezieht, ins unbedingte zu erhöhen? und diese von der noch höhern: ob dieser Trieb irgend einem andern unterzuordnen sey?

Unser Interesse für Wahrheit soll rein seyn; die Wahrheit, blos weil sie Wahrheit ist, soll der letzte Endzweck alles unsers Lernens, Denkens und Forschens seyn.

Die Wahrheit an sich ist blos formal. Uebereinstimmung und Zusammenhang in allem, was wir annehmen, ist Wahrheit. —

Alles im Menschen, mithin auch seine Wahrheit, steht unter diesem höchsten Gesetze: sey stets einig mit Dir selbst!

Dem Interesse für Wahrheit um ihrer bloßen Form willen, ist gerade entgegengesetzt alles Interesse für den bestimmten Inhalt der Sätze.

Vertheidigen wir uns gegen eine auf uns eindringende Ueberzeugung, die unsern ältern ehmals für wahr gehaltenen Behauptungen widerspricht, unsre egoistische Anmaßungen bedroht, so ist es uns nicht mehr um die Form zu thun, sondern um die Materie des Satzes, nicht um Wahrheit, sondern um eitlen Ruhm und Gewinn.

Die Trägheit des Geiſtes iſt ein zweites Hinderniß des reinen Intereſſe für Wahrheit. Man läßt durch Schriftſteller oder Redner ſich bearbeiten und ſieht in behaglicher Ruhe zu, wie eine Vorſtellung in uns mit der andern abwechſelt.

Dieſem blinden Hange thätig widerſtreben koſtet Anſtrengung und Verläugnung.

Käme man auf jenem Wege wirklich zu Vorſtellungen, die an ſich wahr wären, ſo wären ſie es doch nicht für uns, denn wir hätten von der Wahrheit derſelben uns nicht durch eignes Nachdenken überzeugt.

Beide Unarten vereinigen ſich in denjenigen, welche alle Unterſuchung fliehen aus Furcht, dadurch in ihrer Ruhe und in ihrem Glauben geſtört zu werden.

All jenes Intereſſe iſt unächt; in Ausrottung deſſelben beſteht der erſte Schritt zu Erhöhung des reinen Intereſſe für Wahrheit. Dann überlaſſe man ſich jedem Genuſſe den das reine Intereſſe für Wahrheit gewährt.

Die Wahrheit an ſich ſelbſt gewährt einen reinen edlen, hohen Genuß.

Der Menſch ſoll einig mit ſich ſelbſt ſeyn, er ſoll ein eignes für ſich beſtehendes Ganzes bilden.

Im reinen Beſtreben wird man des erhabnen

Gefühls theilhaftig: ich bin, was ich bin, weil ich es habe seyn wollen; — ich werde immer seyn, was ich jezt bin, weil ich es immer wollen werde. —

Mit kalter Ruhe und fester Entschlossenheit blickt der selbstständige Mensch hinein in das Gewühl der menschlichen Meinungen und seiner eignen Einfälle und Zweifel. Es wirbelt und stürmt um ihn herum aber nicht in ihm. —

Fänd' er auch als lezztes Resultat seines Strebens nach Wahrheit, daß es überhaupt gar keine Wahrheit und keine Gewißheit gebe; er würde auch diesem Schicksale sich unterwerfen: denn er wäre zwar unglücklich aber schuldlos.

Eben so ruhig bleibt der entschiedne Freund der Wahrheit darüber, was andre zunächst zu seinen Ueberzeugungen sagen werden.

Das Gefühl der für formale Wahrheit angewendeten Kraft gewährt einen reinen edlen, dauernden Genuß.

Meine Kraft ist mein, lediglich in wiefern ich sie durch Freiheit hervorgebracht habe; ich kann aber nichts in ihr hervorbringen, als ihre Richtung und in dieser besteht auch die wahre Geisteskraft.

Blinde Kraft ist keine Kraft, vielmehr Ohnmacht.

Diese Geisteskraft wird durch den Gebrauch

verstärkt und erhöht; und diese Erhöhung giebt Genuß, denn sie ist Verdienst.

Durch diese Geisteskraft wird zugleich das moralische Vermögen gestärkt und sie ist selbst moralisch.

Wahrheitsliebe bereitet vor zur moralischen Güte und ist selbst schon an sich eine Art derselben.

Herrschende Sinnlichkeit schwächt in gleichem Grade das Interesse für Wahrheit wie für Sittlichkeit.

Freiheit des Geistes in Einer Rücksicht entfesselt in allen übrigen.

Entschlossenheit im Denken führt nothwendig zur moralischen Güte und zur moralischen Stärke.

Inhalt des zweiten Stücks. I. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Fortsetzung. II. Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst. III. Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Fortsetzung. IV. Epistel. V. Ueber den Geschlechtsunterschied und dessen Einfluß auf die organische Natur.

Der zweite Aufsatz ist meisterhaft; so kann nur ein Mann schreiben, der selbst wahrer Künstler, Kunstlitterator und Denker ist. Ueberblick, ächte Sonderung, Kunstgefühl und Geschmack, Sprache — alles ist groß daran.

Ob die deutschen Mädchen damit zufrieden seyn werden, daß der unverkennbare Dichter der Epistel sie nur zu Keller- Küchen- Küchengarten- und Waschhaus-Hüterinnen und Pflegerinnen bestimmt und ihnen kein Buch vom Bücherverleiher über die Schwelle kommen lassen will? — Vor zwanzig Jahren, werden sie sagen, that er das nicht; und damals wär' es ihm weniger übelgenommen worden. Ungern sieht man diese leicht erzählte Epistel unvollendet bleiben.

Der fünfte Aufsatz verräth einen feinen Beobachter der Natur und ruhigen Selbstdenker, der die Sprache in seiner Gewalt hat. Von eben diesem scheint auch der gleich schätzbare Aufsatz über die männliche und weibliche Form in den folgenden Stücken herzurühren.

Inhalt des dritten Stücks. I. Das eigne Schicksal. II. Dante's Hölle. III. Entzückung des Las Casas oder Quelle der Seelenruhe. IV. Ueber die männliche und weibliche Form.

In dem ersten Aufsatze werden folgende vier Sätze mit angenehm andringender Beredsamkeit vorgetragen und wenn der Verf. die Materie gleich nicht erschöpft, so führt er doch seine Leser auf den rechten Weg zu weiterem eigenem Nachdenken darüber.

1) Jeder Mensch hat sein eignes Schicksal, weil jeder Mensch seine Art zu seyn und zu handeln, hat.

2) Das Schicksal scheint inconsequent mit uns zu handeln weil wir selbst inconsequent sind. Es ist mächtig groß, weil wir selbst sehr klein sind.

3) Vermeide Jeder, so viel er kann, der Sklave einer fremden Bestimmung zu werden, und baue sein eigenes Schicksal.

4) Das Leben des Menschen ist auf Lebenszeiten berechnet so auch sein Schicksal. Eine Begebenheit ist auf Momente berechnet, so auch ihr Schicksal.

Sehr treffend und wahr schließt der Aufsatz mit folgenden Worten: Sey, wer Du seyn sollst, und thue das Deine; so wird Dich das Glück, Dein gutes Schicksal ungesucht finden; die schärfste Waage Deines, keines fremden Schicksals ist in Dir.

Ob der Auszug aus dem Dante, oder wie der Vf. ihn nennt, die Darstellung des Dante, in Prosa, mit untergemischten in Versen übersetzten Stellen aus Dante's unsterblichem Gedicht, wie Bürgers Akademie der schönen Redekünste bereits den Anfang lieferte, die Lectüre seyn mag, welche die meisten Leser von den Horen erwarten, bezweifeln wir fast; ohne indeß den ächten Werth

der sehr glücklich übergetragenen Verse und der überaus feinen kritischen Behandlung des genialischen Dichters zu verkennen.

Der dritte Aufsatz scheint uns eine erzwungene falsche Salbung zu haben; wie schön auch die Worte lauten, sie gehn nicht zu Herzen.

Inhalt des vierten Stücks. I. Dante's Hölle. Fortsetzung. II. Ueber die männliche und weibliche Form. Fortsetzung. III. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. IV. Merkwürdige Belagerung der Stadt Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585.

Wie in aller Welt kommen die Horen zu dem Antheil an der Belagerung von Antwerpen? Die Schmückerinnen der neugebohrnen Venus, die Weltumkreisenden Tänzerinnen, die Anmuthigen, die Wohlanständigen? Wie können sie sich mit solchen Greueln menschlicher Tugend und Verruchtheit befassen? — Der Horen uneingedenk wissen wir indeß dem Herausgeber sehr vielen Dank für diesen meisterhaften Aufsatz und erklären uns die kleine Unschicklichkeit gern wie wir sollen.

Inhalt des fünften Stücks. I. Merkwürdige Belagerung von Antwerpen. Beschluß. II. Beitrag zu einer Geschichte

des französischen Nationalcharakters. III. Litterarischer Sanscülottismus. IV. Das Spiel in strengster Bedeutung. V. Die Lebenskraft oder der Rhodische Genius. Eine Erzählung. VI. Ueber Charakterdarstellung in der Musik. VII. Kunstschulen. VIII. Weihe der Schönheit. IX. Sängerlohn.

Dieses Stück ist wohl das reichhaltigste und interessanteste von allen.

Der zweite Aufsatz enthält viele wichtige Bemerkungen und Zusammenstellungen zur Beleuchtung des *französischen* Nationalcharakters; und wenn der Verfasser gleich hie und da als der kalte Deutsche erscheint, der auf die französische Nation wie auf ein thörigtes Volk herabsieht; so zeigt doch die Behandlung des ganzen Gegenstandes und die Aeußerung über manche Hauptmomente, daß er nicht zu den kalten Deutschen gehört — die hier wohl uneigentlich mit dem wahrhaft kalten egoistischen Engländer in Eine Klasse gestellt werden, welcher die französische Nation entweder tödtlich haßt oder sich an ihr, wie an einem Gaukler, ergötzt. Auch wär' es wohl nicht so leicht zu bestimmen in welchem deutschen Lande dieses eigentlich das herrschende oder gar allgemeine

deutsche Urtheil über die französische Nation und ihre Revolution sey. Denn Wien und Berlin, Dresden und München sind doch wohl eben nicht Deutschland? Und seit den letzten Friedensschlüssen, seitdem der umgestimmte Zeitungston auch die gefesselten Zungen der ehrlichen gegen sich selbst unbescheidnen deutschen Bürger löste, seitdem dürfte man vielleicht nur fragen: Wien und Jena sind doch wohl nicht Deutschland? — Doch das würde zu weit führen. Ohnehin ist dieser Aufsatz, der in so mancher Rücksicht das Lieblingsthema des Tages und die nächsten Erwartungen der Menschheit betrift, die — wir gestehen es ehrlich — uns als redlichen deutschen Bürgern auch zunächst am Herzen liegen, von mehr als Einer Seite zu wichtig, um nicht vorzugsweise bei ihm zu verweilen. Auch enthält er so manches die deutsche Nation betreffendes, das wir sehr gerne zu neuer und wiederholter Erwägung unsern nachdenkenden Lesern vorlegen.

Die Hauptepochen welche der Verfasser durchgeht und die sich daher ergebenden Hauptäußerungen sind folgende:

Der Charakter unsrer neuen Nationen erhielt erst da seine bestimmte Form als der dritte Stand empor kam.

Zur Entstehung des französischen Charakters trugen folgende beiden Umstände entscheidend bei: die Nationalkultur ging von der Phantasie aus; und dies zu einer Zeit, wo durch den Despotismus der Könige die verschiednen Provinzen Frankreichs mehr, als der Geist der Feudalaristokratie es in andern Ländern erlaubte, zu einem großen Staate vereinigt waren.

Schon war die Macht der Feudalaristokratie durch die Könige geschwächt und der Geist derselben durch den Anfang der Kreuzzüge und durch eine gewisse Sehnsucht nach Abendtheuern humanisirt worden; schon war das Ritterwesen eine Bildungsschule des Adels, — schon hatte Ludwig der Siebente den fleißigen Bürgersinn in den städtischen Gemeinheiten mit der Hofnung beschenkt, Menschenrechte von dem Throne zu erhalten, als die liebliche Dichtkunst der Troubadours in dem südlichen Frankreich begann.

Die Troubadours unterhielten ihre Zuhörer gewöhnlich von Abendtheuern aus Palästina und würzten ihre Erzählung mit Spott über die Ungläubigen, in welchem der erste Keim der französischen Satyre lag; oder sie untersuchten die Geheimnisse der Liebe.

Bei den Volksfesten wie bei den Feierlichkeiten der Großen fehlte selten ihr Lied.

Der Herzog dichtete bald wie der niedrigste Bürger.

Gerichtshöfe der Liebe wurden errichtet. Diese Tribunäle, durch welche der phantastische Geist der Nation neues Feuer erhalten mußte, wurden allgemein. Königinnen hatten bisweilen dabei den Vorsitz. Ordensbänder wurden dabei in Cytherens Namen ausgetheilt und mit Begier gesucht.

Von der Poesie und einem dichterischen Leben ging ihre Bildung aus und Kultur der Phantasie ward die Grundlage ihres Charakters.

Der Verfasser wünscht der französischen Nation zu einem solchen Anfange Glück. Was er darauf über die Gefahren und Vortheile einer solchen Cultur sagt und wie er sich dabei über deutsche Cultur äußert, ist zu wichtig als daß wir nicht gerne die Stelle zu weiterer ernstlichen Erwägung ganz hersetzen sollten. Sie giebt mehr als Ein großes Thema zu solchen Untersuchungen, die den eigentlichen Zweck unsers Deutschlands betreffen: ja wir setzen die ganze Stelle in der Hofnung her, daß sie manchen unsrer verständigen und denkenden Leser wohl zu öffentlicher Erörterung des Inhalts bewegen könne. In den Horen haben gewiß viele Leser, durch die ersten Seiten zurückgeschreckt, diesen ganzen Aufsatz, in welchem der

beßre innre Mensch mit dem eingeengten Bürger oft in sonderbare Collision kommt, wo nicht gar überschlagen doch weniger als manchen andern beachtet. Hier ist die wichtige Stelle.

»Zwar ist es unvermeidlich, daß ein Volk, welches die Phantasie vor allen andern Seelenkräften ausbildet, leichter in unsittliche Ausschweifungen geräth, als eine Nation, welche sich mit kaltem Urtheile zu einer höhern Stufe der Kultur allmählig fortarbeitet, denn jenes hat sich einem weit unsicherern Führer anvertraut, als diese; seine Begierden werden lebhafter, die Gegenstände, welche dieselben reizen, zahlreicher und anziehender, und das Laster verliert vor ihm seine natürliche Häßlichkeit, weil die Phantasie es mit ihren Blumen bedeckt; zwar ist gleichwohl sittliche Kultur das höchste Ziel, zu welchem jeder Staat hinstreben muß; allein es ist zugleich unbezweifelt, daß man nie zur Humanität gelangen wird, als durch Kultur der Einbildungskraft, als durch das Gebiet einer anfänglich lasterhaften, doch allmählig mit Anmuth geschmückten Sinnlichkeit. Wenn auch ein Volk schon zu einem hohen Grade der Sittlichkeit durch die Herrschaft der Vernunft gekommen ist, darf es sich doch nicht schmeicheln, daß es auf derselben ganz sicher stehe, denn die Sinnlichkeit giebt ihre Rechte nicht auf, und kein Mensch vermag

sie derselben durch seine Vernunft zu berauben, weil er es nicht darf. Die Sinnlichkeit soll nämlich durch Kultur der Phantasie eine solche Anmuth erhalten, daß sie, unabhängig von der Vernunft, gleichwohl nichts begehrt und unternimmt, welches der Würde derselben Abbruch thäte. Nur aus dem völlig gleichen Bunde zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, nicht aus der Herrschaft der einen oder der andern kann ächte Humanität hervorgehen, und nur wenn er geschlossen ist, kann zwanglose Bildung einer Nation eintreten. Die Griechen näherten sich diesem sittlichen Zustande mehr als alle andere Nationen, wiewohl man unter ihnen vielleicht mehr Laster, als bei vielen andern auffinden könnte: die Franzosen kamen ihnen in dieser Rücksicht vielleicht mehr nahe, als sonst irgend ein neueres Volk, wenn gleich die französische Nationalbildung durch Phantasie nicht den edlen Geist der griechischen erhielt. Die glückliche Leichtigkeit beider Nationen entsprang freilich aus mancherlei Ursachen, aber die vorzüglichste derselben liegt in den Charakter, der ihnen frühe durch die Einbildungskraft aufgedrückt ward. Wem kein ähnliches glückliches Loos gefallen ist, der bleibt selbst bei einer hohen Aufklärung seines Verstandes in einem pedantischen zwangvollen Zustande. Wollen die Deutschen zur Humanität gelangen, so

ist es nothwendig, daß sie in der Aufklärung einige Schritte zurück thun, um der Phantasie eine größere Herrschaft über ihre Geister zu verschaffen.!!!«

Wir fahren fort unsern möglichst kurzen Auszug zu liefern:

Alle Züge in dem Charakter des französischen Volks lassen sich auf diese erste Bildung zurückbringen; sie sind entweder gute oder schlimme Folgen der Erziehung der Nation durch die Einbildungskraft.

Gleich im Anfange schöpfte dort die Phantasie aus einer unreinen Quelle; alle damaligen Verhältnisse erlaubten ihr kein ruhiges Fortbilden zu Idealen, hauchten ihr das Feuer der Leidenschaft ein; es fehlte an glücklichen Veranlassungen, welche die Phantasie zur Schönheit hätten führen können. »Sie verbreitete daher ihre üppigen Ranken im Gebiete menschlicher Leidenschaft an einem schmutzigen Boden; die griechische Einbildungskraft suchte mit ihren Sprößlingen den reinen Aether der Kunst.«

Die christliche Religion führte die junge Phantasie des französischen Volks fern von der Gegend der Schönheit auf die Abwege eines abentheuerlichen Geschmacks.

Von den Volksfesten in Frankreich und den

Ob die deutschen Mädchen damit zufrieden seyn werden, daß der unverkennbare Dichter der Epistel sie nur zu Keller- Küchen- Küchengarten- und Waschhaus-Hüterinnen und Pflegerinnen bestimmt und ihnen kein Buch vom Bücherverleiher über die Schwelle kommen lassen will? — Vor zwanzig Jahren, werden sie sagen, that er das nicht; und damals wär' es ihm weniger übelgenommen worden. Ungern sieht man diese leicht erzählte Epistel unvollendet bleiben.

Der fünfte Aufsatz verräth einen feinen Beobachter der Natur und ruhigen Selbstdenker, der die Sprache in seiner Gewalt hat. Von eben diesem scheint auch der gleich schätzbare Aufsatz über die männliche und weibliche Form in den folgenden Stücken herzurühren.

Inhalt des dritten Stücks. I. Das eigne Schicksal. II. Dante's Hölle. III. Entzückung des Cas. Casas oder Quelle der Seelenruhe. IV. Ueber die männliche und weibliche Form.

In dem ersten Aufsatze werden folgende vier Sätze mit angenehm andringender Beredsamkeit vorgetragen und wenn der Verf. die Materie gleich nicht erschöpft, so führt er doch seine Leser auf den rechten Weg zu weiterem eigenem Nachdenken darüber.

1) Jeder Mensch hat sein eignes Schicksal, weil jeder Mensch seine Art zu seyn und zu handeln, hat.

2) Das Schicksal scheint inconsequent mit uns zu handeln weil wir selbst inconsequent sind. Es ist mächtig groß, weil wir selbst sehr klein sind.

3) Vermeide Jeder, so viel er kann, der Sklave einer fremden Bestimmung zu werden, und baue sein eigenes Schicksal.

4) Das Leben des Menschen ist auf Lebenszeiten berechnet so auch sein Schicksal. Eine Begebenheit ist auf Momente berechnet, so auch ihr Schicksal.

Sehr treffend und wahr schließt der Aufsatz mit folgenden Worten: Sey, wer Du seyn sollst, und thue das Deine; so wird Dich das Glück, Dein gutes Schicksal ungesucht finden; die schärfste Waage Deines, keines fremden Schicksals ist in Dir.

Ob der Auszug aus dem Dante, oder wie der Vf. ihn nennt, die Darstellung des Dante, in Prosa, mit untergemischten in Versen übersetzten Stellen aus Dante's unsterblichem Gedicht, wie Bürgers Akademie der schönen Redekünste bereits den Anfang lieferte, die Lectüre seyn mag, welche die meisten Leser von den Horen erwarten, bezweifeln wir fast; ohne indeß den ächten Werth

der sehr glücklich übergetragenen Verse und der überaus feinen kritischen Behandlung des genialischen Dichters zu verkennen.

Der dritte Aufsatz scheint uns eine erzwungene falsche Salbung zu haben; wie schön auch die Worte lauten, sie gehn nicht zu Herzen.

Inhalt des vierten Stücks. I. Dante's Hölle. Fortsetzung. II. Ueber die männliche und weibliche Form. Fortsetzung. III. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. IV. Merkwürdige Belagerung der Stadt Antwerpen in den Jahren 1584 und 1585.

Wie in aller Welt kommen die Horen zu dem Antheil an der Belagerung von Antwerpen? Die Schmückerinnen der neugebohrnen Venus, die Weltumkreisenden Tänzerinnen, die Anmuthigen, die Wohlanständigen? Wie können sie sich mit solchen Greueln menschlicher Tugend und Verruchtheit befassen? — Der Horen uneingedenk wissen wir indeß dem Herausgeber sehr vielen Dank für diesen meisterhaften Aufsatz und erklären uns die kleine Unschicklichkeit gern wie wir sollen.

Inhalt des fünften Stücks. I. Merkwürdige Belagerung von Antwerpen. Beschluß. II. Beitrag zu einer Geschichte

des französischen Nationalcharakters. III. Litterarischer Sanscülottismus. IV. Das Spiel in strengster Bedeutung. V. Die Lebenskraft oder der Rhodische Genius. Eine Erzählung. VI. Ueber Charakterdarstellung in der Musik. VII. Kunstschulen. VIII. Weihe der Schönheit. IX. Sängerlohn.

Dieses Stück ist wohl das reichhaltigste und interessanteste von allen.

Der zweite Aufsatz enthält viele wichtige Bemerkungen und Zusammenstellungen zur Beleuchtung des *französischen* Nationalcharakters; und wenn der Verfasser gleich hie und da als der kalte Deutsche erscheint, der auf die französische Nation wie auf ein thörigtes Volk herabsieht; so zeigt doch die Behandlung des ganzen Gegenstandes und die Aeußerung über manche Hauptmomente, daß er nicht zu den kalten Deutschen gehört — die hier wohl uneigentlich mit dem wahrhaft kalten egoistischen Engländer in Eine Klasse gestellt werden, welcher die französische Nation entweder tödtlich haßt oder sich an ihr, wie an einem Gaukler, ergötzt. Auch wär' es wohl nicht so leicht zu bestimmen in welchem deutschen Lande dieses eigentlich das herrschende oder gar allgemeine

deutsche Urtheil über die französische Nation und ihre Revolution sey. Denn Wien und Berlin, Dresden und München sind doch wohl eben nicht Deutschland? Und seit den letzten Friedensschlüssen, seitdem der umgestimmte Zeitungston auch die gefesselten Zungen der ehrlichen gegen sich selbst unbescheidnen deutschen Bürger löste, seitdem dürfte man vielleicht nur fragen: Wien und Jena sind doch wohl nicht Deutschland? — Doch das würde zu weit führen. Ohnehin ist dieser Aufsatz, der in so mancher Rücksicht das Lieblingsthema des Tages und die nächsten Erwartungen der Menschheit betrift, die — wir gestehen es ehrlich — uns als redlichen deutschen Bürgern auch zunächst am Herzen liegen, von mehr als Einer Seite zu wichtig, um nicht vorzugsweise bei ihm zu verweilen. Auch enthält er so manches die deutsche Nation betreffendes, das wir sehr gerne zu neuer und wiederholter Erwägung unsern nachdenkenden Lesern vorlegen.

Die Hauptepochen welche der Verfasser durchgeht und die sich daher ergebenden Hauptäußerungen sind folgende:

Der Charakter unsrer neuen Nationen erhielt erst da seine bestimmte Form als der dritte Stand empor kam.

Zur Entstehung des französischen Charakters trugen folgende beiden Umstände entscheidend bei: die Nationalkultur ging von der Phantasie aus; und dies zu einer Zeit, wo durch den Despotismus der Könige die verschiednen Provinzen Frankreichs mehr, als der Geist der Feudalaristokratie es in andern Ländern erlaubte, zu einem großen Staate vereinigt waren.

Schon war die Macht der Feudalaristokratie durch die Könige geschwächt und der Geist derselben durch den Anfang der Kreuzzüge und durch eine gewisse Sehnsucht nach Abendtheuern humanisirt worden; schon war das Ritterwesen eine Bildungsschule des Adels, — schon hatte Ludwig der Siebente den fleißigen Bürgersinn in den städtischen-Gemeinheiten mit der Hofnung beschenkt, Menschenrechte von dem Throne zu erhalten, als die liebliche Dichtkunst der Troubadours in dem südlichen Frankreich begann.

Die Troubadours unterhielten ihre Zuhörer gewöhnlich von Abendtheuern aus Palästina und würzten ihre Erzählung mit Spott über die Ungläubigen, in welchem der erste Keim der französischen Satyre lag; oder sie untersuchten die Geheimnisse der Liebe.

Bei den Volksfesten wie bei den Feierlichkeiten der Großen fehlte selten ihr Lied.

Der Herzog dichtete bald wie der niedrigste Bürger.

Gerichtshöfe der Liebe wurden errichtet. Diese Tribunäle, durch welche der phantastische Geist der Nation neues Feuer erhalten mußte, wurden allgemein. Königinnen hatten bisweilen dabei den Vorsitz. Ordensbänder wurden dabei in Cytherens Namen ausgetheilt und mit Begier gesucht.

Von der Poesie und einem dichterischen Leben ging ihre Bildung aus und Kultur der Phantasie ward die Grundlage ihres Charakters.

Der Verfasser wünscht der französischen Nation zu einem solchen Anfange Glück. Was er darauf über die Gefahren und Vortheile einer solchen Cultur sagt und wie er sich dabei über deutsche Cultur äußert, ist zu wichtig als daß wir nicht gerne die Stelle zu weiterer ernstlichen Erwägung ganz hersetzen sollten. Sie giebt mehr als Ein großes Thema zu solchen Untersuchungen, die den eigentlichen Zweck unsers Deutschlands betreffen: ja wir setzen die ganze Stelle in der Hofnung her, daß sie manchen unsrer verständigen und denkenden Leser wohl zu öffentlicher Erörterung des Inhalts bewegen könne. In den Horen haben gewiß viele Leser, durch die ersten Seiten zurückgeschreckt, diesen ganzen Aufsatz, in welchem der

beßre innre Menſch mit dem eingeengten Bürger oft in ſonderbare Colliſion kommt, wo nicht gar überſchlagen doch weniger als manchen andern beachtet. Hier iſt die wichtige Stelle.

»Zwar iſt es unvermeidlich, daß ein Volk, welches die Phantaſie vor allen andern Seelenkräften ausbildet, leichter in unſittliche Ausſchweifungen geräth, als eine Nation, welche ſich mit kaltem Urtheile zu einer höhern Stufe der Kultur allmählig fortarbeitet, denn jenes hat ſich einem weit unſicherern Führer anvertraut, als dieſe; ſeine Begierden werden lebhafter, die Gegenſtände, welche dieſelben reizen, zahlreicher und anziehender, und das Laſter verliert vor ihm ſeine natürliche Häßlichkeit, weil die Phantaſie es mit ihren Blumen bedeckt; zwar iſt gleichwohl ſittliche Kultur das höchſte Ziel, zu welchem jeder Staat hinſtreben muß; allein es iſt zugleich unbezweifelt, daß man nie zur Humanität gelangen wird, als durch Kultur der Einbildungskraft, als durch das Gebiet einer anfänglich laſterhaften, doch allmählig mit Anmuth geſchmückten Sinnlichkeit. Wenn auch ein Volk ſchon zu einem hohen Grade der Sittlichkeit durch die Herrſchaft der Vernunft gekommen iſt, darf es ſich doch nicht ſchmeicheln, daß es auf derſelben ganz ſicher ſtehe, denn die Sinnlichkeit giebt ihre Rechte nicht auf, und kein Menſch vermag

sie derselben durch seine Vernunft zu berauben, weil er es nicht darf. Die Sinnlichkeit soll nämlich durch Kultur der Phantasie eine solche Anmuth erhalten, daß sie, unabhängig von der Vernunft, gleichwohl nichts begehrt und unternimmt, welches der Würde derselben Abbruch thäte. Nur aus dem völlig gleichen Bunde zwischen Sinnlichkeit und Vernunft, nicht aus der Herrschaft der einen oder der andern kann ächte Humanität hervorgehen, und nur wenn er geschlossen ist, kann zwanglose Bildung einer Nation eintreten. Die Griechen näherten sich diesem sittlichen Zustande mehr als alle andere Nationen, wiewohl man unter ihnen vielleicht mehr Laster, als bei vielen andern auffinden könnte: die Franzosen kamen ihnen in dieser Rücksicht vielleicht mehr nahe, als sonst irgend ein neueres Volk, wenn gleich die französische Nationalbildung durch Phantasie nicht den edlen Geist der griechischen erhielt. Die glückliche Leichtigkeit beider Nationen entsprang freilich aus mancherlei Ursachen, aber die vorzüglichste derselben liegt in den Charakter, der ihnen frühe durch die Einbildungskraft aufgedrückt ward. Wem kein ähnliches glückliches Loos gefallen ist, der bleibt selbst bei einer hohen Aufklärung seines Verstandes in einem pedantischen zwangvollen Zustande. Wollen die Deutschen zur Humanität gelangen, so

ist es nothwendig, daß sie in der Aufklärung einige Schritte zurück thun, um der Phantasie eine größere Herrschaft über ihre Geister zu verschaffen.!!!«

Wir fahren fort unsern möglichst kurzen Auszug zu liefern:

Alle Züge in dem Charakter des französischen Volks lassen sich auf diese erste Bildung zurückbringen: sie sind entweder gute oder schlimme Folgen der Erziehung der Nation durch die Einbildungskraft.

Gleich im Anfange schöpfte dort die Phantasie aus einer unreinen Quelle; alle damaligen Verhältnisse erlaubten ihr kein ruhiges Fortbilden zu Idealen, hauchten ihr das Feuer der Leidenschaft ein; es fehlte an glücklichen Veranlassungen, welche die Phantasie zur Schönheit hätten führen können. »Sie verbreitete daher ihre üppigen Ranken im Gebiete menschlicher Leidenschaft an einem schmutzigen Boden; die griechische Einbildungskraft suchte mit ihren Sprößlingen den reinen Aether der Kunst.«

Die christliche Religion führte die junge Phantasie des französischen Volks fern von der Gegend der Schönheit auf die Abwege eines übertheuerlichen Geschmacks.

Von den Volksfesten in Frankreich und den

letzten Jahrhunderten des Mittelalters. — Eine religiöse Farce in Paris. — Die Eselsfeste. —

Der liebliche Gesang der Troubadours wurde von einer Poesie verdrängt, welche das Gepräge religiöser Unart an sich trug. — Singende und tragirende Pilgrimme, die aus Palästina zurückkamen. — Die Passionsbrüderschaft, aus Pariser Bürger bestehend. — Die Sorgloser Brüder; junge Leute welche die lächerlichen, besonders verliebten Abentheuer der Hauptstadt dramatisch darstellen. Beide Gesellschaften vereinigen ihren religiösen und profanen Geist, und spielen auf Einem Theater. —

Die politischen Verhältnisse der Nation gaben ihrer regewordnen Einbildungskraft auch keine Zeit sich in sorgloser Muße zu einer schönen idealischen Welt zu erheben. — Kriege mit England. — Jeanne d'Arc. Diese Schwärmerei rührte eine doppelte Seite der französischen Phantasie; wie sie durch das Ritterwesen und durch die Religion gestimmt war, als ein heroisches Mädchen und ein religiöses Wunder. — Die Gemahlinn Karls des Siebenten und seine Geliebte Agnes Sorel — die italiänische Kriege. — Ihre Phantasie ergriff vor allem das Sittenverderbniß der Italiäner. Anstatt eine Stimmung der Einbildungskraft für die Schönheiten der Kunst, gab ihnen das Schicksal an

Italie

Italien das neapolitanische Uebel mit. — Hofactionen, die zu Nationalpartheyen wurden; bürgerliche Kriege. — Der Despotism siegt endlich ganz — man erwartet ein neues Zeitalter Augusts — aber die Kraft des Staats war in Eroberungskriegen vergeudet. — Der französische Charakter ward izt bloß durch Leidenschaft bestimmt. — Jeder Krieg Ludwigs des Vierzehnten, bewirkt eine große Veränderung in dem Geschmack an den Künsten und Wissenschaften. Nur in der Schauspielkunst thaten sich die Franzosen besonders hervor.

Der schwärmerische Geist der Franzosen zur Zeit der Reformation. — Ihr Enthusiasm in Freundschaft und Liebe. — Sterndeuter und Wahrsager. Zaubertränke. Ein wilder Geist in der Liebe. Schrecklich wüthende Eifersucht. Villequier der seine mit Zwillingen schwangere Frau ungestraft im Louvre mit einem Dolche ermordet. — Der im französischen Dienste stehende Corse San Piedro, der sein edles Weib, vor ihr ehrfurchtsvoll niederknieend, aus Rachsucht ungestraft erdrosselt. — Energie galt für alles und ist auch noch die Einzige Tugend der Franzosen. — Die Bluthochzeit; fürchterlich ausgemahlt. Karl, seine Mutter Katharine; ihr Lieblingssohn Herzog von Angou. —

Auch in den neuesten Zeiten blieb am Charak-

ter der Franzosen das Gepräge, welches ihm Phantasie aufdrückte, immer sichtbar. Ein Geist der Chevallerie belebte stets den edlern Theil der Nation. (Soll doch wohl nicht bloß den Adel heißen? —) Gesänge der Liebe und galante Erzählungen blieben immer der vorzügliche Theil der Poesie der Franzosen. Das französische Trauerspiel hängt sehr genau mit jenem allgemeinen Geiste zusammen; »es wirkt unter andern Nationen vorzüglich nur auf solche Menschen, die ihre Individualität in einer allgemeinen Form des Gefühls, welche dem Stande, zu welchem sie gehören, eigenthümlich geworden ist, verloren gehen lassen.«

Die beiden Hauptmodificationen im französischen Nationalcharakter waren: hohe romantische Stimmung und Beweglichkeit der Seele. Frivolität ward bei beiden bald bemerkbar. — Ein charakteristischer Kampf zwischen allen Fähigkeiten der Menschheit, der nicht eher endigen wird, als bis der Geist der Kunst über dem Chaos schwebt und die Schönheit ihren Aetherschleier über dasselbe ausbreitet.

Voltaire und Rousseau. Ächte Nationalschriftsteller, welche der jetzigen Revolution am meisten vorgearbeitet haben. — Unterdeß Voltaire über den gegenwärtigen politischen Zustand spotten lehrte, zeigte Rousseau in der Ferne das einfachste System

des Staatsrechts. — Die frivole Leichtigkeit und der Enthusiasm der Franzosen ergriffen und bewirkten leicht die Revolution. — Äußerst glücklich und nothwendig war daher die schreckliche Idee dem Augenblicke der Revolution gleichsam Fortdauer zu geben. — Die republikanische Verfassung in Frankreich kann nur unter der Bedingung bestehen und für die Nation und die Menschheit wohlthätig werden, daß die Phantasie des Volks von Leidenschaft allmählig zum Kunstsinne geführt werde.

Von der Franzosen geselligen Nationaleitelkeit, und ihrer ehmaligen Liebe für ihre Könige. Aus jener entstand ihre grobe Unwissenheit in allem, was nicht ihre Heimath anging. Mangel an Gemeinsinn machte die Deutschen geneigt den Anmaßungen ihrer Nachbarn zu fröhnen. Schwer ruhte auf diesen dagegen die Hand des Despotism, dessen Politik es aber erforderte, der Nation statt Glückseligkeit, blendenden Glanz zu verleihen; neue Quellen der Nationaleitelkeit. — Aus Eitelkeit liebten sie ihre Könige. — Die Könige hatten indeß auch (wenn gleich nur als Schutzwehr für sich selbst) dem dritten Stande der unter dem Druck der Feudalaristocratie fast erlag, emporgeholfen. — Der phantastische Geist der Franzosen fand seinen glanzvollsten Sitz am Hofe, dessen Mittelpunkt der

König war. — Kein Thron irgend eines Volks ha
so viele Männer von erhabenem Charakter (!!!
oder wenigstens schimmernden Vorzügen (eigentl
cher wohl glänzenden Lastern und Thorheiten) au
zuweisen als der französische. — Heinrich von N
varra ein Ideal der Liebenswürdigkeit. — (Au
als König? Weiter wird denn auch keiner g
nannt.)

»Auffallend ist es freilich, daß jenes ursprün
liche Elend, welches die Könige und ihr verpestet
Hof über Frankreich brachten, nicht die persönlic
Achtung der ersten schwächte.« — Sehr oft war
ihre Gemahlinnen die Urheber ihres Elends. —

Es kommen bestimmte Nationalmaximen fü
das Schickliche in Sitten und Meinungen auf. —
Nur dadurch ist ein solches komisches Schauspi
möglich als die Franzosen haben. — Keine N
tion wird darin der französischen so wenig glei
kommen, als die deutsche, welcher ja Nationalch
rakter selbst in den gröberen Verhältnissen fehlt.

Diesen gedrängten und doch wohl schon
weitläuftigen Auszug fühlen wir uns in mehr a
Einer Rücksicht gedrungen mit Hersetzung des ga
zen Schlusses jenes Aufsatzes zu beschließen. D
er doch manches für Deutschland heilsame z
Sprache brächte! —

»Also auch hierin sind die Franzosen und Det

schen einander entgegengesetzt, so wie fast alle Züge in dem Charakter beider Nationen sich einander widersprechen. Um so mehr aber wird die Wißbegierde gereizt zu wissen, welchen weltbürgerlichen Werth beide Nationalcharaktere haben, welche Rolle sie spielen in Hinsicht auf den Plan, den die Natur für die Menschheit entwarf. Durch gesellschaftliches Leben, durch Staaten, welche theils in ihrer innern Verfassung, theils in ihrem Verhältnisse gegen einander sich immer vollkommen ausbilden, können wir einzig zur Entwicklung unsrer Anlagen, zur Humanität gelangen. Bei allen Völkern des Alterthums war es der Natur nicht gelungen einen Staatenverein zu bewirken, welcher den Schein der Legalität hatte; der erste große Versuch, der in dieser Rücksicht gemacht ward, verunglückte so, daß ein einziges Volk, das römische, alle übrigen verschlang. Sobald aber dieses den Untergang, welchen es verdiente, durch den Sturm der Völkerwanderung gefunden hatte, und neue germanische Horden über die schönsten Provinzen des gefallnen Reichs ausgeströmt wurden, war schon durch die ähnliche Verfassung in den verschiedenen Staaten ein festeres Band zwischen ihnen geknüpft. Bis dahin hatten Frankreichs und Deutschlands Bewohner gleiches Verdienst in weltbürgerlicher Rücksicht. Allein es schien, als liebte die Natur den

Kontrast in der verschiedenen Entwicklung der ge
manischen Stämme, die nun anfing. In Gallie
bildeten sie ihren Charakter mit der größten Ind
vidualität aus, unterdessen die in der alten He
math zurückgebliebenen in solche Verhältnisse kame
daß sie kaum Eine Nation wurden, wenigste
keinen bestimmten und allgemeinen Nationalchara
ter gewannen. Dennoch bleibt es unverkennba
daß selbst ihr so formloser Charakter vielleicht eine
größern weltbürgerlichen Werth hat, als der star
gezeichnete französische. Das deutsche Volk ste
in der Mitte Europens, zu wenig eigenthümli
ausgebildet, als daß es nicht jede Entdeckung
den Wissenschaften und Künsten, welches Nationa
gepräge sie auch tragen mag, sich zueignen, un
indem es ihr die Nationalindividualität nimmt, n
einem weltbürgerlichen Stempel für die Mensc
heit bezeichnen könnte. Deutschland ist gleichsa
das Magazin des erhabnen Genius, welcher d
Menschengeschichte leitet, in das er die aus all
Gegenden zusammengeholten Schätze niederleg
Wie wir durch den Mangel an Individualit
weltbürgerlichen Werth besitzen, so die Franzos
durch ihren stark ausgearbeiteten Charakter. Dur
ihn erhielten sie das Uebergewicht über andre Vö
ker und brachten einen häufigern Verkehr zwisch
denselben hervor; durch ihn wurden sie über d

Gränzen ihres Reichs getrieben, um Flammen des Enthusiasm andern Nationen mitzutheilen; durch ihn gaben sie der Wahrheit ein Feuer, das durch alle Nebel der Vorurtheile drang, bewafneten sie die Leidenschaft für die Vernunft, welche ohne die Hülfe derselben die menschliche Trägheit nimmermehr überwinden wird. Die Deutschen werden erst in der Zukunft, wenn alle Nationen sich mehr wie Weltbürger, als wie Individuen betrachten, den verdienten Ruhm davon tragen. Alsdann wird man ihre Verfassung, welche jetzt so oft das Ziel des Spottes und der Verwünschung ist, gern segnen, weil vorzüglich durch sie wir geschickt wurden, so früh Weltbürger zu werden; dann wird man einsehen, daß wir als Nation aufgeopfert wurden, um einer höhern Pflicht desto leichter nachkommen zu können. Die Franzosen empfangen zugleich mit dem Verdienst, das sie sich um die Menschheit erwerben, den Lohn dafür; je mehr sie ihren Nationalruhm ausbreiten, desto höher steigern sie auch jenes Verdienst; es ist Ein Opfer, welches sie ihrer Eitelkeit und ihrer kosmopolitischen Pflicht darbringen. Mit je größerer Selbstverleugnung wir hingegen Nationaleitelkeit von uns entfernen, desto pflichtmäßiger handeln wir als Weltbürger. Wunderbar muß für den erhabenen Plan der Natur in Hinsicht auf unser Geschlecht der Versuch wirken,

welchen die Neufranken machen, um Ideen, von welchen manche offenbar ein kosmopolitisches Gepräge tragen, für ihre Individualität in Ausübung zu bringen; wohlthätiger aber für die Menschheit werden dieselben gewiß durch die Verarbeitung seyn, welche die Deutschen ohne Zweifel mit ihnen vornehmen. Sollte eine Morgenröthe der Kunst in Frankreich anbrechen, wenn die Nacht der Anarchie verschwindet, dann Heil dem Verhältnisse, in welchem es bisher zu Deutschland stand! ein Schimmer derselben wird sich bald über unsern Horizont verbreiten; und dann dreimal Heil jenem hehren Zeitpunkte, wenn nun die Schönheit, wie einen feurigen Nordschein, ihr Licht über den Himmel von Gallien und Germanien ausstreuet. Immerhin möchte alsdann eine neue fränkische Universalmonarchie aus beiden Staaten errichtet werden!«

Der dritte Aufsatz ist eine wohlverdiente fast noch zu gelinde Abfertigung eines muthwilligen Aufsatzes über Prosa und Beredsamkeit der Deutschen im berlinischen Archiv der Zeit.

Im vierten Aufsatz wird das Spiel in strengster Bedeutung mit großem Scharfsinn' und haarfeinschneidender Critik erörtert und auf einem ganz eignen Wege abgehandelt; dieser selbstgefunden

Weg führt dem am Ende auf die aesthetische Größe und ihre Arten. Der muthige Gang und der treffende Witz in mehreren kleinen Zügen, zusammengenommen mit den obengenannten höhern Eigenschaften verrathen deutlich einem dem Gegenstande in hohem Grade gewachsnen Schriftsteller.

Der fünfte Aufsatz ist ein Meisterstück des Vortrags;

Der sechste ein nicht unglücklicher Versuch, Grundsätzen der neueren philosophischen Critik auf die Tonkunst anzuwenden.

Der siebente Aufsatz enthält gutgemeinte und mit Wärme vorgetragne Rathschläge und Lehren für Errichter und Lehrer der Kunstschulen.

Sehr würdig beschließt dieses reichhaltige Stück mit zwei vortreflichen Chorliedern des unverkennbaren Homeriden, dem Veredlung der Menschheit und Freiheit über alles gilt.

Der Weise lehrt das Herz der Menge
Sich edler Menschlichkeit erfreun;
Ihm wards, durch Red' und durch Gesänge
Ein Volksverschönerer zu sein.
Wenn gleich, durch Zwang gelähmet,
Sein armes Volk sich grämet;
Durch ihn an Geist und Sinn geklärt,
Erhebt sichs einst, der Freiheit werth,

Inhalt des sechsten Stücks. I. Elegien. II. Die schmelzende Schönheit. Fortsetzung der Briefe über die aesthetische Erziehung der Menschen.

Dieſe im Sinne der Alten gedichteten Eleg
ſind ſchön, ſehr ſchön, meiſterhaft; ſtellen g
und hochgenoſſne Lebensmomente auf dem reich
üppichſten Boden der Erde mit einer Wahr
und Wärme dar, die den Leſer von lebend
Sinnlichkeit überſtrömt, wie italiäniſche Luft. 2
bei allen Muſen und Grazien, wie kommen d
Kinder der muthwilligſten Sinnlichkeit in den
einem ſo reinen Kreiſe umſchloßnen Tempel
Horen? Wer möchte wohl den darſtellenden Kü
ler, der dieſer Dichter in ſo hohem Grade iſt,
halten, einen in die Sinne fallenden Gegenſt
mit ächter Kunſt zu behandeln; die Kunſt k
ihm vielmehr nicht genug Ehrenſäulen ſetzen, d
ſie wird durch ihn wie durch keinen bisher
reichert. Aber Bilder ſeiner muthwilligen Si
lichkeit und Laune in den ofnen Hallen des T
pels aufzuſtellen, der ſich dem reinen Intere
der Menſchheit widmete, dem die Mutter
Tochter, der Vater den Sohn mit innerer Sich
heit zuführte, um ernſte Belehrung, ächte
ſchmackbildung der erwachenden Sinnlichkeit,
zu früh gereizten Begier entgegen zu ſtellen
Welch ein gebieteriſches Schickſal vermochte alſo
Urtheil des ſtrengen Herausgebers zu lenken? –

(Der Beſchluß im nächſten Stücke.)

V.

Claudius und Voß.

Wider und für die Preßfreiheit.

Mit einer kleinen Vorrede.

Vor etwa zwanzig Jahren ließ sich Herr Claudius in Aufsätzen, die ihm die Liebe der besseren Menschen und seinen litterarischen Namen erwarben, über Fürsten, Adel, Freiheit, Gleichheit, Philosophie, Toleranz, Censoramt und menschliche Kurzsichtigkeit unter andern auf folgende Weise heraus:

»Warum wären denn nicht alle Fürsten gut und edel und immer alle so gewesen? — Weil sie's nicht wissen, weil sie's nicht können.« (Die von Gott Erwählten, von Gott Eingesetzten? wie Herr Claudius neuerlich meint.)

»Es hält bei jedem ehrlichen Mann schwer klug zu werden, da unser einer doch täglich und auf mancherlei Weise seine Sterblichkeit erinnert und so oft mit der Nase drauf gestoßen wird, — und nun dies und das und nun die Katzfüßer und Schmeichler. O! die haben schon manchen guten Fürsten auf ihrer Seele. — Laß dich die Schmeichler nicht verführen lieber Kaiser und glaube ihnen nicht. Sie sagen dir nicht, was Recht ist, sondern

was du gerne hörst und es wäre doch Schade
deine schöne Krone, wenn du sie je durch Unre
entehren solltest. Sieh um dich, und wenn
einen Mann in deinem Reiche findest, der
immer die Wahrheit sagt, auch wenn du sie ni
gerne hörst; der ist der rechte Mann, den wä
du dir zu deinem Freund und ehr' ihn hoch, de
er ist werth und achtet und liebt dich mehr wei
sie alle.« (Bis Sprachröhre erfunden werden, v
mittelst welcher man über die Menge der den F
sten umgebenden Schmeichler weg, allenfalls we
diese schlafen oder seitwärts ab schwelgen, a
fernen Orten und Landen her zum Kammerfens
des Fürsten hineinsprechen und ihm die Wahrh
fürs erste ans Ohr bringen kann, ist Preßfreyh
doch wohl das einzige Mittel wie der wa
Freund des Fürsten die Wahrheit zu ihm gelang
lassen kann?)

»Alexander soll ganz Griechenland und h
Asien erobert haben und wird der Große
nannt. Er mag auch wohl groß gewesen se
das will ich nicht streiten, doch kann ich's el
nicht groß finden, wenn einer alles vor der Fa
wegnimmt, und in meinen Augen ist ein Fürst
das Land was er hat gut regiert, viel größer.«

»Es ist besser daß ein Narr beherrscht wer
denn daß er herrsche.«

»Der König sey der beßre Mann
Sonst sey der Beßre König!«

»Der Adel besteht in Stärke des Leibes bei Pferden, bei Menschen in guter Denkart.« (Die bekanntlich nicht vor der Geburt hergeht.)

»Alle Menschen sind Brüder. Gott hat sie alle gemacht, einen wie den andern, und gab ihnen diese Welt ein, daß sie sich darin bis weiter wie Brüder mit einander freuen und lieb haben und glücklich seyn sollten.« (Wessen Schuld ists wenn es nicht geschieht? — Aller! und darum müssen alle sich untereinander ungehindert über ihre Rechte und Pflichten verständigen.) . . . . . .

»Es ist ein gut Ding um die Philosophie! Sie klärt ein Land auf und ist vortreflich gegen Alfanz und Aberglauben.« (Nach andern Äußerungen des Herrn Claudius sollte man fast glauben er habe diese sehr wahren Worte spottweise Sr. Kaiserl. Majestät in den Mund gelegt.)

»Es würde ungerathen seyn, dem Socrates, der sich unter andern dadurch bei seinen Landsleuten verhaßt gemacht, weil sie wie alle andere Landsleute in ihrer Knechtschaft nicht an die Freiheit erinnert, noch durch das bittre Salz der Wahrheit gereizt seyn wollten, den Kranz, der er via legitima verdient hatte, abzureißen.« (War es aber wohl gerathen einem Nebenmanne den rech-

ten Weg verrennen zu wollen, auf welchem e
nach jenem Kranze strebt, wie Herr Claudius ohn
längst mit Hennings zu thun vermeinte? *)

»Man kann in einem jeden Buch Ketzereye
finden, wenn man sie darin suchen wollte.« (Wa
will der Censor? was sucht der Censor so oft?)

»Einige Gelehrte (Censoren wohl nicht?) habe
die Gewohnheit an sich, daß sie ihre eigene Ein
sichten und Gaben zur Elle machen und eben da
her ereignet sich das Milchgesichtlein das verschie
denlich oben auf ihrem Urtheile sitzt und selbs
klug umherlächelt.« (Siehe Nikolai's, Hegewisch
und vieler anderer Männer Beschwerden über
Censoren.)

»Der Klock heißt's, Bärenhäuter.«

(Der ächtorthodoxe Censor, wie er leibt und lebt!)

»Mir fällt immer ein, daß wir Menschen doch
eigentlich nicht viel können, daß wir nicht stolz
und störrisch, sondern lieber hübsch bescheiden und
demüthig seyn sollten. Sieht auch besser aus, und
man kommt weiter damit.« (Ist auch noch wahr!)

»Des Menschen Herz ist eitel und thörigt von
Mutterleibe an. Wir wissen nicht was uns gut

*) Man sehe Hennigs Ankündigung des Genius der
Zeit, Hrn. Claudius Gegenankündigung in den Ham-
burger Zeitungen, und ein Schreiben des Vetters
Andrees das dadurch veranlaßt wurde.

ist, und unser liebster Wunsch hat uns oft betrogen! Und also muß man nicht auf sein Stück stehen, sondern blöde und discret seyn, und dem lieber alles mit anheim stellen der's besser weis als wir.«

Weil nun aber diejenigen, die das Schwerdt und die Ruthe in beiden Händen führen, weder blöde noch discret waren und es immer weniger gerathen fanden alles dem anheim zu stellen der es besser weiß als sie; so wurden in neueren Zeiten immer mehr denkende Männer mit der mächtigen Feder und dem Gesetzbuche in beiden Händen, für Menschenwohl thätig, um das Schwerdt in die Scheide und die Ruthe hinters Gesetzbuch zu bringen. Darob ward dem Herrn Claudius und seines Gleichen schon bange und die Neigung die er schon in frühern Jahren leider fürs alte Testament hatte merken lassen, schien sich mit den Jahren bei ihm zu mehren. Da es nun gar zur Abwägung gegenseitiger Rechte kam und einige von der unterdrückten Parthey gar so ungestüm und plump waren, daß sie sich selbst mit beiden Händen an die hoch in den Lüften schwebende Wagschaale hingen und wohl gar mit beiden Füßen hineinsprangen — da ward dem Herrn Claudius ob dem ungewohnten Ueberschwanken an der rech-

ten Seite gar überaus bange und es erfreute
gar höchlich, daß einige der Gewaltigen um
herum das dumme reißende Thier gegen die Un
stümen los ließen. In großer Bangigkeit
übermäßiger Freude pflegt der Menſch eben n
weit zu ſehen und nicht gut zu überlegen, und
gedachte denn auch Herr Claudius nicht weiter
die übeln Folgen von der Loslaſſung des dumm
wilden Thieres, ſondern feierte ſie laut und öffe
lich in bald nachfolgender Fabel.

Aber da ſaß ihm zunächſt ein alter tre
Freund, der weder Bangigkeit noch übermäß
Freude kennt, dem von jeher Wahrheit, Freih
und Veredlung der Menſchheit über alles g
und noch gilt, und immer über alles gelten wi
und der auch, übereinſtimmend mit dem Schrei
dieſes, nicht der Meinung iſt, daß der alte Freu
über die noch viel ältere Wahrheit gehe, u
eigne und Freundes Behaglichkeit über Wohl
Menſchheit — der erinnerte ihn, wie das zwe
Gedicht — Keine Fabel — zeigt, mit kräftig
Schulterſchlage daran, daß er nicht wohl thue
alſo in der Bangigkeit zu freuen und daß
Mächtige wohl etwas Beſſeres thun könne, we
Schmeichler und argliſtige Kauze »die ihm ni
ſagen was Recht iſt, ſondern was er gerne hö
und in ihren eignen Kram paßt, ihn gegen Mä

ner anzuhetzen suchen, die auch ihn »in seiner Knechtschaft an die Freiheit erinnern und durch das bittre Salz der Wahrheit reitzen wollen,« daß er lieber selbst, die in dumme Knechtschaft versunkenen Landsleute an ihre Freiheit erinnere. Denn so wird er auf dem besten Wege verhindern, daß die aus schweren Träumen aufgeschreckte Menge nicht immer ungestümer und plumper in die mächtig hin und herschwankenden Wagschaalen springe und zuletzt Wagbalken und Zunge unter die Füße bekomme. Auch dieser treue Freund der Menschheit hat öffentlich der Wahrheit die Ehre gegeben, und daran hat er brav gethan und verdient dafür freundlichen Handschlag aller Guten und Edlen *).

1) Eine Fabel

von

Mathias Claudius.

Vor etwa achtzig neunzig Jahren
Vielleicht sinds Hundert oder mehr,
Als alle Thiere hin und her
Noch hochgelahrt und aufgekläret waren,
Wie jetzt die Menschen ohngefähr.
— Sie schrieben und lectür-ten sehr,

*) Die nun folgenden beiden Gedichte standen zuerst in der neuen Hamburger Zeitung. (Im October 1795.)

Die Widder waren die Scribenten,
Die andern: Leser und Studenten
Und Censor war: der Brummel-Bär —;
Da kam man supplicando ein:
»Es sey unschicklich und sey klein,
»Um seine Worte und Gedanken
»Erst mit dem Brummel-Bär zu zanken,
»Gedanken müßten zollfrey seyn!«
Der Löwe sperrt den Bären ein,
Und that den Spruch: »Die edle Schreiberey
Sey künftig völlig frank und frey!«
Der schöne Spruch war kaum gesprochen
So war auch Deich und Damm gebrochen,
Die klügern Widder schwiegen still,
Laut aber wurden Frosch und Crocodyll,
Seekälber, Scorpionen, Füchse,
Creuzspinnen, Paviane, Lüchse,
Kauz, Natter, Fledermaus und Staar,
Und Esel mit dem langen Ohr ꝛc. ꝛc.
Die schrieben alle nun, und lieferten Tractate:
Vom Zipperlein und von dem Staate,
Vom Luftballon und vom Altar
Und wußtens Alles auf ein Haar,
Bewiesens Alles Sonnenklar,
Und rührten durch einander gar
Daß es ein Brey und Gräuel war.
Der Löwe gieng mit sich zu Rathe
Und schüttelte den Kopf und sprach:
Die besseren Gedanken kommen nach;
Ich rechnete, aus angestammtem Triebe,
Auf Edelsinn und Wahrheit-Liebe —
Sie waren es nicht werth die Sudler, klein und groß;
Macht doch den Bären wieder los!

2) Der Kauz und der Adler.

(Keine Fabel)

von J. H. Voß.

Ein Kauz, in düstern Synagogen
Des Ober-Uhus auferzogen,
Kam früh in grauer Dämmerung
Zum König Adler hergeflogen.
»Treu« krächzt' er, »treu der Huldigung,
»Rüg ich den gellenden Trompeter
»Der unglücksschwangern Aufklärung,
»Den Hahn, Dir König, als Verräther.
»Wann sanft Dein wohlbeherrschter Staat
»Noch schläft und träumet und verdauet
»Und unser Lied, was wacht, erbauet;
»Schnell kräht uns der Illuminat
»Die Sonn' empor, um aufzuklären,
»Und Ruh und Andacht uns zu stören.
»Fink, Lerche, Schwalb' und Mäus' empören
»Gefild und Wald in freien Chören;
»Man kan sein eigen Wort nicht hören.
»Die tolle Rotte singt gar Hohn
»Der mystischen Religion,
»Die wir in heilgem Dunkel lehren;
»Und, König, strafst Du nicht, so drohn
»Aufruhr und Hochverrath dem Thron!
»Herr König, laß Dir doch gefallen
»(Wir Kauz und Eulen flehn gesammt):
»Dem Hahn und seinen Schreiern allen
»Zum Bändiger, im Censoramt
»Den frommen Uhu zu bestallen!«
Der Adler that als hört' er nicht,
Und sah ins junge Morgenlicht.

VI.

Franz Ludwig,

Bischof von Würtzburg und Bamberg.

Dargestellt von J. L. v. Heß.

Franz Ludwig, Bischof von Würtzburg
Bamberg, aus dem Hause Erthal, war Kaiserli
Commissarius am Reichstage zu Regensburg,
er 1779 zum Regenten beider Bisthümer gew
wurde. Seine Kenntnisse, sein allgemein gepries
Ruf, und die Einwürkung des Churfürsten
Mainz, seines Bruders, hatten ihn zu jener
sandschaft gebracht. Er stand solcher mit so vie
Eifer, Thätigkeit und Einsicht vor, daß der Ka
liche Hof sich für ihn bei der Wahl dringend
warb.

Troz einem Alter von einigen sechzig Jah
trägt er sich mit jugendlicher Festigkeit und
etwas bleiche Gesichtsfarbe abgerechnet, müßte
ihn für einen gesunden, rüstigen Alten halten.
ist von mittler Größe; seine Bewegungen und
Gang haben eine feierliche Gravität, die a
weil sie natürlich und nicht erkünstelt ist, ni
abschreckendes hat, sondern durch Milde und s
ten Anstand gemäßigt wird. Sein Blick ist e

nicht kalt. In seinem melancholischen Auge birgt sich eine stille Traurigkeit, als wenn es ihm leid thäte, daß er den Menschen verachten muß. Ein Innblick in das natürliche Eigenthum seines Geistes zeigt ihm den Adel und die Würde des Menschen, der unverführt an den Pforten der Thorheit vorübergegangen ist. Dieß Bewußtsein hat sich außer ihm nicht bewährt; darum hat er es hart in sich verschlossen, und die Rinde seiner Physiognomie liefert dem Angaffer blos den Tusch der bittern Schwermuth, womit sein reines Auge in das seinem Herzen so fremde Behältniß aller Verkehrtheiten hineinschauet. Hat das System von der nothwendigen Versöhnung einer beleidigten Gottheit hiebei mit gewirkt, oder war es eigner Gang einer abwärts geleiteten Seele? genug, er scheint abbüßen zu wollen, was er nicht verbrochen hat.

Hieraus ist sein andächtiges Leben entstanden, das nahe an Schwärmerei gränzen mag. Seine Absonderung von den Menschen, die er nach seiner erhabenen Denkart nicht lieben konnte; seine strenge Entsagung von allem sinnlichen Interesse; und die Verzichtleistung aller gesellschaftlichen Freuden, müssen seine Empfindungen über den irdischen Meridian wegrücken, und seine unbefleckte Seele zu einer Andacht heben, bei der sie wenigstens in negativen Darstellungen fortleben und mitgenießen.

könnte. Ich habe ihn beten sehen, mit einer In
brunst, die auf den Flügeln einer gränzenlosen E
bildungskraft getragen schien. Er kniete öffentl
mitten in der Gemeinde, und sein ganzes We
war, von dieser abgesondert, blos im Anschau
des Unendlichen verloren. Seine bleichen Hän
hob er mit einer Bewegung gen Himmel, als
er von der großen Fülle seiner Gnade etwas
sich einfalten wolle. Sein Auge floh über
Schranken des Irrdischen, und schien durch d
Vorhang gedrungen, der uns Sterbliche v
Unendlichen trennt, in vollem Vertrauen
Blicke des Ewigen zu hangen. Bei aller die
ganz in sich versunkenen Andacht, mischte sich
seine kunstlose Geberdungen nichts, was eine k
chende, falsche Demuth, eine winselnde Reue, o
eine erheuchelte Selbstverachtung verrathen hät
Es war durchaus das Benehmen eines Mensch
der im Vertrauen auf seine eigene Achtung
seinen Schöpfer tritt, dem er das in seiner
schaffung erhaltene kleine Seelenvermögen, du
thätig geübte Kräfte erhöht, als Tausch für e
bessere Ewigkeit darbietet.

An hohen Festtagen predigt er selbst. Se
Reden sind kurz, und was er vorträgt, ist e
einfache Sittenlehre. In einer am Ostertage
haltenen Predigt sagt er, »der Stolze, der

Vorrechte seiner Geburt aus sechszehn Ahnen behauptet, oder auf seine Gelehrsamkeit einbilderisch ist, große Titel besitzt und andere gering schätzt, gehe in sich, damit er der Stolze nicht sei.« — Am Ende seiner Predigt heißt es: »Aber da ich für andere bete, laß mich selbst erst den Weg der Tugend betreten, damit ich, da ich wider Ärgerniß predige, nicht selbst Ärgerniß gebe; damit, wenn ich gegen die Sünde rede, ich ihnen nicht selbst ein Stein des Anstoßes sei. Der du dein Volk öfters mit üblen Regenten heimsuchst und gestraft hast, mache, daß ich mein Vorsteheramt nicht unwürdig verwalte; daß es mir nicht zur Verwerfung diene; leite deinen Diener auf den Pfad der Wahrheit und Gerechtigkeit, entzünde in meinem Herzen den Diensteifer zu deinem Heiligthum, laß mich selbst das gute Beispiel geben, daß ich von andern verlange, erneure den ächten Geist in meinem Innern, damit ich wahrhaftig auferstehe.«

Seine Gesundheit war vor einigen Jahren äußerst schwankend. Er litt an hypochondrischen Zufällen, die dem thätigen Manne in der Verfolgung seiner wohlwollenden Vorsätze oft sehr hinderlich waren. Seine Kränklichkeit vermehrte sein Mistrauen zu seinen eigenen Kräften, sie brachte ihn einer völligen Selbstverläugnung nahe. In einer, bei der Einweihung des neuen Krankenhauses,

von ihm gehaltenen Rede, drückt er sich folgend
maßen über sich selbst aus: »Von der erst
Stunde an, wo ich zur Regierung gekomm
hegte ich den Grundsatz, der Fürst sei für das Vo
da, und nicht das Volk für den Fürsten. Bei d
Antritte meiner Regierung habe ich mir daher
System gemacht, solche Einrichtungen und Anstalt
zu treffen, die das Wohl meiner Unterthanen
fördern möchten. Ich muß hier das öffentlic
Geständniß ablegen, daß ich nur wenige mein
Pläne bis dahin ausgeführt habe. Meine oft se
schwankende Gesundheit, gewisse Ängstlichkeiten,
von meinem physischen Zustande herrühren,
meine guten Entschlüsse öfters vereitlen, haben mi
gehindert, viele zum Wohl meiner Unterthan
entworfene Pläne auszuführen. Fristet Gott m
aber meine Tage noch länger, und befestigt mei
Gesundheit, so hoffe ich das zu Stande zu bri
gen, wovon ich überzeugt bin, daß es das Wo
meiner Unterthanen befördere.«

Er hat redlich Wort gehalten und mit une
müdeter Anstrengung und Aushaltsamkeit für d
bessere Bildung des Klerus, das Schulwesen, d
Gesetzgebung, die Justizpflege, das Armenwese
die Landesindüstrie, Sanität, Policei und den Ha
del gesorgt. *) — —

*) Hier folgen nun umständliche Nachrichten von eine
geistlichen Seminarium, worinnen 24 Semin

Das bisherige mag hinreichen, um sich einigermaaßen eine Vorstellung von der Art zu machen, wie dieser seltne Fürst seine Regentenpflicht übt. Die Zeit, die ihm von dieser übrig bleibt, widmet er den Wissenschaften und dem Gebet. Er liest viel, vorzüglich alles, was im Staats- Cameral- Ökonomie- Polizei- und Industriefache geschrieben wird. Zu den lauten Freuden des Lebens, zu Hof-Partheien, gesellschaftlichen Lustereien giebt er sich nie her. Der ganze Genuß seines thatenreichen Lebens besteht in dem Bewußtseyn seiner selbsterfüllten Pflichten, und auch diese, überall anschauliche Überzeugung mangelt ihm, weil seine zarte Gewissenhaftigkeit und sein zaghaftes Mißtrauen in seine eigenen Kräfte ihm nie den belohnenden Gedanken zuläßt: du hast ganz deine Pflicht erfüllt.

ristey bis zur Erlangung einer Capellan-Stelle unentgeldlich versorgt werden; von einem Schulmeister Seminarium, worinnen zehn Candidaten unentgeldlich Unterhalt und Wohnung genießen, von den Land-Schulen; von den Stadt-Schulen für Mädchen und Knaben, die ganz aus der Privatcasse des wohlthätigen Fürsten unterhalten werden; von der reellen Verbesserung der Justizpflege; von den Armenanstalten; von Vermehrung und Erleichterung der Nahrungs-Quellen; von Spitälern; von der Hebammen-Schule; von der Landespolicey; von Beförderung der Wissenschaften und Künste; und dann fähret der V. in seiner musterhaften Darstellung des edlen Mannes fort, wie oben folget.

Doch auch dem Tadel gebührt sein Re
Gewöhnlich beurtheilt er andere Menschen zu ri
weil er sie mit dem Ideal seiner Vollkommen
betrachtet. Nach diesem Maaßstabe findet er
gemeiniglich unwürdig, klein und verächtlich,
dies führt ihn zur unduldsamen Kälte und Stre
gegen diese doch immer nur mehr nichtige, als
Wesen. Wäre er so nachsichtig und billig ge
die Menschen, als ihre angeerbten Gebrechen,
gebietende Verhältnisse, ihre verzogene Natur
fühle es heischen; legte er von der Strenge,
der er sich selbst betrachtet und behandelt, so vi
weg, als der moralische und politische Abstand,
dem sie von ihm stehen, zu fodern berechtigt
so würde Franz Ludwig, Bischof von Bamberg,
Mensch seyn, dessen wahrhafte Vortreflichkeit
laute Beschämung seiner ganzen jetztlebenden G
tung wäre.

Er stirbt, der starke Mensch, der morali
Regent, eben, da ich diesen Bogen drucken la
Seine Zeit ist vorübergeflogen, aber die Da
seiner Wirksamkeit geht im Wettstreit mit
Existenz Bambergs fort. Errichtet ihm kein stei
nes Denkmal, ihr Bamberger, sein ernster G
würde auch aus der Höhe mit Mißfallen darü
hinblicken. Und du, sein noch nicht ernann

Nachfolger! doppelt ſchwer ſind deine Pflichten! Haſt du den Ehrgeiz der Tugend, ſo wirſt du ihn zu erreichen ſtreben; dein Loos wird Mühe und Arbeit ſeyn. Haſt du den Ehrgeiz der Thorheit, ſo wirſt du ihn übertreffen wollen, und dein Andenken wird einſt in ſchwarzem Flor gehüllt ſeyn, wenn die Stralen von dem Bilde deines Vorgängers noch die Augen der Enkel erheitern und ihre Herzen erwärmen!

Ruhe, Franz Ludwig!

VI.

Ueber Schlözers Staatsgelahrheit n
ihren Haupttheilen im Auszug und Z
sammenhang.

Erster Theil.

Einleitung, Encyklopädie, Metapolitik, Staa
recht, und von Regierungsformen. *)

Erstes Gespräch.

A. Nicht wahr, die schwerste Arbeit ist nicht i
mer die wichtigste?

B. Allerdings nicht, es kann mühsam se
Hirsenkörner durch ein Nadelöhr zu werfen, a
wichtig ist diese Beschäftigung deswegen nicht.

A. Dagegen kann eine Arbeit, welche v
Kopf und Kenntnisse erfordert für den, der bei
hat, leicht und doch wichtig seyn. Friedrich

*) Allgemeines Staats-Recht und Staatsv
fassungs-Lere. Voran Einleitung in alle Stac
wissenschaften. Encyklopädie derselben. Metapolit
Anhang: Prüfung der von Moserschen Grundsätzen
allgemeinen Staatsrechts, von August Ludw
Schlözer. D. Hofrath und Professor der Staats
lehrsamkeit in Göttingen. Göttingen in Vandenh
und Ruprechtschem Verlag 1793.

Große vollendete in wenigen Stunden sein königliches Tagewerk.

B. Ja wohl, Tagewerk; aber die täglich wiederkommenden Geschäfte waren nicht eben das, worin er sein Herrschertalent am meisten zeigte; wenigstens ist so viel gewiß, daß er in den stillen Stunden des Nachdenkens die Grundsätze sammelte, nach welchem dieses Tagewerk abgemacht wurde.

A. Aber so angelegen er sich auch sein königliches Amt seyn ließ, so hat er doch gewiß nicht die Hälfte von dem studiert, was Schlözer zu seiner Staatsgelahrheit rechnet.

B. Dem Namen nach vielleicht nicht; aber die Materialien, aus welchen Schlözer seine Staatsgelahrtheit zusammensetzt, konnten ihm nicht fremd seyn.

A. Doch zweifle ich, daß er in das Einzelne der Geschäfte genau hinein gegangen sey.

B. Gewiß nicht tiefer, als es zur Übersicht des Ganzen nöthig war. Verwechseln sie aber nicht das Detail der Thatsache oder des besondern eben vorkommenden Falles mit der genauen Kenntniß der Regeln, nach welchen dabei verfahren werden muß.

A. Ein Genie, wie Friedrich, hätte sogar mit einer geringen Masse von Kenntnissen viel ausrichten können, und ich weiß nicht, ob nicht der, welcher

das Ganze besorgen soll, sich sehr oft mit und
lichen Vorstellungen, und zuweilen sogar, mit
keln Gefühlen begnügen müsse. Aber besser
besser! Ich will zugeben, daß der Regent die
gierungskunst in ihrem ganzen Umfange ke
müsse: aber specielle Sachkenntnisse, welche
Entschluß, wenn auch schon bei einer ganzen
tung von Fällen, erforderlich sind, kann er doch d
Berichtserforderungen oder durch das Gutachten
Sachverständigen sich ertheilen lassen. Wer
z. B. einen Fürsten zumuthen, daß er ein gr
Chemiker seyn soll, ob gleich bei vielen Regieru
geschäften chemische Kenntnisse erforderlich sind

B. Wer entscheiden soll, muß doch so
wissen, als nöthig ist, um das Gutachten der S
verständigen, nach welchem die Entscheidung
folgen soll, zu verstehen, und ich sehe nicht
warum ein junger Prinz nicht eben so gut
Chemie, als die Heraldic studieren sollte?
wenn Sie ihn nun schlechterdings von der E
nung der Chemie dispensiren wollen, so kann
schon auch hierin nachgeben, ohne daß ich da
zugeben darf, daß der Prinz eine von den Wi
schaften entbehren könne, welche Schlözer
Staatsgelehrsamkeit rechnet, weil ihm sonst
Übersicht des Ganzen, woraus die Regierungsk
besteht, mangeln würde.

A. Ich stimme darin mit Ihnen überein, daß Schlözer sich dadurch sehr verdient gemacht habe, daß er uns den ganzen Umfang der zur Staatsgelahrheit erforderlichen Kenntnisse vorgezeichnet hat. Ich gebe zu, daß es dienlich sey, alle diese Kenntnisse einmal in ihrem ganzen Zusammenhange zu studieren: aber ich glaube auch, daß besonders das Staatsrecht auch einmal im Zusammenhange mit den allgemeinen Grundsätzen des Rechts, und also zusammen mit dem Naturrechte studiert werden müsse. Dieß ist um so nothwendiger, da Schlözer uns keinen bestimmten Begriff von dem Worte Recht gibt. Denn so sagt er z. B. In der Metapolitik §. 6. »Unwiderstehlicher Trieb ist hohes »Recht ꝛc. Sein Trieb zu leben, ohne Schmerz »und behaglich zu leben, bestimmt seine beiden Ur»rechte.« An eben dieser Stelle behauptet er, daß ursprünglich eine positive Gemeinschaft der Güter vorhanden gewesen sey und daß die Dinge in der Welt ursprünglich nicht Sachen wären, die Niemanden, sondern die Allen gehören. Alles dieß weiset auf keinen bestimmten Begriff vom Rechte hin und steht auch, wie Sie sehen, in einem zu genauen Zusammenhange mit dem Naturrechte, als daß es ganz von demselben abgerissen werden könnte.

B. Der Zusammenhang, in welchem das Staats-

recht mit dem Naturrechte vorgetragen wird
jenem mehr nachtheilig, als zuträglich. Wenn
Staatsrechte ihren Anfang nehmen, haben die N
ſchenrechte ſchon aufgehört. Man trenne alſo
in der Form, was in der Sache ſelbſt getrenn
Es iſt freilich Nichts bequemer, als mit einem
Ideen, die man aus ſich ſelbſt herausgeſpo
hat, überall auszulangen. Eben weil man be
men will, wie die Welt ſeyn ſollte, gibt man
nicht die Mühe, ſich darum zu bekümmern, wi
wirklich iſt. Dieß wollte nun Schlözer verhind
er wollte nicht, daß man, ſobald man den Ham
aus der Hand legt, glauben ſollte, auch im St
zu ſeyn, das Staatsruder zu führen, weil doch
zu nur eine leere Hand erforderlich wäre; er w
verhindern, daß nicht der Advocat glauben ſo
er ſey ein Staatsgelehrter, weil er eine auf w
Sätze eingeſchränkte Metaphyſik des Rechtes
diert, und große Übung im Schwatzen erlangt h

A. Schlözers gute Abſicht verkenne ich n
aber, wie es mir ſcheint, hat er das, was r
und das, was zuträglich iſt, nicht hinlänglich un
ſchieden. Was mit Recht geſchehn könne, k
man ſehr wohl wiſſen, ohne darum auch die
ſchicklichkeit zu haben, das, was recht iſt,
eine nützliche Weiſe zu thun. Wenn nun
Rechtsgelehrte deswegen, weil er weiß, was

ist, sich auch die Geschicklichkeit zutraut, den Staat regieren zu können, so handelt er eben so widersinnig, als, wenn er deßwegen, weil er weiß, wie weit er sein Grundstück bebauen darf, auch zu wissen glaubte, wie er es bebauen müsse, damit es einträglich werde. Es würde aber auch der Ökonom nicht weniger widersinnig handeln, wenn er daraus, weil es ihm nachtheilig sey, fremdes Vieh auf seiner Wiese weiden zu lassen, schließen wollte, daß er dem Nachbar die Weidegerechtigkeit nicht verstatten dürfe.

B. Sollten Sie nicht Schlözern eine falsche Meinung unterlegen? Eine solche Verwechslung des Rechtlichen und Nützlichen finde ich bei Schlözern nicht, ob gleich, wenn vom gemeinen Besten die Rede ist, das Rechtliche und Nützliche einerley seyn dürfte. Aber, wenn Ihnen Staatsphilosophie nicht ein bloßes Luftmeteor werden soll, so werden Sie den Menschen in seinen verschiedenen Lagen kennen müssen, und Geschichte und Antropologie werden die Grundsteine zu Ihrem Gebäude liefern.

A. Ob ich gleich daran zweifle, daß die Geschichte, welche mich nur über das, was da ist, nicht aber über das, was da seyn sollte, belehrt, Grundsteine zu einem Gebäude des Staatsrechts liefern könne, so gebe ich doch zu, daß sie mir den Grund und Boden anweist, auf welchem das

Gebäude stehn oder nicht stehn kann. Aber wa
hindert mich, die von der Geschichte und Antro
pologie gelieferten Sätze in der Metapolitik z
nutzen? — Deßwegen glaube ich, daß es schädlic
seyn würde, wenn das Schlözersche System di
Folge haben sollte, daß das Staatsrecht gar nic
mehr im Zusammenhange mit dem Naturrecht
vorgetragen würde: ich glaube aber auch, daß e
dienlich wäre, das Staatsrecht noch einmal in
Zusammenhange mit den übrigen zur Staatsg
lahrtheit gehörigen Wissenschaften zu studieren.

B. Sie glauben also, daß das Studium de
Staatsgelahrtheit überhaupt und des Staatsrecht
insbesondere von großer Wichtigkeit sey, und da
es besonders auf Universitäten getrieben werde
müsse?

A. Davon bin ich so sehr überzeugt, daß ic
keinen zu einem Staatsamte lassen würde, we
cher nicht auch in dieser Wissenschaft wäre geprü
worden.

B. Hierin kann ich doch mit Ihnen nich
ganz übereinstimmen. Man würde dadurch laute
Raisonneurs bilden, die, anstatt zu thun, wa
ihres Amtes ist, die Regierung überall meister
wollten. Ich würde dieses Studium nur vo
denen fordern, welche künftig, in wichtigen Äm
tern dem Staate zu dienen, bestimmt wären.

A. Damit die Andern deſto ſchlechter raiſonirten? Ich würde doch, wenn einmal raiſonirt wird, das beſſere Raiſonnement dem ſchlechtern vorziehn; denn das Raiſoniren bleibt doch in keinem Falle aus. Können Sie wohl vorher wiſſen, was aus dem Menſchen, der jezt mit dem Poſten eines Unter-Richters zufrieden ſeyn würde, mit der Zeit werden kann.

B. Wenn er ſich durch ſeinen Kopf und durch ſeine Geſchicklichkeit in Geſchäften empor gehoben hat, ſo kann er das Verſäumte in der Folge nachholen.

A. Dazu würde ich nicht rathen. Wer ſich durch ſeinen Kopf in die Höhe gebracht hat, glaubt auch an dieſem genug zu haben. Deßwegen iſt es gut, daß ein Jeder wenigſtens das Staatsrecht ſtudirt; allein ich gehe jezt weiter. Sehn Sie nur, welchen treuen Schüler Sie an mir gezogen haben. Eben deßwegen, weil, wie Sie ſelbſt behaupten, die Philoſophie allein nicht hinreicht, will ich auch, daß der wichtige Mann mit allen den Kenntniſſen ausgerüſtet ſey, welche Schlözer zum Staatsmanne erfordert. Dieſe Wiſſenſchaften müſſen aber nicht das Monopolium des Adels oder derer ſeyn, welche ſich beſonders den Staatsgeſchäften widmen.

B. Sollten Sie nicht von dem bloßen U
versitätsgelehrten zu viel fordern?

A. In Deutschland muß man von den U
versitäten Alles fordern. Das, was Deutschla
besonders eigen ist, besteht eben in dem groß
Einflusse der Universitäten auf die Regierun
Vielleicht liegt der Grund, weßwegen die De
schen zwar langsam, aber sicher im Guten fo
schreiten, eben in der wissenschaftlichen Behan
lung der Regierungsgeschäfte. Deßwegen lass
wir uns nicht so leicht durch unbestimmte Begri
irre leiten, und man dürfte vielleicht nur die G
schichte unsrer Universitäten z. B. von Leipz
Halle, Jena und Göttingen studieren, um dara
die Veränderungen, welche in den verschieden
deutschen Staaten vorgefallen sind, zu erklär
Thomasius dürfte in der Brandenburgisch
Geschichte eine größere Rolle spielen, als manch
berühmte Feldherr, und Pütter ist vielleicht
dem deutschen Reiche eine wichtigere Person,
mancher Reichsgeneralfeldmarschall.

B. Der Einfluß der Gelehrten ist wohl n
gends zu leugnen. Aber darin steckt eben der U
kerschied zwischen Deutschland und andern Staate
daß nicht jeder Schriftsteller, und wenn er au
der Liebling der Nation wäre, in Deutschland
schnelle Wirkungen hervorbringen kann, als ande

wärts, wenn er nicht durch das Mittel der Universitäten wirkt. Ehehin war freylich dieses noch sichtbarer; denn da wurde Nichts von Wichtigkeit unternommen, ohne vorher der theologischen und der juristischen Fakultät der Landesakademie ein Gutachten abgefordert zu haben. Dieser Wirkungskreis der Universitäten ist jetzt vermindert, weil man voraussetzt, daß der bloße Theoretiker von Staatsangelegenheiten nicht urtheilen könne. Auch haben in einigen deutschen Landen die Juristenfakultäten nicht mehr das Ansehn des obersten Gerichtshofes, doch ist im Ganzen der Einfluß der Universitäten noch immer wichtig genug, und es ist zweifelhaft, ob man nicht die alte Mode, die Universitäten über wichtige Angelegenheiten zu befragen, wieder einführen, die Universitäten selbst aber mit geübten Practikern besetzen sollte.

A. Wenn man freylich die große Menge der deutschen Staaten erwägt, so kann man wohl voraussetzen, daß man eher vorzügliche Männer auf den Universitäten als in den Geheimenrathskollegien finden könnte, und man sollte daher auch bey der Besetzung der Professuren auf diesen Umstand mehr Rücksicht nehmen.

B. Freylich muß das Ansehen der Universitäten verloren gehn, wenn man einem Menschen dem man gern helfen wollte, eine Professur gibt,

weil man ihn anderwärts nicht zu brauchen w
Schlözer, welcher so viel auf Deutschland gew
hat, ist Professor, und unsre Hauptuniversit
können, wenn sie bei der Lehr- und Schreibe
heit geschätzt werden, zum Besten Deutschl
mehr wirken, als die Landesstände, deren J
esse nur gar zu oft, von dem Interesse d
welche sie vertreten sollen, verschieden ist.

Zweites Gespräch.

A. Also glauben Sie nicht, daß ursprün
alle Menschen auf alle Sachen gleiche R
haben? —

B. Gleiche Rechte haben sie, aber g
wenige.

A. Gleich wenige und gleich viele. G
wenige; denn keiner hat ein ausschließendes R
— gleich viele; denn alle haben das Recht di
meinschaftliche Sache zu gebrauchen und zu
nutzen. Die Erde ist des Herrn, und A
was auf und in ihr ist, ist, wie Schlö
behauptet, eine Sache, die allen ge
wiewohl nur zum augenblicklichen
dürfniß. Das Recht des ersten Fin
ist kein erweisliches Natur-, sonder

*) In seiner Metapolitik §. II.

künftiges nothwendiges Positiv-Recht. Der, so mühsam eine Reihe von Bäumen pflanzte, sie künstlich in einander flocht, und sich eine lustige Hütte daraus bildete, — der so ein Grundstück durch Umwülen tragbar machte ꝛc., klebte zwar seine Arbeit und seine Kunst, unstreitig einen Theil seines Eigenthums, an die Bäume und an das Grundstück: aber durfte er das, ehe andere, deren gemeinschaftliches Eigenthum vorher die Bäume und das Grundstück waren, sich ihres Mit-Rechts darauf verziehen hatten?

B. Das, liebster Freund, ist eine harte Rede, wer kann sie hören! So werde ich also auch wohl den Apfel, den ich auf einer Insel finde, wo noch kein Staat und keine positiven Gesetze existiren, nicht eher essen dürfen, als bis ich die Einwilligung des ganzen menschlichen Geschlechts zu Verbrauchung dieser gemeinschaftlichen Sache erhalten habe?

A. Das gehört mit zu der augenblicklichen Benutzung der Insel, daß Sie sich die Früchte, die darauf wachsen, zueignen.

B. Dahin würde es also auch wohl gehören, wenn ich Äste von den Bäumen hiebe, um mir eine Sommerlaube davon zu bauen?

A. Das sollt' ich auch meinen.

B. Muß die Sommerlaube in der Luft schw
ben oder darf ich sie auf ein Stück der geme
schaftlichen Insel setzen, und darf ich mir wohl g
ein Haus auf diese Stelle bauen, ohne die übrig
Menschen darum zu fragen?

A. Ja, wenn sie Ihnen den ausschließlich
Gebrauch nicht verwilligt haben, so kann ein Je
die Laube und das Haus so gut nützen, wie Si

B. Also wenn ich mir ein Behältniß gema
habe, worin ich meine Sachen gegen die wild
Thiere oder auch wohl die gefangnen Tauben
gen die Katzen verwahre, so darf ein jeder d
Behältniß öffnen, um seine Sachen auch hine
zulegen? Denn, wenn ich ein Vorlegeschloß dar
legte, so würde ich mir das Behältniß auf la
Zeit zueignen, und es wäre also nicht ein aug
blicklicher Besitz, welchen ich dadurch schü
Ich darf also das Gemach nicht verschließen. W
kommt ein Anderer, um seinen Käse darin zu v
wahren, aber unglücklicher Weise läßt er mir
Katze hinein, und meine Tauben sind gefress
Oder, was meinen Sie, muß die Katze auch
die Erlaubniß des ganzen menschlichen Geschle
haben, ehe sie die Tauben fressen darf? Hat
liebe Gott die Erde mit Allem, was darauf
darin ist, allein den Menschen oder auch den Th
ren zum Geschenk gemacht? —

A. Auch die Thiere gehören den Menschen.

B. Gut, aber wo ist die Schenkungsurkunde, wie lautet sie?

A. Mit ihren geistigen und physischen Kräften, und mit ihren Bedürfnissen erhielten sie zugleich die Befugniß, ihre Bedürfnisse durch die dazu dienliche auf der Erde befindliche Mittel zu befriedigen.

B. Haben Sie keine andre Schenkungsurkunde aufzuweisen?

A. Nun, ist diese nicht hinlänglich?

B. O ja, und sie beweist noch mehr, als sie eigentlich dadurch beweisen wollten. Hat nicht der Mensch ein Vorhersehungsvermögen?

A. Wer wollte das leugnen?

B. Hat er nicht auch das Bedürfniß, für die Zukunft zu sorgen?

A. Auch das gestehe ich ein.

B. Nun so haben Sie mir das Patent ausgefertiget, zu folge dessen ich berechtigt bin, mir ein Haus für den künftigen Winter zu bauen, und es so lange zu gebrauchen, als ich dessen bedarf. Wenn ich aber dieses Recht habe, so werde ich eben so wenig die Erlaubniß meiner Nebenmenschen nöthig haben, um mir eine Sache für die Zukunft zuzueignen, als ich deren bedurfte, um sie für den jetzigen Augenblick zu nutzen. Ich finde auch in

der Schenkungsurkunde selbst nichts von einem Un
terschiede zwischen beweglichen und unbeweglichen
Sachen.

A. Aber nehmen sie denn an, daß, wenn S
auf eine wüste Insel kämen, Sie das Recht h
ben würden, sie ausschließungsweise in Besitz z
nehmen und den später kommenden ins Meer z
werfen, obgleich die Insel noch für Tausende, w
Sie sind, Platz und Nahrung hätte?

B. Das nehm' ich nicht an. Ich glaube vie
mehr, daß der später kommende berechtigt sey
würde, einen von mir noch nicht bebauten Pla
für sich, meiner Protestation ungeachtet, einzuzä
nen. Ich räume ferner ein, daß ohne positive G
setze, welche meistentheils schon vertheilte Grun
stücke voraussetzen, das Recht der Besitzergreifun
besonders in Ansehung der unbeweglichen Sache
zuweilen nicht mit voller Wirkung wird ausgeü
werden können, und daß es daher noch besonde
Bestimmungen durch positive Gesetze bedurfte. Alle
ein Recht ist darum nicht minder vorhanden, w
dessen Existenz nicht Allen in die Augen fällt.
Das Recht selbst und dessen Ausnahmen könn
durch gemeingültige Grundsätze bestimmt seyn, we
auch die Anwendung derselben auf den vorkomme
den Fall wegen der dabei in Betrachtung komme

*) Non deficit Jus; sed deficit probatio.

den Thatsachen, zweifelhaft ist. Es wird also wohl am besten seyn, wir lassen unsre Ansprüche auf eine positive Gemeinschaft der Güter fahren, und begnügen uns an dem Rechte, Sachen, die noch Niemanden gehören, in Besitz zu nehmen.

A. Aber schließt nicht dieses angebliche Recht schon einen Widerspruch in sich? denn erst räumen Sie mir ein Recht ein, alle Dinge in Besitz zu nehmen, und doch soll ich auch das Recht haben, Andre, wenn es mir beliebt, von dem Rechte der Besitzergreifung auszuschliessen.

B. Wenn es mir beliebt?

A. Ja, ganz recht, wenn es Ihnen beliebe; denn Sie dürfen sich nur einfallen lassen, die Sache früher, als ich in Besitz zu nehmen, so haben Sie eben dadurch das mir zustehende gleiche Recht vereitelt.

B. Nehme ich denn eine positive Gemeinschaft der Güter an? gestehe ich Ihnen denn ein Recht zu, mich von der Besitznehmung des Erdreichs, worauf ich meine Hütte gebauet habe, auszuschließen? Gebe ich Ihnen nicht bloß ein Recht, Sachen, die noch Niemanden gehören, in Besitz zu nehmen? Was heißt, durch Besitzergreifung erwerben, anders, als Sachen zu meinem ausschließlichen Gebrauch aussondern? Setze ich nicht dabei ein Recht, Eigenthum durch Besitzergreifung zu er-

langen, voraus? muß ich also nicht das Eigen
thum beachten, ohne welches mein Recht kein Rec
seyn würde? Muß ich also nicht von der Besit
ergreifung solcher Sachen abstehn, welche sich scho
im Eigenthum eines Andern befinden?

A. Am Ende ist doch das Alles ein Strei
von welchem, wenigstens in Deutschland, weni
abhängt.

B. In Deutschland, sagen Sie? das ist eben
die glückliche Lage, in welcher sich die deutschen
Philosophen befunden haben, daß sie weniger, als
die Gelehrten anderer Länder durch das Interess
des Augenblicks verleitet wurden, für oder wider
einen Satz Interesse zu nehmen. Sie verhalten sich
als ruhige Zuschauer dessen, was in der übrigen
Welt vorgeht, und können daher ihre Theorien
sicherer und fester gründen, als die Engländer und
Franzosen, deren Gedanken sie in ruhiger Stille
benutzen, weil ihr Nationalstolz sie nicht hindert,
von den Schriften andrer Völker Gebrauch zu ma-
chen. So weit bin ich also einig mit Ihnen; aber
glauben Sie denn, daß die eben unter uns abge-
handelte Frage in Deutschland keine praktische
Folgen habe?

A. Jetzt wenigstens hat es noch nicht das An-
sehn, als ob die Deutschen sich sobald damit ab-
geben würden, Ländereien in Ost- und Westindien

in Besitz zu nehmen, oder wüste Inseln zu erobern.

B. Es sey. — Aber wichtig ist es auch für Deutschland, zu wissen, wie weit die Rechte dessen gingen, der zuerst ein Stück Landes in Besitz nahm; ob er dazu die Einwilligung der übrigen Menschen bedurfte, und ob er, wenn diese nicht nöthig war, das Recht hatte, mehr, als er bedurfte in Besitz zu nehmen, damit er Andre nöthigen konnte, zu verhungern oder seine Sklaven zu werden.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

VII.

Neue deutsche Werke.

Wir gedenken unsre Leser mit den vorzüglichs
Werken deutscher Gelehrsamkeit und Litteratur
kannt zu machen, so daß jeder Deutsche, der
nicht um die ganze Menge, auch nicht um
größten Theil der neuen Produkte, die un
Druckerpressen so zahlreich liefern, bekümmern ka
und mag, oder auch jeder Ausländer, der sich
unsere Litteratur interessirt und nur eben von
wichtigsten Werken und ihrem Inhalte bele
seyn will, in diesem Artikel unsrer Monatsch
seine Befriedigung finde. Ohnerachtet sich die
auf Werke aus allen Fächern, welche Epo
machen oder doch bleibenden klassischen We
haben, erstrecken wird; so wollen wir doch g
vorzüglich auf solche Schriften Rücksicht nehm
die nähere Beziehung auf die Charakterbildu
deutscher Nation, auf ächten Gemeingeist ha
und die den Deutschen mit seinem Vaterlan
mit seinen Reichs- und Landsgenossen, mit sei
Rechten und Pflichten — mit sich selbst beka
machen.

Mit herzlicher Liebe werden wir solche W
beachten die den noch schlummernden Sinn für

wahre Schöne und Angenehme wecken, beleben und bilden, und so, recht benutzt, den guten Geschmack befördern können. Da in unsrer Litteratur und Kunst aber leider dieſem guten Geſchmacke nur zu häufig muthwillig entgegen gearbeitet wird, Erzeugniſſe des falſchen Geſchmacks, durch gleißenden Firniß, oder durch auffallende Formen Ueberladung und ſchimmernden Witz oft ſtärker in die Sinne fallen und ſchneller reizen und wirken als die Werke ächter Schönheit und Grazie; wahre Liebe fürs Schöne und Edle auch ohne Haß und Abſcheu fürs Schiefe und Unedle nicht wohl beſteht, ſo werden wir, ohne Anſehen der Perſon, allem, was uns für den Charakter und den Geſchmack deutſcher Nation gefährlich zu ſeyn bedünken wird, nach beſtem Vermögen mit männlicher Entſchloſſenheit entgegen ſtreben. Ob auch mit männlicher Kraft und glücklichem Erfolg, das müſſen wir von dem Urtheil der Verſtändigen und Redlichen, dem wir mit gefaßter Aufmerkſamkeit aufhorchen werden, und von der Zeit erwarten.

1) Hildegard von Hohenthal. Erſter Theil. Berlin in der Voſſiſchen Buchhandlung 1795. 341 S.

Nichts ſichert den Menſchen ſo unfehlbar gegen jedes unwürdige Gelüſt, nichts fördert in ihm ſo ſicher ächte moraliſche Güte und edlen dauernden Lebensgenuß, als der gute Geſchmack in Kün-

sten. Wessen Gefühl für zweckmäßige Ordn
und Zusammenstimmung, für Grazie und Sch
heit gebildet worden ist, den wird das tausendfa
Gezüchte grober Sinnlichkeit und roher Leid
schaft gewiß nicht mit überwiegender Gewalt rei
und irre leiten. Dem wird es in der Einsam
und im geselligen Leben, im Glück und Ung
gewiß nie an ächtbeglückenden Genüssen feh
Lessings Nathan, Göthe's Iphigenia
Tasso werden ihm gleich den schönsten edel
Antiken und den Meisterwerken Raphaels, H
dels und Leo's nicht nur die reinsten Freuden
währen, sie werden ihn auch vor jeder wil
Abschweifung seiner Phantasie und vor dem nie
gen Despotism einer übermächtigen Sinnlich
mehr sichern, als alle Systeme der Moral. Sol
Kunstwerke können daher zum Glück der Men
heit nicht genug vervielfältigt, der Geschmack
ihnen nicht genug gefördert werden.

Von der andern Seite reizt und erhitzt nic
mehr die ohnehin stets rege Sinnlichkeit und imm
lüsterne Phantasie als lebhafte glühende Dars
lungen die ohne Rücksicht und Achtung für d
innern Menschen jene gierige Tyrannen, du
schmeichelnde Farben und lockende Töne in Be
gung und Aufruhr bringen. Leichtsinnige Aeu
rungen über Moralität und Anstand, über Pfl
des Menschen, des Bürgers und Weltbürgers
der Stimmung, die jene Darstellungen erzeugt
ans Herz gelegt, untergraben gewiß bei jed
Menschen, der nicht schon ächte Selbstständigk
und überwiegende Denkkraft besitzt, alles wa
sittliche Gefühl. Und darum ists die Pflicht je
redlichen Mannes, dem die Menschheit und
höchstes Interesse am Herzen liegt, solchen Kun
werken möglichst entgegen zu arbeiten, und Absc
und Verachtung gegen sie einzuflößen.

Beglückenden und dauernden Genuß fürs
ben kann man auch nur dann von den schön
Künsten erwarten, wenn man sie von ihrer ed

Seite beachten und anwenden lernt, wenn man ihre Verbindung mit der wahren Freiheit des Gemüths, mit der wahren Würde des Menschen erkennt und so, nicht blos mit den Augen und Ohren, sondern auch mit dem Geiste genießt. Jede Verrückung jenes hohen Standpunktes, jede Verbreitung einseitiger Meinungen und beengender Vorurtheile über das Wesen und die rechte Anwendung der Kunst, schmälert den reellen Gewinn und stört den bleibenden Genuß den man im ächten Studium derselben ohnfehlbar findet.

Seit der Erscheinung des Ardingello ist dem Recensenten kein Buch vorgekommen, welches diesem wahren Studium der Kunst, welches dem guten Geschmack nachtheiliger werden könnte, als der vor uns liegende Roman, der es so mit der Musik treibt, wie jener es mit den bildenden Künsten trieb. Da es in der Tonkunst noch weniger sicher leitende Führer giebt als in irgend einer andern Kunst, es auch vorauszusehen ist, daß dieser Afterroman für die meisten kritischen Zeitschriften von Leuten beurtheilt werden wird, die von der Kunst, welche das Buch eigentlich betrift, zu wenig verstehen, um nur einigermaßen einzusehen wie gar wenig der V., bei aller anscheinenden Kenntniß, richtige Begriffe von derselben und von den zergliederten Kunstwerken hat; so hält es der Rec. dem diese edle Kunst am Herzen liegt, um so mehr für seine Pflicht, seine ganze Meinung darüber mit aller Freimüthigkeit heraus zu sagen und so viel es irgend der ihm vergönnte Raum erlauben wird, solche mit Beyspielen zu belegen und mit Gründen zu rechtfertigen.

Als Kunstwerk, als Roman betrachtet ist dieses Produkt fast zu abgeschmackt, als daß man nöthig hätte ein solches Interesse dafür zu besorgen, das auf den Geschmack des Lesers einen nachtheiligen Einfluß haben könnte und so möchte diese Seite allenfalls ganz unberührt bleiben, wenn nicht einzelne lebhafte Naturschilderungen, und hohe glühende Farben

dem Dinge etwas Anziehendes und in den Au
des Ungebildeten wohl gar poetischen Werth gäb
Was in aller Welt kann wohl abgeschmackter se
als der Gang einer Leidenschaft, die eigent
keine Leidenschaft sondern lauter eitles Getreibe
Und welcher Geschichtsfaden! welche Charak
schilderung! welch eine Sprache! —

Ein junger Kapellmeister Lockmann, der
wenig Wochen von Neapel zurückgekommen
eben mit seinem Fürsten aufs Land gezogen
»erhebt sich von seinem Lager und springt aus
Bette;« sein Wesen war noch Widerhall der
sik zur Oper Achill in Myros, von welcher er
Nacht den Plan geträumt und wachend ge
Morgen ausempfunden hatte. »Die jungen Str
len der Sonne blitzen ihn von seinem Fortepi
weg,« er geht ans Fenster, nimmt ein Ferng
in die Hand und trift damit auf einen fünf
sechs hundert Schritt entfernten Garten, wo
Frauenzimmer eben sein Morgengewand able
nackend, göttlich schön wie eine Venus da st
die Arme frey und muthig in die Luft ausch
und mit dem Kopf voran in fliegenden Haa
sich in eine große Wasservertiefung stürzte, her
gaukelte, den Oberleib weit empor hielt, auf
Rücken schwamm, sich auf die Seite legte un
weiter eine Viertelstunde lang trotz dem geschi
sten Hallorен alle Schwimmerkünste übte.

Der Held ist entzückt, phantasirt auf
Fortepiano, frühstückt, kleidet sich an, geht
forscht nach der Wohnung der Schönen und
führt, daß das Haus von der Familie des
storbnen Herrn von Hohenthal bewohnt wird.

Diese Nachricht fällt ihm gewaltig aufs H
er geht hastig zurück, schlägt sich die Schwimm
scene aus dem Kopfe, hält Probe von Alleg
berühmtem *Miserere* *), welches mit einigen an
Musikstücken in der Kirche aufgeführt we

*) Von den widerstunigen Zurüstungen hiebei und
allem was die Musik betrift nachher besonders.

sollte: »denn es war Gebrauch daß der Fürst und die Fürstin, so oft sie im Frühling aufs Land zogen (es mochte früher oder später geschehen) und die von den Hofleuten, welche das Bedürfniß fühlten, gleich anfangs beichteten, sich der Sünden der Hauptstadt entledigten, das Abendmahl empfingen, und dem Volke so ein gutes Beyspiel gaben.« Nach der Probe geht er in den Schloßgarten, unterhält sich da mit einem alten Baumeister vier Seiten lang über die Vortreflichkeit der Kastraten, die durch keine weiblichen Stimmen der Welt zu ersetzen seyn sollen und deren Lob mit dem schändlichen Worte der Italiäner endigt: Benedetto il coltello etc. (gesegnet sey das Messer ꝛc.)

Unerwartet tritt Hildegard von Hohenthal am Arme des Fürsten aus dem Park: der Fürst präsentirt ihr seinen Kapellmeister mit einem ganz unfürstlich geschrobenen Kompliment für diesen, und dieser, dem über die Erscheinung der Schönen, die er für die gefährliche Schwimmerinn erkennt, »das Blut ins Gesicht schoß und dessen Herz wallte,« wie sie den Blick ihrer schönen blauen Augen auf ihn lenkte, antwortet im pedantischen Schulmeisterton, nennt den Fürsten »Ulysses neben welchem Pallas steht« Sie gehen weiter. »Hildegard und er weideten ihre Blicke an einander in den hellen Augen, an den reinen Stirnen, dem edlen geraden Zug der Nasen, dem lieblichen Suadamund, blühenden Oval der Wangen und hohem üppigen Wuchse ꝛc.« (Das heiß ich Kunst! mit einem Pinselwurf zwei Gesichter gemahlt, ein Männlein und ein Fräulein!)

Der Fürst muntert die beiden Künstler auf, ihr unterbrochnes Gespräch fortzusetzen; der alte Baumeister hat kaum vorgebracht, daß von der Menschenstimme die Rede war und Hildegard ergreift das Wort und spricht drittehalb Seiten lang in Einem Athem fort, von dem vorzüglichen Werth der Musik, von der Nachlässigkeit der Fürsten in Beförderung ihres wahren Anwendung, von der

Seltenheit schöner Menschenstimmen in allen no
dischen Ländern, von den Gegenden, wo man d
mehrsten schönen Stimmen findet, wo gewöhnli
gar keine? wo Kröpfe einheimisch sin
was ein Fürst dabei zu thun hätte u. s. w. Da
giebt sie »mit Hand und Blick ein Zeichen an Lo
mann fortzufahren.« Dieser, erstaunt, entzückt
so reden zu hören, hebt seine Gegenrede mit folge
den Worten an: »da wir keine Kastrat
machen, so sind alle unsre Sopranstimm
weiblich,« und hält in diesem Tone eine vie
zehn Seiten lange Rede über die Natur der mens
lichen Stimme; über die Sprach- und Stimme
werkzeuge, den Ton- oder Brustkasten, die Lu
gen, die Luftröhre, den Kehlkopf, die Stimmri
die Zunge, den Gaumen, die Nasenhöhlen, d
Zähne, den Mund und die Lippen; alle werd
namentlich hergezählt und man muß es dem
für eine wahre Delikatesse anrechnen, daß er ni
auch des zur Anfeuchtung aller dieser Werkzeuge
nothwendigen Speichels, Angesichts der Schöne
umständlich erwähnt. Von der Natur der Sti
men, wobei auch der Fistel nicht vergessen wi
von ihrer Wirkung, von ihrer Ausbildung hand
er so ausführlich, daß man des Meister Josis A
weisung zur Singekunst zu lesen glaubt. Zul
spricht er von den Singeanstalten in Neapel u
Venedig, als wenn sie noch das wären, was
vor funfzig Jahren waren; und schließt dann se
Chrie mit: »doch, vergeben Ew. Dur
lauchT und Sie reizende junge Dame
Diese junge Dame, die so voll Lust zugehört hat
daß sie frischen Athem schöpfte — wie sies so
macht, steht nicht dabei — scheint aber auch
ganz eben die reizende Dame seyn zu woll
denn »sie kann sich nicht enthalten vor dem Sc
den dem jungen pedantischen Schwätzer flüch
die Hand zu berühren,« welches denn natür
»wie ein elektrischer Schlag ihm durch sein We
drang.« —

Drauf geht die Gesellschaft in den Speisesaal und unser Held eben nicht zufrieden in sein Zimmer. Nachdem er ein wenig gegessen, aber desto mehr getrunken hat, legt' er sich mit folgendem Stoßseufzer zu Bette: » soll unsre hochgepriesene Vernunft die Staatsverfassungen nie dahin bringen, daß zwischen Menschen, die für einander geboren und erzogen sind, keine so ungeheure Kluft mehr seyn muß! Man sieht, er hätte das Mädel gerne gleich ohne Umstände mit ins Bette genommen. Die völlige Gleichheit der Augen, der Stirnen, der Nasen, der Munde, der Wangen und des Wuchses war aber auch ein muthwilliges Naturspiel an diesen kluftgetrennten Gleichgebohrnen. Und daß auch noch gleiche eitle Geschwätzigkeit, so den Augenblick die Gleicherzogenen verrathen mußte! Auch gleich der erste Tag die seltesten Gelegenheiten zu Wasser und zu Lande darbieten mußte, die Schöne so ganz von Außen und von Innen kennen zu lernen! Wie wenige können sich dessen am Ende eines langdurchseufzten, wohl gar durchgenossenen Lebens rühmen! Wär' es ein Wunder, wenn unser so schnell getrofne, überwältigte Held von Sinnen käme und über die verhaßte Kluft sprünge? Doch nein, er ist glücklicher organisirt, als wir glauben, er erwacht den folgenden Morgen von lieblichen Träumen und springt wieder wohl und munter aus dem Bette, sieht in die Sonne, greift auch wieder nach dem Fernrohr, ist aber diesmal so gescheut es bald bei Seite zu legen.

Das heiß ich den Leser mit dem Helden und mit seinen geheimsten Angelegenheiten vertraut werden lassen! In den ersten vier und zwanzig Stunden sieht er ihn zweimal aus dem Bette springen, zweimal nach der Sonne sehn, zweimal seinen Leib pflegen, zweimal spazieren gehn — das nenn' ich den Homer mit Gewinn studiert haben! — doch weiter:

Er hält den Vormittag wieder Probe und zwar

von Händels Messias. Unverhofft findet er di
Hildegard; »ganz zur Andacht weiß gekleide
eine kaum aufgeblühte Rose in den schönen
den Locken,« unter den Sängerinnen: in
affektirt demüthigen Complimente wünscht s
dem vortreflichen Meister sich einweihen zu
und er antwortet wieder in seinem ächten
meisterton: »gehorsamst bitten wir vielmeh
ihren guten Unterricht, gnädiges Fräulein ꝛc.
gegen beim Schluß der Rede die Jubelor
Donnerwetter, Niagarakatarakte in
münster, gar possierlich abstechen. Sie erm
dieses Tiefhoch mit Instrumentensturm u
griechisches Gewand gehüllte Melo
und Religionsgefühle. »Beider Blicke
ten in einander bei diesen Reden, wie von
gemeinschaftlichen Geistesquell.« Aus der
tigen Kehle und von den holdseligen Lippe
Hildegard strömen niegehörte Töne hervor,
der Cäcilia selbst aus dem Himmel auf Erde
Bescheidenheit und Unschuld, ohne die all
ringste Künstelei, nur mit den Accenten
Grazie und den netten Läufen rascher
und Fertigkeit da und dort verziert un
schmückt.« Das hieß in gemeinen Ausd
ohngefähr so viel als: stehend aber doch la
glatt ausgekämmt aber doch toppirt.

Er singt eben so unerwartet vollkomm
Duett mit ihr. »Nach ihren ersten Arien
er vom Flügel, fiel vor ihr nieder voll Glu
Enthusiasmus, faßte ihre zarten Hände, kü
inbrünstig und stammelte: »Wunderwesen, i
Sie um Ihre Kunst an. O die Italiäner
Recht, daß sie einer Gabrieli, einem Pachi
Marchesi (liebe Castraten!) fünf und zehnmal
dafür geben in einer Oper zu singen, als
Sarti, Paisiello die ganze Musik dafür zu s
u. s. w. Kann man sich einen plumpern E
ten denken? — Und so geht das fort: sie
sich Anfängerin, er sie Muthwillige u

ganze »Vorfall kam allen so natürlich vor, daß er fast nicht bemerkt wurde.« Von so hoher Natur hätte man sich die ehrlichen Rheinbewohner und am wenigsten die deutschen Geiger und Pfeiffer kaum denken sollen! Ob man sich wohl ein solches höchstnatürliches Orchester zu dirigiren wünschen sollte!

Nachmittag hält unser Held noch eine Probe und geht wieder spazieren voll Unruh im Herzen. Es bekömmt ihm aber so wohl, daß er den folgenden Morgen recht lange schläft, bis ihn das starke Licht der Sonne weckt. Er springt wieder auf, aufs Fernrohr zu und kukt wieder nach dem Wasser im Garten gegenüber. Hildegard ist aber so klug, ihre Künste nicht wieder am hellen lichten Morgen zu treiben.

Es erscheint ein Bedienter und ladet den jungen Herrn Capellmeister »im Namen der Mutter des Sohns und der Tochter von Hohenthal (klingt fast wie die Tauformel,) zum Mittagsessen ein.« »Er wollte um drei Uhr, die bestimmte Zeit gehorsamst aufwarten.« Welch ein Ton! welch abgeschmacktes Detail!

Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß Hildegard zu Hause und über die Mutter herscht, und nun höre man folgende moralische Schilderung der Heldin und der Mutter. »Diese folgte der Tochter in allem; sie war aus einer Menge Proben überzeugt von der klugen Aufführung, Einsicht, und Menschenkenntniß ihrer Tochter. Hildegard hatte schon manchem jungen Herrn in London und zu Spaa den Kopf verrückt, sich selbst aber nie bethören lassen; und war jederzeit den gefährlichen Gelegenheiten schlau und fein ausgewichen. Sie trieb ihr obgleich muthwilliges doch unschuldiges Spiel immer nur bis auf einen gewissen Punkt, über dessen Grenze sie bisher nichts verleiten konnte.« — Muß einem beim Gedanken an eine solche Mutter, die ein solch schändlich unschuldiges Spiel der Tochter — das in ächte-

moralischer Rücksicht gewiß schändlicher ist, als
äußerste Ausschweifung aus unglücklicher, überw
tigender Leidenschaft — die solch Spiel mit R
ansehen kann, nicht einfallen, daß in gewissen H
sern eine gewisse Person auch Mutter genan
zu werden pflegt?

Der Verf. scheint aber so wenig arges dar
zu haben, daß er seiner Unschuldigen bald d
auf ausdrücklich sogar einen edlen Charak
beilegt, dem bei den Wettrennen und großen Sp
len in England »nur ein schlimmer Zug gleich
angeflogen war: « sie liebte die Hazardspiele.
deß war ihre Hauptleidenschaft Gesang »Mu
und lyrische und dramatische Poesie dafür
(welche Schreibart!)

Beim Eintritt in das Haus der Frau v
Hohenthal, "in der ersten traulichen Anr
spricht Hildegard ihrem Verzückten vom spä
Mittagessen und »von den klassischen Nation
die noch später aßen als die Engländer« und
entsteht eine ganze Unterredung der Art, bei w
cher fast alle europäische Nationen mit Nahm
genennt werden. Bei Tische ißt unser Held wie
wenig, trinkt aber desto mehr (das heiß ich ein
Musikanten nach dem Leben schildern!) Über Ti
wird viel von Musik und Italien gesprochen,
von nachher. Hier nur noch die moralische
merkung mit welcher unser Held die Unterredu
beschließt: « Übrigens kenn' ich kein glückselige
Leben, als mit so erstaunlichen Vorzügen, wie
Gabrieli, auf den ersten Theatern von Europa
Herzen, Ohren und Augen zu entzücken, zu gl
zen, und auch nur die kurze Spanne ihrer Jug
so bewundert zu werden.« »Das Herz hüp
Hildegarden im Leibe bei diesen Worten; die j
gen Sphären hoben mächtiger das Gewand
und nieder, und ihre schönen großen Augen str
ten ein hellbrennendes süßes Licht.« Sie lo
ihm die edle Rede, die so in ihren Kram zu pa
scheint, und gießt ihm feurigen lieblichen Syracu

ein und trinkt ihm zu: »Neapel und die Musen! mit bald dahin eine glückliche Reise!« Es wird in den Garten gegangen und die gefährliche Wasservertiefung — deren Nähe unsern erhitzten Helden — sollte man glauben! — bis zum Hineinspringen in Entzücken setzen müßte, wird mit all den andern Gartenschönheiten in Einer Periode unter den von Lockmann bewunderten Sachen hergezählt. An Worten fehlts ihm sonst doch eben nicht! Bey einer Unterredung über die Gartenkunst hält sich Hildegard künstlicher Weise ruhig »um ihr Geheimniß nicht zu verrathen, nämlich alle Kunst und Feinheit so viel wie möglich zu verbergen.« »Sie sönderte sich unvermerkt mit dem jungen Meister von der Gesellschaft ab, wandelte mit ihm durch die schattigen Gänge, und ließ sich in ein traurliches Gespräch ein, worin sie ihm die übrige Gesellschaft schilderte. Eine junge schöne klugaussehende Frau von Kupfer, die auch die Musik enthusiastisch liebt und das Clavier mit seltner Fertigkeit spielt, ein gelehrter guter Hofmeister Feierabend und ein lebhafter kunstsinniger Sohn des Hauses machten die Gesellschaft aus.

Dann richtet sie mit schüchternem freundlichem Blick eine schmeichelhafte Bitte um Unterricht an ihm, und er erwiedert in seiner bereits bekannten Sprache: »Nicht, um Ihnen Unterricht zu geben, sondern an Ihren Vollkommenheiten zu lernen und zu studieren.« Und nun gehts in Gesellschaft aller nach dem Musiksaal. Und was geschieht da, sobald Lockmann sich an ein Fortepiano gesetzt? Sie handeln — 43 Seiten lang mit X und = und L — die gleichschwebende und gemischte Temperatur, Tonarten der Alten u. d. gl. ab, und während man Ausbrüche der Phantasie und des Gefühls, die durch so mannichfaltigen Natur- und Kunstgenuß geweckt und erhitzt seyn mußte, von dem jungen Künstler erwartete, sitzt er mit dem Stimmhammer in der Hand und übt seine Theorie, die er vorträgt, gleich an dem Fortepiano aus. Diese sächte

Spießbürgerscene wird durch die Albernheit d
Vortrages zehnfach abgeschmackt. Hier nur e
paar Pröbchen: »die Tonleiter C dur bleibt u
gleichsam Stand der Natur; jungfräuliche Keusc
heit und Reinheit, holde Unschuld des Jüngling
patriarchalisches Leben, goldnes Zeitalter« — »
dur ist das höchste, wohin die schöne Natur steig
Im H dur verschwindet schon der Stand der N
tur einigermaaßen und noch mehr in Fis dur, d
völlig gekünstelt ist« — »F dur ist schon um eine
Grad besonnerer, als das junge frohe Leben im
dur, B dur hat gleichsam die Würde von Mag
stratspersonen; und Es dur geht in das feierlich
der Priesterschaft. As dur ist Majestät, von Köni
und Königin. Des dur geht in den Schauder übe
vor verborgnen Persischen Sultanen, oder Dämo
nen.« u. s. w. Und was das ärgste ist, diese au
als Spiel des Witzes betrachtet ganz verkehrt
Charakterisirungen bringt ein Mensch hervor, d
auf die gleichschwebende Temperatur b
steht, die den Tönen allen Charakter nimmt, so da
man durch bloßes höher und tiefer Stimmen desse
ben Instruments aus der Unschuld eine Magistrats
person und aus der schönsten Natur die Priester
schaft herausdrehen kann. — Doch das gehört no
nicht hieher.

Nach allseitigem Produciren im Singen un
Spielen geht die Gesellschaft auseinander und un
ser Held ruft entzückt, welch eine Familie! was fü
ein Mädchen!

Den folgenden Tag ist Generalprobe, Sonna
bend Vesper, Sonntag Messe und die Musikauf
führungen fallen zur höchsten Erbauung des Fürste
und aller Anwesenden aus. Doch das lernt ma
nur aus des V. Munde recht kennen. »Im Mes
sias von Händel trat Hildegard mit allem Zaube
jugendlicher Schönheit in himmlischer Stimme, Ge
stalt und Kleidung auf, eine wunderbare entzückend
Erscheinung. Alle Gefühle der Religion wall
ten nach und nach mit hohem Leben in die Herze

der Zuhörer; die bittern Dolchstiche des Leidens verstärken die Süßigkeit der Erlösung und den Vorgeschmack ewiger Wonne.«

Den folgenden Tag geht Lockmann mit Leo's *Miserere* zu seiner Schönen. Von diesem und andern Werken desselben Meisters von Jomellis *Miserere* und Sartis *Miserere* u. d. wird am Instrument gesungen, und Bogenlang dabei geschwatzt. Dann wird in den Garten gegangen und wieder weitläuftig über die Natur der Kirchenmusik gesprochen, wobei die Heldinn sich immer nicht genug für erhaltnen Unterricht bedanken kann. Beim Abschiede »faßt er ihr geschwind wie der Blitz die zarte Rechte und drückt die Hand feurig an seine Lippen.« Der glutvolle Schneemann!

Zu Hause findet der junge Herr Kapellmeister einen fürstlichen Boten, »der schon einmal da gewesen war« (welch reiches Detail!) Er eilt hin, und der Fürst redet ihn mit den Worten an: »Ihr Ruhm verbreitet sich schon im Lande« und ertheilt ihm den Auftrag für eine »Aebtissiin im Gebürge, zur großen Wallfahrt« zu einem alten wunderthätigen Marienbild die Musik zu besorgen. Den folgenden Morgen bestellt er um zehn Uhr eine Probe, geht aber vorher bei guter Zeit zu Hildegarden. (Wie vertraulich schon den dritten vierten Tag!) Er beredet sie zu jener Wallfahrt und sie die Mutter; und dann gehts nach dem Musiksaal, wo wieder eine solche Liste: Salve Regina's von Pergolesi, Bach, Majo abgesungen und mit falscher Salbung lobgepriesen wird. »Hildegard sang mit der Begeisterung einer jungen schwärmerischen Priesterinn zum Entzücken. Lockmann strengte mit Gewalt allen seinen Verstand an, um nicht vor ihr auf die Knie zu fallen.« (Im kleinen Hauskreise und traulichem Zimmer paßt das auch weniger als in einer zahlreichen öffentlichen Probe!) »Die Feuchtigkeit der Wonne quoll tropfenweise in seine Augen.« Wie herzerweichend! — »Die Probe war ein allgemeiner Jubel.« (Von solchen

Weinproben am Rhein hat man sich wohl bi
her eine Vorstellung machen können: aber Musi
proben! wer hätte das gedacht!) Bei der A
kunft im Kloster am folgenden Tage sieht m
»Lockmanns Leute« mit einem guten Frühstü
bewirthen, auch für den Herrn Lockmann selbst e
besonderes Frühstück herbeibringen.« (Die fürstlic
Kapelle ist also auch noch sogar bescheiden! d
Wunder wird immer größer!) Herr Lockmann i
wieder nur wenig — und trinkt desto mehr? Nei
diesmal »trinkt er auch nur ein paar Gläser Xer
serfekt, den er noch nie getrunken hatte.« Wied
ein feiner Zug zur geheimen Geschichte des Helden
woraus man auch noch den wichtigen Schlu
machen kann; wie muß der zechen wenn er si
Zeit läßt; so ein paar Gläser Xereserfekt, morge
beim Frühstück hält der V. der ihn so oft trink
steht für nichts! Eine junge blühende Elsasser
»die das Werk für das Kloster dirigirte« begleite
ihn gleich zur Orgel. Natürlicher Weise entzüc
er sie und das ganze Kloster, das sich durch al
Seitenthüren zu ihm drängt, mit seinem Orge
spiel: der warme Meister weiß es aber auch dra
anzulegen: »Er phantasirte ihnen zu Gefallen d
rührendst-verflochtenen Gänge mit kurzen zär
lichen Melodieen und Imitationen ausgeschmück
die man für warme Andacht nehmen konnte.« O
dies nach dem Andachtsthermometer des Kloste
oder jenes heiligen Landes in welchem sich uns
warme Kastratenfreund und Kirchencomponist
ächt christkatholisch bildete zu verstehen sey, wi
nicht bemerkt. Beim Ausgange aus der Kirch
ermangelt er nicht, unser wohlerfahrne Held, de
es doch sehr lieb zu seyn scheint, daß er nicht d
Erfahrung vom gesegneten Messer gemacht ha
der blühenden Elsasserin, mit einem Händedru
seine Verwunderung zu bezeigen, ein so liebliche
Kind wie sie von der Welt geschieden zu sehen
Als wenn ein Kloster, so nahe bei einem Hof
gelegen, und wo ein Pater Kapuziner den Gottes

dienst anordnet, wohin auch große Wallfahrten zu einem Wunderbilde gehalten werden, keine berührige Welt wäre! Das Mädel erwiedert es auch wie sichs für eine Nonne gebührt »mit einem schmachtenden Blick gen Himmel.« — Die Messe geht an. Nach der Messe wird das Marienbild herbeigetragen, das uns der V. sehr genau beschreibt, und dann hinzufügt: »man war wirklich im Himmel nicht mehr auf Erden« als nun Hildegard sang u. s. w. »Bei dem letzten Salva! wollten diejenigen, die ihre Augen wieder von der Musik zurück auf das Bild hatten wenden können, einen leichten Glanz um die Köpfe strahlen und die Mutter Gottes sich wirklich bewegen und nicken gesehen haben.« Das ist eben kein großes Wunder! Hat die gute Frau doch einmal in einem schlesischen Kloster einem armen preußischen Soldaten gewinkt und ihm selbst die Anleitung gegeben ihre goldne Glorie, die ihrer bürgerlichen Demuth von Hauf' aus überall zur Last seyn mag, ihr vom Haupte zu nehmen und sich gütlich dafür zu thun. Der Abt selbst erwiederte damals auf die Frage des alten ungläubigen Königs: ob solch ein Wunder wohl möglich sey? ganz ausdrücklich, daß es gar wohl möglich, wiewohl in diesem Falle der ihre Mutter Gottes um die goldne Glorie brachte, eben nicht wahrscheinlich sey. Der alte weise König, der seine braven Soldaten auch selbst durch die Mutter Gottes nicht gerne verführen lassen wollte, hielt sich an die bestätigte Möglichkeit und verhieß dem hochbeglückten Soldaten: daß wenn er sich noch einmal von der Mutter Gottes würde winken lassen er ihm den Kitzel mit zwanzigmal Gassenlaufen austreiben lassen würde.

Hier muß das Wackelhaupt der berühmten Mutter Gottes etwas Altes gewesen seyn, es machte weiter keine Sensation, vielmehr »hörten alle immer noch still zu, als ob die Musik noch fortwährte; besonders sahen sie gleichsam in den Lüften die göttliche Menschenstimme« u. s. w.

Dieses feinbeobachtete Sehen der Menschenstimm
in den Lüften erinnert gar angenehm an des be
rühmten Münchhausens überschwenglichen Enthu
siasm für einen Triller den er einst in einer Ope
zu Neapel von der auch hier so oft gepriesenen
Gabrieli hörte: er eilte nach der Oper aufs Thea
ter, warf sich ihr zu Füßen, bot ihr tausend Du
katen für die Ueberlassung eines einzigen solche
Trillers: erhielt ihn, that ihn in Spiritus und ho
ihn sein Lebelang auf.

Die Prozession wird gar feierlich dargestell
und der V. beschließt die üppige Beschreibung mi
den empörenden Worten: »Unter der feyerliche
Musik der Klarinetten und Hörner, Trompeten un
Pauken, und dem Donnerschall des Gewehrs mur
melte, wie das Brausen der Meeresfluth zwische
Felsen, immer: »Gegrüßet seyst du Maria! un
heilige Mutter Gottes bitte für uns!« mit inbrün
stigen Schlägen an die Brust, von allem Volke
Der Himmel schien sich aufzuthun und ein seltene
Glanz von ihm herab zu leuchten. Hehr und hei
lig und friedlich stand die Gegend, als sie zur
Tempel hineinzogen.« In der Kirche muß ein
Symphonie unsers braven Hayden den Götzendien
noch beleben helfen.

Alle wurden dann im Kloster köstlich bewirthe
Selbst die Familie Hohenthal, die es doch dur
Hrn. Lockmann ausdrücklich hatte bestellen lasse
daß sie noch vor Tische wieder zurückkehren wollt
mußte da bleiben. Lockmann kam mit Hildegar
und der schönen Elsasserin an die Haupttafel z
sitzen und erlebt da die Freude in einem Gespräch
mit dem alten Kapuziner zu erfahren, daß Hild
gard ganz vortreflich italiänisch spricht.

»Wie sich die Weiber selten einander etwa
der Art gönnen, und auch die besten und wirkli
Keuschen eifersüchtig sind,« so hatte Hildegard auc
schon die schöne Elsasserin ins Auge gefaßt die ir
deß für unsern wohlausgelernten Kapellmeister nu
»ein bloßes neues Augen-, höchstens leichtes Sin

lenspiel der warmen Jahreszeit« war. Bei Tische geht es dann wieder sehr ausführlich über Italien und Kirchenfeste und auch über einzelne Werke der bildenden Künste her. Der Kapuziner übt seine Beredsamkeit auch an den reichen Klöstern in Italien und an dem hohen Wohlleben in denselben. Bei Tische angelt auch die Aebtissin nach unserm Helden und beschenkt ihn am Ende. Bei einem Spaziergange nach Tische gibt Hildegard ihrem Verzückten den Arm, unten an der Treppe merkt er, daß er sein Rohr vergessen hat, eilt zurück nach dem Saal, findet die schöne Elsasserin allein »küßt ihre süßen zarten Lippen: o es war erquickendes Labsal für den Brand, den Hildegard in ihm erregte! und noch ein Kuß, wo er ihre schmachtende Unterlippe an seine feuchte Zunge schlürfte: Zähren glänzten über das Wonnelicht ihrer Augen, und die jungen Brüste wallten hoch in sein Wesen. Der zweite Kuß hielt an; er mußte fort. Den dritten gab das reizende Mädchen, als Nonne, die nicht lange spröde thun und sich verbergen darf, ihm selbst, glühte über und über und sagte dann, ach, ich Unglückliche.«

Meine ehrbaren Leser mögen mir verzeihen, daß ich ihnen dies saubre Bild, so ganz wie es da steht, vor Augen stellte: es charakterisirt zu sehr den Geist und den Geschmack des Verfassers als daß ichs übergehen konnte, wenn ich meinen Zweck erreichen wollte das gemeine Kunstwerk in das ihm zukommende verächtliche Licht zu stellen. Die lockere Philosophie des V. vollendet die Sudelei ganz würdig: Lockmann, der die Treppe hinunterstolpert, unten seine Schöne für alle Jahrzeiten findet, fängt wieder an zu denken: »Du hast mit einem seligen Augenblick die Langeweile ihres Zustandes beseelt, was ist es weiter!« der Held selbst ward »wie erfrischt und gestärkt, lebendiger, fröhlicher und heitrer.« In der Heldin zeigt sich auch bei dieser Gelegenheit wieder die Gleichgeborne, Gleicherzogne; sie bemerkt wohl an seinem ver-

wirrten Blick und an den röthern Lippen was vor
gegangen sey, ist dadurch aber so wenig beleidigt
daß sie drauf besteht daß unser Held selbstfünfte
mit in ihren Wagen einsitzen muß. Die Aebtissi
empfal beim Abschiednehmen »noch einmal sich un
ihre Kirche dem schönen jungen wohlgebauten Lod
mann.« Auf dem Wege führt unser edles Paa
gegen Bruder und Hofmeister die Vertheidigun
der wunderthätigen Bilder. Das Männlein be
hauptet schlüßlich: »selbst die größten Philosophe
sehen alles in der Natur als nothwendige Erschei
nungen an und die Thoren verzweifeln endlich a
ihrem eignen freien Willen;« und das Fräulein
»da so viele Mädchen an keinen Mann kommen
können; warum wollte man zwanzig oder dreyßig
alten Jungfern ein wenig Freiheit übel nehmen
die sie sich erlauben, eine bequeme Pflegestätte zu
haben?« Selbst die Gegner werden darüber einig
daß man »als gemeinschaftliche Hülfsquellen, und
nicht zu zahlreich besetzt, immer ein paar Klöste
auf einige Meilen in der Runde dulden könnte.«
Ein glücklicher Stoß des Wagens warf die milde
Schöne, die eben behauptet hatte »daß man überall
nie zu streng seyn dürfe,« fast in Lockmanns Arme;
ihre Knie berührten die seinigen und ihre rechte
Hand kam gerade flach mit dem zartesten Sinn des
Gefühls auf seine gewölbte breite warme Brust«
u. s. w.

Bei der Heimkunft rekapitulirt der gierige
Held noch das Glück des Tages, wobei »die drey
Küsse, recht schmackhaft, frisch und voll« nicht ver-
gessen werden, »er fühlt sich noch mit der blühen-
den Weiblichkeit verschlungen und verdoppelt.«
u. s. w.

Den folgenden Tag ist man mit dem Helden
wieder im Schloßgarten in derselben Gesellschaft,
in der wir ihn zum ersten Mahl dort erblickten
und da gehts wieder eben so über Konzerte und
Konzertmusik her, wie ehmals über Menschenstim-
men und Singekunst. Hildegard, »die immer mehr

des

des Fürsten Gunst gewann« sprach diesmal kluger Weise weniger mit Lockmann als das erste Mahl. Statt ihrer aber gesellte sich besonders die Frau von Kupfer zu ihm, welche ihn mit ihrem Gemahl dem Oberjägermeister bekannt machte. Diesem mußte er Duetten für Waldhörner versprechen; wofür er freye Jagd und ein vortreffliches Gewehr dazu bekommen sollte.« Vermuthlich eine feine Anspielung auf das was da kommen soll: denn nach der Anlage der Charaktere müßt es schlecht ausfallen, wenn unser Held, der sich so gut »auf Husarenraub geschwind erhaschen genießen und vergessen« versteht, sich nicht überall durchschwadroniren sollte.

Den folgenden Tag gleich nach dem Frühstück war Lockmann wieder bei Hildegarden und nun kommt die Oper dran, mit allem was dazu gehört. Davon jezt nichts. Nach einer dreißig Seiten langen Vorlesung hebt Sang und Klang an. Jomelli's Armida die schon vorher ganz widersinnig beschwazt wurde, wird durchgesungen. So hatte unser Held seine Schöne noch gar nicht gehört. »Sie konnte die Scene auswendig und spielte sie als ob sie auf dem Theater wäre, mit einer Leichtigkeit, Feinheit, mit solcher Leidenschaft, so starkem Ausdruck, ganz die wollüstige verführerische junge reizende Zauberin in ihrem nachlässigen Morgenanzuge u. s. w. daß er gar nicht mehr wußte, wo er war, ob in Neapel bei der Gabrieli, oder in einem Zauberrevier bei der Todi u. s. w. Das Mädchen wird ganz »ausgelassen, während der Action öfnete sich bei der heftigen Bewegung das Gewand: und beide Brüste blickten hervor in herber jungfräulicher Ründlichkeit, zart und schwanenweiß.« — da es zu Tische geht faßte sie ihn heiter und huldreich am Arm; und er sagt, »mit kühnem Blick in ihre Seele: als Armida wird Ihnen keine Sängerin auf der Erde den Rang streitig machen; als solche können Sie auftreten wo Sie wollen.« Kann man sich für den Augenblick wohl wieder etwas Plumperes denken?

Nach Tische, geht es wieder an eine Liste
Armiden. Von Gluck, von Sacchini, Trae
Salieri, Haydn davon künftig.

Beim Weggehn schleicht er sich Abends in
Garten; sie kommt bald sich zu baden; »schon
Vorbeirauschen streifte sie sich das leichte Gew
ab; der Obertheil des Leibes war entblößt, sie wo
fliehen, aber verwegne Leidenschaft ergrif sie
hielt sie fest; sie trieb ihn mit beiden verschränk
Armen auf seine Brust mit aller Gewalt von s
»Lockmann, Lockmann, Würdiger, V
treflicher! nichts Laffenmäßiges!« —
heiß ich Sprache der Schaam, des Schreckens, d
auch nur des Zorns: denn »Ihre Augen blit
Gewitterzorn und der Donner des furchtbarsten
schlagens rollte vor seinen Ohren.« Er mußte
loslassen; doch hatt' er ihr einige Küsse auf M
und Wangen gedrückt.« Kaum war das Gew
»noch immer offen nur wieder über die Schul
gezogen: so faßte sie seine Rechte mit ihrer Rech
hielt sie warm und herzlich, und sprach »Freu
schaft, wahre ächte Freundschaft bei dem Wechsel
Glücks, diese sollen Sie von mir haben; und Tr
lichkeit, wenn Sie sich ihrer werth machen,
ich hoffe und wünsche; aber nichts weiter. Befü
ten Sie jedoch nicht, daß ich einem Andern so
zu Theil werde.. Die hundische Liebe, wenn ich
edle Wort mißbrauchen darf, hat wie eine Pest
ganze neuere Welt angesteckt, hemmt die schön
Thaten, und erdrückt den Adlerflug himmlischer
ster. Wohl mir, wenn ich den deinigen, wahrh
schöner junger Mann, davon retten ka
Tage nicht; der Lohn für diese Anstrengung n
allen, bald schalen, wie selbst die Ninons und
neuern Gedichte und Romane zeigen, welche
kenne, gewöhnlichen Genuß übertreffen. G
immer reine edle Jungfrau als Freundinn
Herzen kannst du noch einen schönen Strich du
durch das Leben machen, und mit erhabnen Mi
dien und Harmonien die Sterblichen bezaub

Und damit du überzeugt seyst, daß meine Worte der Wahrheit der innern Empfindung selbst sind: so empfange von mir diesen keuschen Kuß zum Siegel.«

»So schloß sie ihn an sich, und ihre Seele hing an seinen Lippen, und ihr schöner jugendlicher Körper an dem seinigen wie zu lauter verklärtem Geist geworden.«

Doch genug und schon zu viel um unsre Leser zu überzeugen, daß Geschichtsfaden, Gang der Leidenschaft, Charakterschilderung und Sprache gleichabgeschmackt an diesem verächtlichen Buche sind. Hätte der V. die Absicht gehabt, das eitle thörichte Leben und Weben der meisten jungen Künstler und die Unsittlichkeit der jungen Damen in gewissen christkatolischen Landen sammt der besondern Liebhaberei die sie zu jungen wüsten Künstlern zu haben pflegen, zu ihrer wohlverdienten Brandmarkung zu schildern, so hätte er sich ohngefähr so nehmen müssen, wie er sich jetzt nimmt, um uns schöne Kunst und ihren Gewinn für wahre Kunstfreunde reizend darzustellen. Denn unverkennbar ist der eigentliche Zweck dieses Afterromans — das Wesen der Tonkunst und die Meisterwerke der größten Tonkünstler kritisch zu beleuchten, wie Göthe es in seinem Meister*) mit der dramatischen Kunst zur Absicht hat. Wie wenig der V. aber der Mann ist dem

Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit

zu Theil wurde, sollen unsre Leser in der ernstlichen Zergliederung des musikalischen Theils dieses seichten Werks bald noch deutlicher finden, als es ihnen hier beim eigentlich poetischen Theil schon eingeleuchtet haben muß.

*) Über dieses Meisterwerk halten wir unser Urtheil absichtlich bis zu seiner Vollendung zurück.

A. d. H.

2) Durchflüge durch Deutschland, Niederlande und Frankreich. Er Band. (204 S. gr. 8.) Zweiter Band (200 gr. 8.) Dritter Band. (220 S. gr. 8.) H burg bei Bachmann und Gundermann, 17 1794 und 1795.

Herr von Heß, ein edler Schwede, der vielen Jahren sich selbst, seinen Freunden den Wissenschaften großentheils in Hamburg und der sich im zweiten und dritten Bande den Verfasser dieser Reisebeschreibung nennt, vielen unsrer Leser gewiß auch schon aus se vortreflichen topographischen Beschreibu von Hamburg bekannt ist, zeigt sich in die Werke, als einen denkenden Geschichtforscher aufmerksamen, feinen Beobachter, der, was auf seiner Reise mit scharfem Auge gesehn, feiner, höchst reizbarer Sinnlichkeit und mit m mem Herzen genossen und gelitten, treu lebendig darstellt; dabei die Ausbeute seiner N forschungen und seine eignen ächt weltbürgerlic Betrachtungen mit einer seltnen Freimüthigk mit Kraft und Nachdruck vorträgt. Auch ist Ausdruck voll Witz und Laune, die für die m sten Leser hie und da fast zu muthwillig spie und für den, der gerne ohne Anstrengung und gerne forteilt, sich oft zu üppig und zu moristisch ergießen. Dieser vielen deutschen Le noch zu fremde und daher auffallende Ton, v leicht auch die hie und da etwas gezwung Buchsprache, die an einem Ausländer, dem deutsche Sprache nicht von Jugend an die läufige Muttersprache war, so erklärlich ist, auch wohl allein schuld, daß ein so unterricht des und erweckendes Werk bis jezt nicht so gemein verbreitet gewesen ist, als es doch ge zu seyn verdient.

Da nun aber von allen Reisebeschreibungen und Nachrichten, die wir von Deutschland kennen, keine so in den Sinn eingeht, in welchem wir unsre Landsleute so gern mit unserm gemeinschaftlichen Vaterlande bekannt machen möchten; der Verfasser auch vor allen seinen Mitbrüdern den Vorzug hat, daß er mit vorzüglicher Aufmerksamkeit und Liebe bei den deutschen freien Reichsstädten weilt, ihre Geschichte, alte und gegenwärtige Verfassung mit menschenfreundlichem Eifer untersucht und beherzigt: so tragen wir kein Bedenken, dieses reichhaltige Werk, so weit es die deutschen freien Reichsstädte betrift, auszugsweise zu unserm Zwecke zu benutzen.

Wir entreißen uns mit Gewalt dem Zauber seiner Naturbeschreibungen und den treffenden lebendigen Darstellungen rührender und komischer Scenen mit Menschen aller Art, die allein schon dem Werke einen ächten Werth geben, und begnügen uns in den nächsten Stücken von dem benannten Theile dieser Reise, — die der V. im May 1789 antrat, und meistens zu Fuße machte, um die beobachteten Gegenstände in seiner Nähe zu haben, — unter den Rubriken Goslar, Nordhausen, Mühlhausen, Schweinfurt u. s. f. einen möglichst kurzen aber treuen historisch-statistischen Auszug zu liefern. Nur die Hofnung, daß dieser Auszug unsre Leser zum Werke selbst hinziehen wird und muß, kann uns die unangenehme Arbeit, zu scellettiren was so reizend und üppig bekleidet ist, einigermaßen erleichtern. Des V. Gedanken die Reichsstädte überhaupt betreffend werden wir unsern Lesern so vollständig vorlegen, als es der Raum und der Vorrath von interessanten Materialien nur irgend erlauben wird. So sehr wir uns mit diesen aber auch schon im Gedränge befinden, konnten wir doch nicht umhin unsern Lesern die meisterhafte Schilderung des edlen Bischofs von Würzburg

und Bamberg, aus dem dritten Bande des Werks noch in diesem ersten Stücke vorzulegen. Wi fühlen die Pflicht diesen verewigten Mann aud unsrer Seits öffentlich zu ehren und wissen si nicht besser zu erfüllen.

F.

IX.

Vaterlandsliebe.

Ein edler Geist klebt nicht am Staube;
Er raget über Zeit und Stand:
Ihn engt nicht Volksgebrauch, noch Glaube,
Ihn nicht Geschlecht, noch Vaterland.
Die Sonne steig' und tauche nieder;
Sie sah und sieht ringsum nur Brüder:
Der Celt und Griech' und Hottentott
Verehren kindlich Einen Gott.

Doch ob der Geist den Blick erhebet
Bis zu der Sterne Brüderschaar;
Ihn säumt der träge Leib, und klebet
Am Erdenkloß, der ihn gebahr.
Umsonst von seines Staubes Hügel
Blickt auf der Geist, und wägt die Flügel;
Des Fluges Sehnsucht wird ihm Stand
Sein All ein süßes Vaterland.

Er liebt die traute Vaterhütte
Den Ahorntisch, des Hofes Baum,
Die Nachbarn, und des Völkleins Sitte,
Des heimischen Gefildes Raum;
Er liebt die treuen Schulgenossen,
Der Jugendspiel' harmlose Possen,
Das angestaunte Bilderbuch,
Der Mutter Lied und Sittenspruch.

O du, in Fremdlingsflur verbannter,
Wie warst du Freud' und Wehmuth ganz,
Begrüßte dich ein Unbekannter
Im holden Laut des Vaterlands!
Du kehrst in schroffes Eisgefilde
Mit Lust aus reicher Sonnenmilde,
Und weinst, auf deiner Väter Hohn
Von fern den blauen Rauch zu sehn.

Schaft Freiheit jegliches Gewerbes
Gemeingeist und gemeines Wohl;
Baut jeder, sorglos seines Erbes,
Hier Wissenschaft, dort Korn und Kohl;
Entzieht kein Vorrecht sich der Bürde;
Ertheilt Verdienst, nicht Anspruch, Würde:
Dann lieber arm im Vaterland,
Als fern in Sklavenprunk verbannt!

Glückselig, wem Natur und Tugend
Der Erstlingspflege Dank vergönnt,
Wen Greis und Mann daheim der Jugend
Zum Beispiel guten Bürger nennt!
Nicht eigensüchtig wirbt er Seines;
Sein Herz, entbrannt für Allgemeines,
Verschwendet Kraft und Fleiß und Gut,
Und, gilt es Wohlfahrt, gern das Blut.

Voß.

Inhalt des ersten Stücks.

Ankündigung. . . . . Seite

I. Freiheit für Alle; zum neuen Jahr.

II. Berlin vor und nach dem Tode Friedrichs des Zweiten; in Briefen eines Reisenden.

Erster Brief. 1

Zweiter Brief. 2

III. Brave Tyrolermenschen. Ein Familiengemälde. 3

IV. Notiz von deutschen Journalen. 5

Die Horen. 5

V. Claudius und Voß. Wider und für die Preßfreiheit. 9

VI. Franz Ludwig, Bischof von Würzburg und Bamberg. Dargestellt von J. L. v. Heß. 10

VII. Ueber Schlözers Staatsgelahrheit nach ihren Haupttheilen im Auszug und Zusammenhang. 10

VIII. Neue deutsche Werke. Einleitung. 15

1) Hildegard von Hohenthal. Erster Theil. 15

2) Durchflüge durch Deutschland, die Niederlande und Frankreich. 16

IX. Vaterlandsliebe. Von Voß, in Musik gesetzt von Reichard. . . 17

Deutschland.

— — Wisse, des Redlichen
Ofnes, reines Gemüth kennt die Riegel nicht,
Nicht die Mauern. Ein freier Markt,
Stehts dem Könige da, wie dem geringsten
Mann,
Auch in Mitte der Laurenden.

Herder nach Balde.

Zweites Stück.

Berlin, 1796.
Bei Johann Friedrich Unger.

Deutſchland.

O ſelig jene Schaar, die von der Welt verachtet,
Der Dinge wahren Werth und nicht den Wahn betrachtet,
Und treu dem innren Ruf, der ſie zum Heile weckt,
Sich ihre Pflicht zum Ziel von allen Thaten ſteckt.

Haller.

Zweites Stück.

I.

Berlin.

Vor und nach dem Tode Friedrich II.

Briefe eines Reiſenden an ſeinen Freund in M**.

Dritter Brief.

den 9ten October 1785.

Wir haben einige der hieſigen berühmten Männer kennen gelernt und ich eile Dir den erſten Eindruck den ſie auf mich gemacht haben mitzutheilen. Wie ſehr ſich auch das Urtheil über ſolche Männer bei n. erer Bekanntſchaft modificiren mag und berichtigen muß, ich halte gewaltig viel auf den erſten Eindruck und nie hat er mich ganz betrogen. Ich bemühe mich aber auch ihn ſo rein als mög-

lich zu haben und so aufmerksam als ichs verm
zu beobachten. Einen Mann, dessen Bekanntsch
mir wichtig genug ist, daß ich mich darum bem
he, werd' ich gewiß nicht nach einer langen Mal
zeit oder heftigen Bewegung die mich erhitzt u
ermüdet hat, besuchen. Darauf halt' ich viel, d
ich ihn das erste Mal in seinem Hause, in sein
täglichen Lebensweise sehe; nehme mich auch wo
in Acht ihn auf meinen Besuch vorbereiten zu la
sen, wie unzeitige Dienstfreunde so gern veranst
ten mögen; hüte mich auch wohl mit Geräusch vo
zufahren und im Wagen sitzend mich melden
lassen. Selbst der Lohnbediente dient mir nu
mich nach dem Hause des Mannes zu führen u
ich mache meine Anmeldung gern selbst, so einfa
als möglich. Kann ichs ohne Affektation verm
den, meinen Stand und Titel zu nennen, und lä
sichs der Bediente oder die Magd gefallen u
blos als ein paar junge Reisende zu melden, d
ihren Herrn gern kennen lernen möchten, ist mi
so am liebsten. So kann ich auch am sicherst
aus den ersten Äußerungen die Humanität d
Mannes kennen lernen. Empfängt er mich,
angemeldet, mit Freundlichkeit und ohne Zwan
und ängstliche Unruhe, so bin ich — wenn die ä
ßern Manieren nicht hervorstechend den gewan
ten Weltmann verrathen — sicher, daß ich es m

einem freundlichen gefälligen Mann zu thun habe. Auch sichert mich jene einfache Anmeldung daß mich der Mann nicht annimmt, wenn er eben in einem wichtigen Geschäft' oder in einem angenehmen einsamen Genuß begriffen ist; ich ihn also nicht leicht verstimmt zu sehen bekomme.

Werd' ich nun bei einer so einfachen Anmeldung leicht angenommen, ohne lange im Vorhause oder Vorzimmer warten zu müssen und finde den Mann auf der Stelle wo ihn meine Anmeldung traf, im negligée unter seinen Büchern, oder mitten in seiner Familie, so bin ich sicher daß ich mit meinem ersten Eindrucke einen sichern Punkt für mein Urtheil gewonnen habe. Auch bin ich sicher einem solchen Manne nicht — wenigstens nicht lange lästig zu seyn. Ist er in einer literarischen Arbeit begriffen, so wird er sich durch bescheidne Fragen leicht bewegen lassen, mit mir über diese Arbeit zu sprechen, und ich werde den Gewinn haben ihn gleich von einer Sache reden zu hören, die ihm am Herzen liegt und die ihm eben mehr als jede Andre gegenwärtig ist. Da ich auch so leicht keinen Gelehrten oder Künstler besuchen werde in dessen Fache ich ein Fremdling bin; so werden wir über den Gegenstand bald in eine Unterredung kommen, die für mich nicht anders als unterrichtend und für den Mann selbst angenehm

seyn muß. Denn nichts pflegt einem Schriftstell
oder Künstler angenehmer zu seyn, als wenn
für sein neuestes Werk theilnehmende Freunde fi
det. Und so vergehn gewiß nicht fünf Minut
und es wird uns beiden wohl, und beide bleib
frei von dem unangenehmen Gefühl, welches
oft bei solchen Besuchen den ungeschickten Neugi
rigen, der nun dem gesuchten, in seiner Arbeit g
störten Manne gegenüber sitzt, und nicht weiß wa
er ihm sagen soll, ergreift, und welches nicht w
niger drückend für den gespannten Mann ist, d
sich nach seinem Schreibtische zurücksehnt. In di
ser peinlichen Lage wird der Mann, um der dum
men Stille ein Ende zu machen nach diesem un
jenem fragen und der einsilbige Fremde wird vie
leicht durch ein unbedachtes Wort harte Urtheil
über diesen und jenem Ort oder Menschen ve
anlassen, an welchen er oft unwillkührlich d
Galle auslassen wird, die er eigentlich seinem G
genübersitzenden verdankt und am liebsten an ih
ausließe. *)

*) In einer solchen gespannten Lage sind die Urtheile le
hafter Menschen gewiß immer weit schärfer und schn
dender als man sie von denselben Männern im froh
geselligen Kreise zu hören pflegt. Und da junge Reise
de berühmte Männer, meistens nur in solchen gespan
ten Augenblicken sehen, und sich ihnen und ihren Freu
den meistens auch nur durch Mittheilung solcher aufg
schnapten Urtheile, die sie wohl noch mit eignen Zu

Finde ich den besuchten Mann gar mitten in seiner Familie und er nimmt mich da ohne Umstände an, dann bin ich gewiß daß wir in den ersten

hen würzen, angenehm zu machen wissen, so entstehen dadurch oft die bittersten Feindschaften unter Gelehrten. Diese müssen in Deutschand schon darum besonders häufig seyn, da bei keinem Volke die Sucht berühmte Männer von Angesicht zu Angesicht sehen zu wollen, so albern getrieben wird als bei den Deutschen, die Gelehrten und Künstler keines Landes sich auch der Beschämung so Preis geben. Einen Gelehrten als solchen geradezu zu besuchen ist in Italien, Frankreich und England fast gar nicht Sitte und die Künstler erlauben wohl daß man ihre Arbeiten, die sie in ihrer Wohnung aufgestellt haben betrachte, sie selbst bekömmt man aber selten dabei zu sehen. Ein Bedienter führt den Fremden für ein Trinkgeld in den Zimmern herum. Doch leider erinnert diese Anordnung besonders in den Händen englischer Künstler — die sich im Grunde mit unsern bessern Künstlern gar nicht einmal messen dürfen — an den dürftigen Zustand der meisten unter den letztern. Und wenn sich den deutschen Gelehrten mehrere angenehme Versammlungshäuser darböten, deren Sonne er wäre, um die sich alles drehte, Wärme und Licht von ihr zu empfangen, so wär es mit dem deutschen Gelehrten auch in manchen Dingen, und selbst was Licht und Wärme betrift, wohl anders bestellt. Auch Lob und Tadel würd' er dann besser ertragen und vertheilen lernen. Wie lange wird das aber noch währen eh unsre Gelehrte ihren wahren Werth erkennen und fühlen lernen; und unsre sogenannten bessern Stände das Bedürfniß der Nähe und des Umgangs solcher ächt aufgeklärten und gebildeten Gelehrten fühlen werden! Und es muß um so länger dauern da eins auf dem andern beruht und beides gleichmäßig in einander greifen muß.

A. d. H.

Minuten gute freundliche Gesellen werden. D
ses Glück muß ich aber gestehen, ist mir bis
auf Reisen viel seltner bei Gelehrten als bei Kü
lern und andern Männern bürgerlichen Gewe
geworden. *)

Doch ich vergesse ganz daß ich Dir von eini
Berlinischen Bekanntschaften schreiben wollte. M
reicht seinen Geliebten gerne gleich die besten Fr
te des Korbes, und so sprech' ich Dir auch
liebsten zuerst von Spalding und Teller. Bei
sen beiden braven Männern ward mirs so gut,
ne viele Umstände empfangen zu werden; b
fand ich in ihrem Schlafrocke unter ihren Büch
am Schreibtische, und mit beiden hab' ich in wo
haft angenehmer und lehrreicher Unterhaltung e
ge Stunden zugebracht.

Spalding ist ein großer ansehnlicher Ma

*) Das ist sehr begreiflich. Nicht zu gedenken, daß u
den Gelehrten eine weit größere Anzahl unverheira
zu bleiben pflegt — woran auch Männer, die sich
sichtlich der Ergründung und Förderung einer Wi
schaft mit Eifer widmen, gar nicht übel thun mög
zumal da es ihnen leichter wird als dem der Phan
und Sinnlichkeit reizende Geschäfte treibt, und ü
all mehr mit und in der Welt lebt — gewährte auch
Lage der meisten Gelehrten als Schul- und Kirchen
rer ihnen selten die Vortheile, die zu einem behagli
und fröhlichen häuslichen Leben in Städten erfor
werden.

A. d.

der sich auch noch trotz der siebzig Jahre die er verlebt hat, sehr gerade und frei trägt. In seinem ganzen Wesen ist eine schöne Uebereinstimmung und sein Äußeres der reinste Abdruck seiner Seele. Sein Blick, seine Manier, sein Gang, die Bewegung seiner Hände und seines Kopfs, alles hat den edlen und zugleich milden und gefälligen Charakter, der seine Beredtsamkeit bezeichnet. Der Ton seiner Stimme ist äußerst angenehm und sanft eindringend; sein Ausdruck ist natürlich, rein und edel. Seine schwedisch-pommersche Mundart, nach welcher er das s vor einem Consonanten nicht gleich den Obersachsen und den Einwohnern der meisten südlichen Provinzen Deutschlands wie sch, sondern wie die Niedersachsen ausspricht, und sein ü und ö hat für mich auch etwas sehr Liebliches und war mir doppelt wohlgefällig in seinem Munde, eh' ich erfuhr daß es seine vaterländische Mundart sey. Ich glaubte er habe sie aus freyer Wahl angenommen um deutsch so rein zu sprechen wie mans schreibt. Du weißt daß ich dieses besonders von Gelehrten zu hören wünschte, und daß ich es jederzeit für Leute die viel in den verschiedenen südlichen und nördlichen Ländern Deutschlands reisen oder gar abwechselnd darin leben für das einzige sichere Mittel hielt zu vermeiden, daß sie nicht am Ende einen ungeheuern Mischmasch von Provinzialdialekten annähmen.

Spalding übt in seinen Unterredungen zw
Künste, die beide den meisten Menschen und fa
noch mehr den meisten Gelehrten zu fehlen sch
nen. Er versteht zu fragen und versteht anzuh
ren. Ich habe fast nie einen Mann gesehen, d
selbst so angenehm spricht und so ausgebreitete ma
nichfache Kenntnisse hat und dennoch mit der R
he und Aufmerksamkeit den andern ganz aushö
Nichts bezeichnet aber so sicher den gesetzten Ma
und ernstlichen Wahrheitsforscher als diese Fähi
keit die kleinen und großen Einwürfe, die jed
denkenden Menschen und vernünftigen Zweifler s
bei jeder Rede des Andern aufsteigen, an s
halten zu können, bis der Andre sich ganz erkl
hat und seine Meinung ganz gefaßt worden i
und nichts bezeichnet sicherer den Mann von Ch
rakter und ächter Bescheidenheit als die Ruhe, m
che den andern alles das willig vorbringen lä
was seine Rede andeutet und verheißt, ohne
Gier nach der eitlen Ehre des Errathens, wo
Andre eigentlich hinaus will, zu jagen, oder i
gar das Resultat als wäre es eine uns längst
kannte Sache, als wäre es unsre eigne alte M
nung gewesen, vorweg zu nehmen. Dieses ruh
Anhören ist überdies nothwendig um die Meinu
des Andern wirklich zu erfahren. Die Kunst
fragen hat ebenfalls ihre besondern Vorschrift

Außer den Vorsichtsregeln, welche die Billigkeit und Menschlichkeit jedem guten Menschen beim Fragen fühlbar machen, will die Klugheit, daß ich die Frage nicht also stelle, daß meine eigne Meinung schon daraus erhellt. Wenige Menschen haben den Muth ihrem Gegner, besonders wenn dieser ein angesehener und achtungswerther Mann ist, ins Gesicht zu widersprechen, und fallen, oft bloß aus Mißtrauen zu ihrem Sprachtalent, wenn auch nicht ganz doch einigermaßen der Meinung des andern anscheinend bei. Den meisten Gelehrten ist aber auch nur darum zu thun immer mehr Stimmen für ihre Meinung zu sammeln, oft begnügen sie sich gern mit der offenbar blos anscheinenden Beistimmung und schmeicheln sich in süßem Selbstbetrug.

Von dieser Schwachheit scheint mir Spalding — (und so auch Teller) — ganz frey zu seyn und ich bin nie auf den ersten Anblick von einem Menschen inniger überzeugt gewesen daß es ihm um Ergründung der Wahrheit, ernstlich zu thun sei.

Unsre Unterredung ward von neuem auf eine angenehme Weise belebt durch die Hinzukunft seines jüngern Sohnes, der mich gleich beim Eintritt ins Zimmer durch seine große physiognomische Aehnlichkeit mit dem Vater für sich einnahm. Es ist ein süßes Gefühl das Wesen eines ehrwürdigen Grei-

ses in seinen Kindern verjüngt und vervielfäl
zu sehen: nie genoß ich es angenehmer als in
sem Augenblick; nie hab' ich in meinem Herzen
nen braven Vater glücklicher gepriesen als da
Spaldings Haus verließ. Als Philolog und T
ter war mir der junge Mann schon aus ein
Dissertationen, Aufsätzen und Gedichten in
berlinischen Monatsschrift bekannt, und so
ich unser Gespräch — welches bis dahin über
gen Materien weilte die Spalding in seinen
trefflichen Vertrauten Briefen kürzlich so
behandelt hat, und uns eben auf den unglückli
Doctor Barth, den ich kürzlich in Halle gesel
geführt hatte — ich suchte es nun auf Barths
dienste als Philolog zu lenken. Und bald
es eines der lebhaftesten und reichhaltigsten die
je geführt habe. Der junge Mann war noch
voll einer angenehmen Reise auf welcher er
den edlen Brüdern Stollberg und mit Eb
und andern würdigen Männern sehr frohe
gelebt hatte. In seinen Schilderungen, Be
kungen und Anspielungen, die zum Theil eine
ne witzige Anwendung hatten, zeigte er eine U
fangenheit und Reinheit des Charakters, die
ganz für ihn einnahm. Seine Offenheit und
müthigkeit, die er im Angesichte seines ehrw
gen Vaters so ganz frei und auf seine eigne

gendliche Weise äußerte, wurde von dem edlen Vater so natürlich und rein aufgenommen und erwiedert, wie nur immer zwei junge Herzensfreunde Meinungen und Urtheile wechseln und theilen mögen; und so vollendeten beide den wohlthätigen Eindruck den sie auf mich gemacht auf die erfreulichste Weise. Ich wußte oft nicht ob ich mehr die gründliche Einsicht des Sohnes oder die unglaublich ausgebreitete Beleſenheit des Vaters in allen Fächern, in neuen wie in alten Sprachen bewundern sollte. Doch in dieſem Augenblick, da ich mir so ganz das schöne Bild der reinen Menschheit dieſes liebenswürdigen Paares vergegenwärtige, iſt mir jener Umstand, gegen den moraliſchen Eindruck den ſie mir gelaſſen, kaum des Erwähnens werth, denn was iſt alles Wiſſen und Verſtehen gegen ächte moraliſche Güte! Ja wenn dieſe nicht durch jenes bewirkt wird, macht ſie den Gelehrten nur um ſo verächtlicher, je größer das Maaß ſeiner Kenntniſſe iſt.

Ich freue mich, wie es mir ſelten wird auf die nähere Bekanntſchaft dieſer beiden Menſchen; ſie haben mir auch durch das Anerbieten uns in eine wöchentliche Geſellſchaft einzuführen in welcher wir die trefflichen Männer, Dietrich, Teller, Sack, Zöllner u. a. m. finden ſollen, dazu eine Ausſicht mehr eröffnet.

So hat uns auch Teller durch das ähn
Anerbieten für einen gelehrten Clubb, in wel
ſich wieder andere Berliniſchen Gelehrte und Ki
ler verſammeln, die angenehmſte Art von Hoſ
lität erwieſen.

Ich wünſchte im Stande zu ſeyn dir dieſe
ſeiner Art eben ſo vortrefflichen Mann getreu
ſtellen zu können, und Du würdeſt zwei gleich
tungswerthe Charaktere von großer Phyſiogn
ſcher Verſchiedenheit vor Dir haben. Teller iſt
kleiner etwas ſtarker Mann. Sein ganzes W
iſt Leben und Geradheit. So auch alle ſeine mi
lichen Aeußerungen. Dabei iſt er gewand
witzig in ſeinen Wendungen. Er ſpricht gern
angenehm, bis auf den oberſächſiſchen Dialect,
den ich mich nie gewöhnen werde. Er hat eine f
ſatyriſche Ader, die aber durch ſeine unverkennb
Gutmüthigkeit ſo gemildert wird, daß ſie nie
leidigt, nur ſeine Unterhaltung angenehmer
lebhafter macht. Er verſteht ſich auch aufs
gen, faſt möcht' ich ſagen, er verſteht ſich
Ausfragen; er weiß ſeinen Fragen eine Stell
zu geben die den Antwortenden auch zu Her
bringung ſolcher Dinge, die man ſonſt wohl
den erſten Unterredungen zurück zu halten pfl
ſicher macht. Welches auch wohl eine natürl
Folge von der freimüthigen und dabei freundlic

Art ist mit der er selbst entgegen kommt. Ihn selbst belebt heißer Eifer für Verbreitung der Wahrheit, für Tilgung der Irrthümer aller Art, und männlicher Abscheu gegen Lug und Trug. Immer kamen wir wieder auf Unterdrückungen und Verfolgungen in den Ländern, die wir bereits durchzogen haben, und wir hatten in Deutschland fast keinen unterdrückten und verfolgten Mann kennen gelernt nach dessen Schicksal sich der frei- und menschlichgesinnte Teller nicht erkundigte. Wie ihn das mir lieb und werth macht! —

Teller hat keine Kinder, soll aber ein gastfreies angenehmes Haus machen. Er hat eine große Vorliebe für sein schönes Vaterland, und seine gelehrten Landsleute in Leipzig besuchen ihn öfters und beleben sein Haus. So entschieden auch der erste Eindruck bei mir für diesen trefflichen Mann ist, so fühl' ich doch daß ich es heute nicht vermag Dir ein treues Bild von seinen Wesen und Charakter zu entwerfen. Bei Menschen von vielen geselligen Tugenden — die man an ihm leicht erkennt — bedarf man der Beihülfe solcher Veranlassungen die man in mannichfaltigen Gesellschaften findet, um sie zu einer treffenden Schilderung hinlänglich beobachten zu können. Wir suchen seine Gesellschaft gewiß nach Möglichkeit und ich komme oft auf ihn zurück.

Wenn man nur bedenkt, was allein dieſ
den Männer ſeit zwanzig dreißig Jahren zur
breitung ächter Kenntniſſe, zu Förderung n
Aufklärung gewirkt haben, ſo muß man mit
ehrung für ſie durchdrungen werden. Und vo
chen gelehrten, arbeitſamen und wirſamen
nern zugleich durch die allgemeine Stimme zu
nehmen, daß ihr ganzes Leben das ſchönſte
ſpiel eines ächt moraliſchen nachahmungswür
und glücklichen genußvollen Lebenswandels d
tet, das hebt meinen Geiſt und mein Herz a
ne Höhe von der ich mit Bedauern und Weh
in jene unglückliche deutſchen Länder zurückk
wo Aberglauben und Unſittlichkeit ſich noch
die Herrſchaft der Gemüther ſtreiten. — Lebe
und gedenke ſtets unſers herzlichen Bündniſſes

Vierter Brief.

den 1

Es iſt Dir ein ſehr gaſtfreies zuvorkomm
Volk hier. Außer unſerm Geſandten und den
ten, die des Onkels Sache betreiben ſollen,
wir faſt noch niemand beſucht, und doch habe
ſchon ſo viel Führer und Rathgeber zur H
und ſelbſt ſchon Einladungen erhalten, daß,
es ſo fortgeht wir nur immer unſre zahlloſen

sen in der Brieftasche behalten können. Indeß raunte mir gestern mein Nebenmann bei Tische ins Ohr: »Das wird sich bald legen! die Leute sind hier verzweifelt neugierig und lieben die Veränderung, wie die Kinder. Dann sind sie aber zu arm um sich für viele Fremde zugleich interessiren zu können; der schon eine Weile hier ist, muß immer dem Ankommenden Platz machen.« Wir werden doch sehen! Der Mann war ein auswärtiger Professor, mich dünkt aus Braunschweig, hatte nun wohl eben seine Adressen alle abgeschmaust und fing an öfterer zu Hause zu essen — Doch wer weiß!

Eine auffallende Eigenheit ist hier auch das Durcheinanderlaufen aller Stände. Außer Paris fand ich das nirgend wie hier, und ich möchte fast sagen, es scheint hier noch allgemeiner zu seyn. Leute von den allerverschiedensten Ständen, Ämtern und Gewerben findest Du hier in Gesellschaften beisammen und es hält oft schwer sie von einander zu unterscheiden. Im Anfange gewährt das einen angenehmen Anblick, Man freut sich durch die feine Kunst des geselligen Lebens die Gleichheit für einige Stunden hergestellt zu sehen, die durch die grobe Kunst des Despotismus und des Egoismus so schrecklich im bürgerlichen Leben gestört worden ist. Im Grunde mißfällts mir aber doch. Man hört die Leute alle von allem sprechen; aber selten

recht geschenkt; von seinem Gewerbe oder
hab' ich wirklich noch keinen gründlich, bald
ich sagen, keinen sprechen gehört. Der
schwächern Menschen so wohlthätige, antrei
festende esprit de corps muß dabei ganz v
gehen. —

Die Journal- und gelehrte Zeitungslect
hier aber auch eine wahre epidemische Kra
Kaum waren wir abgestiegen, so wurde uns
angetragen eine Lesegesellschaft mitzuhalten,
deutschen gelehrten Zeitungen hält. Ein
bringt sie den Leuten der Reihe nach, wie
terzeichnet haben, und empfängt dafür mo
einen Thaler. Weil wir uns vorgenommen
im Anfange nichts der Art abzuweisen, so
wir sehr bereit dazu, und pränumerirten
Thaler als Fremde freiwillig. Kaum war d
fort, so zeigte sich ein andrer mit einem Pl
auch die größeren Lesejournale in sich schlo
gemeine deutsche Bibliothek, berlinische M
schrift, Merkur, Museum, u. a. m. Au
standen wir an. Nun muß es unter den
hungrigen Zeitungskupplern herumgekomme
denn den fünften Tag hatten wir eine dr
dung mit ausländischen Zeitungen und Jo
auf dem Halse. Da schleppen Dir nun d
einen Wust zusammen, daß wir manch

kaum Zeit genug behalten, um nur die Namen der Interessenten auf den Umschlägen der geehefteten Zeitungen und Journale heraus zu lesen, die bis jetzt für uns das Wichtigste bei der Sache waren. Jedes Mithalters Name steht in der Ordnung, in dem ihm das Zeug gebracht wird, auf dem Umschlage des Buchs. Da stehen Dir nun Minister und Kaufleute, Generale und Prediger, Räthe und Schreiber, Künstler und Handwerker durcheinander, wie in den Schuldbüchern der Kaufleute. Nie kommen sie auch wahrlich oft vor wie insolvente Schuldner an Buchhändler und Autoren: denn man sieht fast kein anderes Buch bei den Leuten, und die Buchhändler sollen hier in der Stadt selbst fast nur an solche Lesegesellschaften verkaufen, deren es auch wieder für allerlei Lesebücher, doch nur aus der leichteren und lüftigern Classe giebt. Dennoch aber sprechen Dir die meisten Leute von den größten Werken, von denen sie vielleicht auch nicht einmal die Recension ganz gelesen haben mögen, als von ganz bekannten, ihnen geläufigen Sachen. Eine Lust ist es aber wenn man so in einem angesehenen Journal eine Recension von einem neuen Buche gelesen hat, wie man da hernach überall dasselbe Urtheil so echomäßig wiederhallen hört. Oft nicht besser begriffen und angebracht als jener lüftige französische Marquis im pariser

Concert spirituel das Urtheil des Mercure de Fr
ce über den Gesang der Mara anbrachte. N
ihrem ersten Debut, in welchem sie ihre unbegr
liche gränzenlose Fertigkeit gezeigt hatte, sagte
Beurtheiler im Mercure: elle m'etonne, mais
ne me touche pas. (Sie setzt mich in Erstaun
aber sie rührt mich nicht). Kaum hörte der h
lose Nachbeter im zweiten Concert der Mara
ersten Takte des unbedeutenden Recitativs,
vor einer Arie herging, und schnell wandte er
bedeutend zu seinem Nachbaren. und rief mit t
sem Naserümpfen: elle m'etonne, mais elle ne
touche pas.

Eine sonderbare Mischung von Unglau
und Aberglauben ist hier unter den Leuten — D
das ist alles noch zu früh! Auch ist es gar n
mein Vorsatz Dir so zu schreiben. Meine Se
sucht nach Dir, und die fatale Öde bei all
Geräusch um mich herum, die treiben mich im
an den Schreibtisch. Da sitz' ich dann und
und stampfe die Feder, hauche all das O und
das nach ihr sich hindrängt, schwer in die L
bis dann ein Buch auf dem Tische, ein Sc
auf der Straße, ein Thürklopfer all die helli
keln Bilder, die bittersüßen Träume verscheu
und mich so ganz was anders Dir schreiben l
als ich erst wollte. Lieber, wärst Du doch

uns! — Doch ich mag das nicht weiter nähren, es macht mich zum unnützen Menschen. Lebe wohl und schreibe bald und oft.

II.

Brave Tyrolermenschen.

Ein Familiengemälde.

Fortsetzung.

Der lang ersehnte Brief war erst wenige Tage in den Händen des glücklichen Vaters als der brave Franz auf einem erbeuteten Polacken in den Hof gesprengt kam. Er fand seine Lieben alle rund um den Tisch beim Abendbrode; sein Brief lag zwischen dem alten Vater und der schönen Pepi auf dem Tische. Sie und ihr Vater waren herumgekommen ihn noch einmal zu lesen. Pepi hatte ihn laut vorlesen müssen und glühte noch eben vor Freuden als unser braver Franz in die Stube trat und sich dem alten Vater in die Arme stürzte. Dann umarmten ihn alle die Reihe herum recht herzlich, auch Pepi, die erst hinterdrein jungfräuliche Schaam befiel.

Noch am selben Abend ward das schöne Bündniß geschlossen und die Liebenden glaubten so fest

an die stets wiederkehrende Blüthen- und sichere Fruchtzeit, daß sie den Wunsch vieler eitlen Verliebten, die erste schöne Blüthenzeit möglichst zu verlängern, nicht hatten.

So bald der neue Hausstand, zu dem schon manches in der Stille vorbereitet worden war, in Ordnung kommen konnte, war auch die Hochzeit die sie wie all ihre schönen Familienfeste im trauten Kreise der Hausgenossen und der treuesten Nachbarn ohne Geräusch feierten und so ganz genossen. Den Tag nach der Hochzeit ward allen Bekannten aus dem Dorfe Ziel ein ländlicher Schmaus und lustiger Tanz auf dem großen Lindenplatze vor dem Hause gegeben und es ward des lieblichsten rothen Tyrolers dabei nicht geschont. Der alte Peter Baumbach und seine gute Lise beschlossen, selbst den Ball, unter allgemeinem Jubel, mit dem lustigen Großvatertanz.

Kein Jahr war vergangen, so gebahr die brave Pepi einen Sohn, der, wie fast alle erstgebornen Söhne pflegen, der Mutter an Schönheit glich; dem Vater glich er an Stärke und Munterkeit. Nie hatte man ein schöneres lustigeres Kind gesehn. Kaum ein halbes Jahr alt fing er an auf der wollenen Decke in des Großvaters Kammer herum zu kriechen; kaum ein Jahr und er watschelte schon den jungen Enten auf dem grünen Hofe

nach. Zähne bekam er so leicht und so früh, daß die zärtliche Mutter, die ihn gerne länger gestillt hätte, ihn vor dem neunten Monat schon entwöhnen mußte. Alle liebten ihn, alle beschäftigten sich gerne mit ihm und so lernte er auch bald sprechen. Folgsam war er wie alle starke gesunde Kinder es sind, die unter dem treuen liebenden Auge vernünftiger Eltern bleiben, und nicht durch ungeschickten Widerstand gereizt werden. Eine gute einverstandne Schwester, stand der besorgten Mutter treulich bei und so erreichte er fast sein drittes Jahr — da die Mutter ein schönes Mädchen gebahr — ohne daß ihn eine fremde Hand berührt, irgend eine ungeschickte Behandlung geirrt hatte.

Am liebsten war er immer mit dem Vater, ohnerachtet dieser auf unbedingtem Gehorsam hielt nach dem festgefaßten Grundsatze: — Einer, und zwar der festeste Charakter im Hause, müsse volle Autorität über die Kinder haben. Aber wie wenig er diese auch mißbrauchte! oder nur anwandte! Nur da, wo des Kindes Sicherheit und Zufriedenheit daran hing, wurde unbedingt geheißen. Dann fand aber auch kein Widerspruch, kein Säumen, kein Räsonniren statt. Bei dem völlig konsequenten Benehmen des Vaters und der treuen Zustimmung der Mutter, die ihn nicht aus den Augen ließen, mußte sichs bald finden, ohne daß je eine

körperliche Züchtigung nothwendig gewesen wäre, die der brave Vater durchaus als sclavisch verabscheute.

Nun kam er dem Vater kaum mehr von der Seite. Bei der Gartenarbeit auf den Wiesen und Feldern, die rund um den schönen Hof herum lagen, im nahen Holze, überall war er um den Vater. Bald wurde er an Stärke und Geschick ein Wunderkind, wie er es bis dahin an Schönheit gewesen: denn seit die Sonne und Luft ihn bräunten, sprachen die Weiber und Mädchen weniger von seiner Schönheit.

Seine Aufmerksamkeit und Wißbegierde wuchs täglich, um so mehr, je weniger ihm geheißen wurde, sieh da hin, sieh dort hin, behalt mir dies, behalt mir das! Er war kaum sechs Jahr alt, als er alle Gräser, Pflanzen und Bäume der ganzen Gegend kannte und bei Namen zu nennen wußte. Von allem was seinen Fähigkeiten angemessen war, bekam er richtige Begriffe, und keine Art von Lug und Trug umnebelte seinen guten Kopf. Was über seine Fähigkeiten war, wurde stets mit den Worten, das kannst du noch nicht begreifen, abgewiesen.

Im Laufen, Springen und Klettern war er bald der Meister und Anführer andrer Knaben seines Alters. Der Vater förderte dergleichen Kna-

benſpiele mit Nachbars Kindern, ſo oft er nur irgend konnte mit ſeiner Beſchäftigung in der Nähe bleiben, dann war ſein Auge immer dabei, wenn gleich die Knaben es nicht bemerkten. Auch nahm er wohl bisweilen ſelbſt Antheil an ihren Spielen. Der Knabe badete auch an heißen Tagen mit den Vater im Fluſſe und lernte leicht ſchwimmen.

Im Garten hatte der liebe Junge ſein eignes Feld, das er mit kleinen, ſeinen Kräften angemeſſenen Gartenwerkzeugen bearbeitete. Anfänglich wurde es mit allerlei Feld- Gartenblumen und allen Pflanzen, die er nur habhaft werden konnte, durch einander und dicht beſteckt. Auch wurden von Gartenkreſſe die Namen des Vaters, der Mutter und der Muhme unzählige Mahl geſäet, und mit grünen Kränzen eingefaßt; eben ſo oft aber auch wieder, der beſſeren Ordnung im Ganzen wegen, umgehackt und umgegraben. Doch bald zeigte ſich bei dieſer ſeiner Lieblingsarbeit ein entſchiedner Hang zur Ordnung. Er war noch nicht acht Jahre alt, als ſein Gartenfeld vollkommen nach der Schnur abgetheilt und mit allem guten Geſäme und allen guten Pflanzen, die er erhalten konnte, auf das beſte bepflanzt war. Und mit welcher Luſt und Liebe pflegte er jede Blume, jede angenehme Frucht! Trug dann alles mit lautem Jubel der Mutter, der Großmutter und der lieben

ben Schwester Sophie hin! Doch wählte er sorgfältig immer das Schönste und Beste für die Mutter aus, die er immer mehr und über alles liebte.

Lesen lernte er nicht eher, als bis ihm von selbst die Lust dazu kam. Da lehrte es ihn die liebende Mutter aber auch so leicht, daß sie selbst darüber erstaunte. Und zwar nach der ganz gewöhnlichen Buchstabiermethode; Rechnen lehrte ihn der Vater eben so leicht.

Dem braven vernünftigen Vater ward bange als der kleine Mensch im neunten Jahre lesen konnte und nach Büchern zu verlangen anfing. Er kannte kein einziges Buch, was er dem unverdorbnen Knaben hätte in die Hände geben mögen. Die fromme Großmutter meinte zwar, das Gebetbüchlein und die Heiligenlegende wären ja doch recht hübsch groß gedruckt, die könnten seinen zarten Augen wohl eben nicht schaden. Der brave Großvater schüttelte den Kopf dazu; die Mutter sah verlegen den Vater an und dieser schwieg mit ihnen: denn der Knabe war gegenwärtig. Auch schonten sie die fromme Großmutter gerne: wenn gleich sie selbst anders gesinnt waren.

Der Vater sann nun ernstlicher auf eine anhaltende Beschäftigung für den Knaben, die doch auch sichern Einfluß auf sein künftiges Leben als Landwirth hatte. Erst meinte er ihm Anleitung

zu geben, eine Saamenschule anzulegen, und ihm dann die Besorgung ganz zu überlassen. Er erinnerte sich aber bald der Mühe und Sorgfalt, die ihm dieses Geschäft im achtzehnten Jahre gekostet und sah wohl ein, daß es für einen zehnjährigen Knaben zu einförmig wäre, auch zu viel Geschick, Aufmerksamkeit und dauernde Vorsorge erfordere, um den guten Erfolg mit Sicherheit zu erwarten; und dieser mußte nicht leicht fehlen können, wenn mit dem wachsenden Geschick des Knaben, auch Lust und Liebe zum Dinge wachsen sollte; woran dem Vater alles lag. Auch sind die Erfolge bei einer neuangelegten Baumschule zu klein und zu langsam um das rege Verlangen eines Kindes zu befriedigen. Und was am meisten dagegen war, sie beschäftigte den Knaben nicht im Winter. Dies war aber eben das nächste Bedürfniß.

Bald kam der gute Vater auf einen Gedanken der alles zu erfüllen schien. Er hatte den Sommer über größere Ställe für sein Vieh, das sich alljährlich vermehrte, neu gebaut, und zwar nach Art der Gebirgsländer ganz von Holz. Dabei war der kleine Mensch gar lustig geschäftig gewesen und ein alter tüchtiger Zimmermann hatte sich gerne mit ihm abgegeben. Der Kleine lag den Vater oft damit an: »Vater bau mir auch ein klein Haus!« Dies kam dem guten Vater lebhaft zu

Sinnen, als er eines Morgens das überbliebne Bauholz musterte und bei Seite schafte. Er ließ den braven Zimmermeister Lorenz in der Feierstunde rufen und überlegte mit ihm, ob aus dem kleinen Holzvorrath wohl ein Wesen, so und so aufzurichten wäre. Meister Lorenz stimmte zu und versprach eine kleine Zeichnung. Sie wurden eins, daß den Winter über, wenn die Witterung seine größere Arbeit störte, und in den Feierstunden, auch wohl manchmal an Feiertagen, in dem großen Holzschuppen, das gute Kinderwerk bearbeitet werden sollte. Wilhelm sollte ihm immer zur Hand seyn und nach Möglichkeit dran arbeiten, um eine geschickte Hand und dabei, so viel es sich thun ließe, Begriff von der Zimmerei zu erhalten. Was das Gebäude aber eigentlich werden solle, müsse Wilhelm nicht eher erfahren, als bis es aufgerichtet da stände.

Den nächsten Sonntag kam Meister Lorenz zum Abendbrodt, brachte die mit rother und schwarzer Dinte zierlich ausgeführte Zeichnung mit, und gab sie Wilhelm. »Wie gefällt Dir das Häuschen? sagte er, wenn Du mir das Ding gut nachzeichnest, so lehr' ichs Dich auch bauen; Vater gibt uns dann Holz dazu und wir bauen es zusammen.«

Wilhelm wußte nicht was er sagen sollte, sah

bald die Zeichnung, bald den Vater, bald den Meister an. Endlich sagte er:

Vater ist das wohl wahr? —

Ja ich hab nichts dagegen. —

Willst Du mirs wohl zeigen, Vater, wie ich das nachzeichnen muß? —

Recht gerne! —

Meister Lorenz hältst Du denn auch Wort wenn ichs recht mache? —

Ja wohl! ein braver Kerl hält immer Wort.

Eh sie sichs versahen, war Wilhelm vom Tische verschwunden. Er spitzte schon den doppelten Bleistift mit Rothstein auf einer Seite, den ihm der Vater wohl ehe geschenkt hatte, um ihm Lust zum Zeichnen zu machen. Das hatte aber, wie jede sitzende Beschäftigung noch nicht recht gehen wollen, so oft er es auch mit dem besten Willen anfing.

Der Monat war noch nicht vergangen und unser kleine Mann hatte eine Zeichnung zu Stande gebracht, in welcher eben kein Verhältniß merklich verfehlt war. Die Linien fielen ganz rein und gerade aus. Damit lief er zum Meister Lorenz, forderte ihn auf, sein Versprechen zu halten, und der schlug ein.

Das Holz zu dem geheimnißvollen Gebäude ward den Winter über bearbeitet und Wilhelm

wurde ein kleiner geschickter Zimmermann bei der Arbeit. Seine Kraft und Dauer setzten den alten braven Meister Lorenz eben so oft in Erstaunen, als seine Aufmerksamkeit und Anstelligkeit.

In den ersten schönen Frühlingstagen ward eine freie Ecke auf dem großen Hofplatze, an welche Wilhelms Gartenplatz stieß, völlig geräumt und dann auch bald das ganze Wesen aufgestellt. Nur den kleinen Taubenschlag in der Mitte des Gebäudes und den Hünerstall an der einen Seite mit seiner kleinen Stiege vor der Klappthüre, erkannte Wilhelm für das was es seyn sollte.

Wie erstaunte er aber, als er am morgen seines zehnten Geburtstages, der zur Besitznehmung bestimmt war eine ganze kleine ländliche Ökonomie drinnen erblickte. Gleich nach dem Frühstücke, zu welchem die Mutter köstliche Kuchen gebacken und die Morgenmilch mit Eier und Zucker aufgekocht hatte, führte der Vater den kleinen Wilhelm unter Geleitung des Meister Lorenz hin; alle andern folgten und drängten sich möglichst vor um die Freude des lieben Jungen ganz zu genießen. Kaum beim neuen Gebäude angelangt, zog der Vater an einer Schnur, die doppelte Klappe des Taubenschlags fiel, und kecke Feldtauben, auch schöne bunte Haustauben umflogen sie rundum und immer näher, daß ihre Flügel die Haare der fröh-

lichen Menge berührten. Sie waren seit einigen Wochen daran gewöhnt, ihr Futter, wenn Wilhelm mit dem Vater über Feld war, so zu erhalten.

Der Vater eröffnete dann eine Seitenthüre und zeigte dem kleinen frohen Besitznehmer eine Kammer mit allerlei Vorräthe von Gerste, Wicken und Erbsen in zierlichen Kasten neben einander. Mit beiden Händen streute der Glückliche aus allen Kasten der frohen Menge, die ihn umwimmelte, und als er ihr mit vollen Händen übermäßig vorwarf, öffnete der Vater eine kleine Thüre unter dem Taubenschlage. Da sprangen und flatterten mit frohem Ungestüm junge schöne Hüner von allen Farben hinaus, mit ihnen ein großer buntgefiederter Hahn und mischten sich unter die lustig pickenden, gurrenden Tauben. Auch junge Truthüner traten aus einer neugeöffneten Thüre zierlich trippelnd hervor.

Streu nur immer mehr, mein lieber Junge, rief der innigerfreute Vater; bis Du selbst junge Tauben und Eier wieder zu Futter machen kannst sollts wohl hinreichen. Hol' ihnen auch Näpfe voll Wasser. Da über den Futterkasten hängen sie. Die Tauben fliegen schon nach dem Brunnenkasten.

Nie gab es einen glücklicher Beschäftigten. Als er vor Freude und Eile ganz außer Athem war, sagte der Vater zu ihm: traust Du's Dir

wohl zu, lieber Junge, die ganze liebe Zucht alle Morgen und Abend gut zu versorgen? daß sie nicht Hunger und Durst leiden? daß ihre Ställe immer rein sind?

O ja, ja, und weit mehr noch.

Mehr noch? sagte der Vater und öffnete die größere Thüre zur Seite. Wie versteinert stand unser kleine Mann da, als er die schöngefleckte glatte Kuh mit ihrem netten muntern Kalbe sah. Auch die übernimmst Du noch?

Er stand einen Augenblick stumm da; sah den Vater forschend an und sagte dann mit halber Stimme: Vater kann ichs? —

Ja wer weiß, sagte der Vater, den die Freude über die bescheidene Frage des kecken Jungen fast übernahm: Wenn Du nur recht ordentlich dafür sorgen willst, daß Du immer zu rechter Zeit allen Abfall aus dem Krautgarten herschafft; Rüben und Kohl fleißig abblätterst, und wenn das nicht hinreicht zu dem Klee, den Du mit mir gesäet hast, auch mit dieser neuen Handsichel das Gras aus den Seitengängen und Abhängen im Baumgarten für sie schneidest und das alles mit dieser neuen Gartenkarre herbeischafft, auch immer zu rechter Zeit in ihren Eimer Wasser trägst, im Winter rothe und gelbe Rüben immer zu rechter Zeit klein machst. —

Nein halten kann ihm ja wohl der Michel, die Kuh und den Stall, sagte der Großvater.

Und ich übernehme das Melken, sagte die Muhme, wenn das Kalb nicht mehr säugt; und dann lehr' ich Dich und Sophie Buttern und Käse machen, auf allerlei Weise, nach Schweizerart, auch auf mancherlei Art die Milch zum Essen bereiten, wie mirs der alte Schweizer gelehrt hat, der hier immer nach Salz kommt.

Damit können wir dann Sonntags kochen und traktiren, sagte Sophie und dann kommt Mutter und Großmutter auch wohl mit bei uns zu Gaste.

Ja wohl, riefen Beide, denen es wohl that sich mit einigen Worten Luft zu machen: denn bisher hatten alle mit nassen Augen in der Freude des kleinen glücklichen Menschen versunken, dagestanden.

Der kleine Glückliche begriff's noch kaum als der Vater die letzte Thüre öffnete, die einem kleinen völlig eingerichteten Pferdestall sehen ließ. Hier kommt über's Jahr Dein kleines Pferd zu stehen, wenn Du bis dahin alles was Du heute erhältst gut versorgst und benutzest; gehts dann noch nicht, so bleibt der Stall noch ein Jahr leer.

O, es soll schon gehen, Vater! hab' ich doch schon vorigen Sommer Klee und Gras geschnitten; und hab ich nicht den Winter über fleißig klein

Holz vorgekarrt und auf Deine Stube getragen Mutter? Ja es soll schon gehen Vater, lieber Vater! Und nun drückte er sich mit innigster Zärtlichkeit an das Knie des Vaters und verbarg so eine Weile sein liebes glühendes Gesicht. Mit Mühe hob ihn der Vatre in die Höhe und der liebe Junge, dem solche Liebkosungen eben nicht zur Gewohnheit geworden waren, konnte den Vater nicht satt küssen.

Dann gings mit der neuen Gartenkarre, die größer als seine bisherige war und mit der neuen blanken Sichel in den Garten übers Gras und Klee her.

III.

Ueber Schlözers Staatsgelahrheit nach ihren Haupttheilen im Auszug und Zusammenhang.

Erster Theil.

Einleitung, Encyklopädie, Metapolitik, Staatsrecht, und von Regierungsformen.

Drittes Gespräch.

(Fortsetzung.)

A. Ihnen will also der schlözersche Unterschied zwischen bürgerlicher Gesellschaft und Staat nicht recht einleuchten? Ist denn nicht ein wesentlicher Unterschied zwischen einer bürgerlichen Gesellschaft, in welcher eine Herrschaft (imperium) vorhanden ist, und zwischen einer solchen, wo es daran mangelt.

B. Nehmen Sie einen Unterschied zwischen Bürgern und Bundesgenossen an?

A. Wer sollte das nicht? Die Bundesgenossen sind als solche nur gegen äußere, die Mitbürger aber auch gegen innere Feinde vereinigt.

B. Der Unterschied zwischen einem bloßen Bündniß und einer bürgerlichen Gesellschaft, be-

steht also in dem Zwangsrechte, welches die bürgerliche Gesellschaft gegen ihre eigenen Mitglieder ausübt. Jede bürgerliche Gesellschaft setzt daher eine Oberherrschaft voraus; denn, wie Schlözer selbst *) anführt, sind Krone, Scepter und Thron essentialiter in Schaafhausen wie in Stambul. Die Oberherrschaft ist da, wenn sich auch das ganze Volk den Gebrauch der obersten Gewalt vorbehalten hat. Wo also nun bürgerliche Gesellschaft ist, da ist ein Staat; aber ein bloßes Bündniß ist da, wo es an einem Zwangsrechte der ganzen Gesellschaft gegen die einzelnen Mitglieder mangelt.

A. Zwangsrecht; merken Sie sich dieß Wort. Ein Recht kann man, wie Sie gestern selbst behauptet, haben, ohne daß man eben im Stande ist, es auszuüben. Was hilft der bürgerlichen Gesellschaft das Zwangsrecht, wenn zu Ausübung desselben die Einwilligung Aller, und also auch dessen, welcher gezwungen werden soll, erforderlich ist? Erst alsdann, wenn eine Stimmenmehrheit eingeführt, und also eine Oberherrschaft vorhanden ist, läßt sich die Ausübung des Zwangsrechts der Gesellschaft gegen die Einzelnen denken. So lange nun diese Stimmenmehrheit noch nicht eingeführt und noch kein anderer Herrscher bestellt ist,

*) Staatsrecht §. 2.

läßt ſich zwar eine bürgerliche Geſellſchaft, aber kein Staat denken.

B. Wenn ich wollte, könnte ich Ihnen den Sieg doch noch ein wenig erſchweren. Ich könnte einwenden, daß die Unterwerfung unter den Willen der Geſellſchaft, der Geſellſchaft doch wenigſtens ſo viel Recht mittheilen würde, daß ſie, wenn alle übrigen Mitglieder der Geſellſchaft einig wären, das Recht hätte, gegen die einzelnen Widerſpenſtigen Zwang zu brauchen. Ich könnte gegen Schlözern *) bemerken, daß auch Rouſſeau den gemeinen Willen der Geſellſchaft (volonté générale) von dem Willen Aller (volonté de tous) unterſcheidet. **) Aber ich geſtehe willig ein, daß, ohne Beſtimmung einer gewiſſen Stimmenmehrheit, es ſehr oft zweifelhaft bleiben würde, ob die Mehrere, welche zuſammenhalten, als Mitverbrecher, welche von der übrigen Geſellſchaft gerichtet werden können, oder als eine beſondre Parthei unter den Mitbürgern betrachtet werden müßten. Ich glaube daher auch, daß der von Schlözern gemachte Unterſchied zwiſchen bürgerlicher Geſellſchaft und Staat alle Aufmerkſamkeit verdiene. Man muß aber wohl bedenken, daß er willkürlich beſtimmt werden, und daß man daher der bürgerlichen Ge-

*) In der Metapolitik §. 22.

**) Rousseau du Contract social. Ch. 3.

sellschaft im Schlözerschen Sinne die Rechte nicht absprechen könne, welche man dem Staat überhaupt, ohne Rücksicht auf diesen willkürlich gemachten Unterschied einzuräumen pflegt. Ich kann daher auch nicht glauben, daß im Völkerrechte zwischen Staaten und bloßen bürgerlichen Gesellschaften ein Unterschied zu machen sey.

A. Das dächt' ich doch; denn in einer bürgerlichen Gesellschaft im engern Sinne fehlt es an Ordnung und Nachdruck, und die Nachbarn können sich dabei unmöglich wohlbefinden.

B. Sie nehmen also an, einer bürgerlichen Gesellschaft ohne Herrscher werde es an Energie fehlen. Desto besser; es ist also ein schwacher Nachbar, und wer will nicht lieber einen schwachen als einen starken Nachbar haben? Die Staatsklugheit wird freilich auf diesen Unterschied Rücksicht nehmen müssen: allein ein Vertrag, wenn er einmal mit einer solchen Gesellschaft geschlossen ist, wird nicht weniger heilig seyn, als die Verträge der Staaten mit einander.

A. Die Meinung des Volks ist veränderlich

B. Die Meinung der Minister nicht minder, und ist etwa das Ministerium unveränderlich? Sind alle Staatsverfassungen gut? Wird man berechtiget seyn, darum sein Wort

zu brechen, weil der Staat, mit welchen man zu thun, eine schlechte Verfassung hat?

A. Ich bin schon zufrieden, wenn Sie mir nur zugeben, daß es der Staatsklugheit nicht gemäß sey, sich mit einer anarchischen bürgerlichen Gesellschaft einzulassen. Aber Sie schienen mir sonst noch etwas gegen die Schlözersche Eintheilung zwischen bürgerlicher Gesellschaft und Staat auf dem Herzen zu haben.

B. Ich glaube überhaupt, daß es andre Eintheilungen der Gesellschaften gibt, welche mehr ausgehoben zu werden verdienten, als die eben gedachte Schlözersche. Ich unterscheide nämlich Gesellschaft überhaupt, Bündniß Mehrerer zu gemeinschaftlicher Vertheidigung, bürgerliche Gesellschaft, als unter welcher ich auch den Staat im Schlözerschen Sinne begreife, und vormundschaftliche Regierung. Unter der letztern verstehe ich einen solchen Staat, welcher nicht bloß die gemeinschaftliche Sicherheit, sondern auch den Wohlstand der Einzelnen zum Gegenstande hat. Denn, wie Schlözer an mehreren Orten bemerkt, kann in der Regel ein Jeder für sein eigenes Wohl am besten sorgen, und man thut unrecht, wenn man ihm ein Gut aufdringt, welches er nicht haben will. Aber es gibt unter den Bürgern so viele, welche des starken Bartes ungeachtet, noch unmündig sind.

Ja, oft sind ganze Völker noch unmündig, und bedürfen also eines Vormundes. Bei solchen Völkern übernimmt der Herrscher zugleich die Pflichten eines Vormundes und daraus lassen sich diejenigen Rechte der Herrscher erklären, welche aus der Natur des Staats allein nicht gefolgert werden können.

A. Was Sie zum Merkmale der vormundschaftlichen Regierung machen, hat Schlözer zum Kennzeichen des Staats im Gegensatz der bürgerlichen Gesellschaft angenommen.

B. Darin ist es eben, worin ich mit ihm nicht ganz übereinstimme. Vortrefflich sagt er zwar *): Gemeines Wohl (salus publica) heißt nicht der Vortheil der Mehrern, sondern ist das Aggregat der Vortheile aller und jeder Individuen. Jeder agirt entweder mit Andern, um selbst dabei sogleich zu profitiren, oder er thut etwas für den andern, aber nur vorschußweise und in Erwartung ähnlicher Gegendienste. Aber ich halte es nicht nur für gefährlich, wenn man dem Herrscher die Macht läßt, mich zu nöthigen, daß ich mir ein Gut verschaffe, welches ich nicht genießen will, oder das ich Andern einen Vorschuß leiste, an dessen Erstattung die Andern nicht denken

*) Metapolitik §. 18.

werden, sondern es ist auch äußerst gewagt, wenn man besser, als der Andere wissen will, was ihm zuträglich sey. Überhaupt lassen sich hierbei folgende zwei Fälle unterscheiden: entweder das Volk ist aufgeklärt oder nicht. Im erstern Falle bedarf es der Leitung nicht, im zweiten wüßte ich nicht, wo die Herrscher selbst die zur Leitung Anderer erforderliche Aufklärung sollten hergenommen haben, denn, wohl zu bemerken, mit der Aufklärung einiger Wenigen ist es nicht gethan, weil der Herrscher zu vieler Mittelspersonen bedarf, die er nur aus dem Volke selbst nehmen kann.

A. Es gibt ein drittes, lieber Freund, und dieses dritte finden Sie überall. Nur der besser erzogene Theil der Nation ist aufgeklärt; dieser muß die Übrigen leiten.

B. Aber womit? Mit der Hand oder mit dem Stricke?

A. Was wollen Sie damit sagen?

B. Ich meine es so. Das Licht der Weisheit und der Aufklärung drängt sich nicht, wie angezündetes Schießpulver durch Explosionen auf. Es schlägt uns nicht die Thüren und Fenster ein, um Wirkung bei uns zu thun. Es ist genug, daß es uns eine wohlthätige Wirkung empfinden läßt, um ihm alle Eingänge zu öffnen; auch bedarf es nur eines Ritzes, um in die verschlossensten Gemä-

cher ohne Gewalt einzuschleichen. Aber wenn sie den Knaben durch Schläge nöthigen wollen, nach dem Lichte zu sehn, so verschließt er die Augen nur um so hartnäckiger. Ist nur der zehnte Theil der Nation aufgeklärt so werden die übrigen neun Zehntheile ohne Zwang dem Lichte folgen, welches ihm seine Führer vortragen.

A. Ja, wenn das Volk nicht Irrwische für Fackeln, und Meteore für Sterne hielte, und wenn nicht gar zu oft die heilsame Wirkung des Lichts durch die zerstörende Gewalt des Feuers der Leidenschaften vernichtet würde! Wollen Sie den Kaufmann, der sich auf Unkosten des ganzen Staats bereichern will, durch bloße Ermahnungen abhalten, eine dem Staate nachtheilige Spekulation zu verfolgen?

B. Wo die Pflicht der Selbsterhaltung gebeut, bedarf der Zwang keiner weitern Rechtfertigung. Aber wenn der Staat, um seine Bürger reicher zu machen, gewisse Unternehmungen befiehlt und andre verbietet, wenn er gewisse Meinungen mit Gewalt ausbreiten oder unterdrücken will, so weiß ich dieß aus der bloßen Natur der Staatsgewalt nicht zu rechtfertigen. Wenigstens ist so viel gewiß, daß sich ein sehr aufgeklärtes Volk denken lasse, welches seinen Herrschern dergleichen Schritte nicht erlaubt. Daher kann ich nicht mit Schlözern

annehmen, daß die positive Beförderung des gemeinen Wohls ein Merkmal sei, wodurch sich der Staat von der bloßen bürgerlichen Gesellschaft unterscheidet. Verfassungsmäßiger Zwang kann auch allein zur allgemeinen Sicherheit angewendet werden, und die Wiege der meisten Staaten war die Eigenmacht des Herrn oder Hausvaters, welche sich erst in der Folge in einen ordentlichen Staat entwickelte. Da nun der Herrscher gewohnt war, das Wohl der Diener nur, in so fern es zu dem seinigen führte, zu beachten, und auch wohl die erwachsenen Kinder noch als unmündig zu behandeln, so läßt sich der Zwang leicht erklären, welcher angeblich zur Beförderung des positiven Wohls der Einzelnen angewendet wurde. Was meinen Sie wohl, wird nicht die Nation, je mehr sie mündig wird, auch um so mehr darauf Bedacht nehmen, daß ihr Herrscher ihre Freiheit nicht ohne Noth oder wohl gar aus vermeinter guter Absicht zu ihrem Nachtheil einschränke.

A. Ich sehe wohl, wo Sie hinaus wollen. Sie wollen nähmlich zu verstehn geben, daß der Staat bei seiner ersten Entstehung dem Regenten eben deßwegen eine uneingeschränkte Gewalt einräumen werde, weil das Volk die damit verbundenen Mißbräuche noch nicht kennt. Ich gebe auch gerne zu, daß dieses gedrungen durch die übeln

Folgen der Anarchie seinem Herrscher gleich anfangs ohne alles Bedenken alle die Macht einräumen werde, welche erforderlich ist, wenn das, was nur gesellschaftliche Kräfte zu leisten vermögen, bewirkt werden soll. Je unmündiger das Volk selbst ist, desto weniger wird es im Stande seyn, den Unterschied zwischen einem Regenten und einem Vormunde zu empfinden, ja, es wird sogar gerne sehn, daß der Herrscher sich als einen Vormund des Volks betrachte, weil er eben dadurch die Verbindlichkeit anerkennt, nicht zu seinem eigenen, sondern zu des Volkes Besten zu wirken. Aber eine Höflichkeit erfordert die andre. Ich hoffe, Sie werden nun auch eben so bereitwillig eingestehn, daß eine, auf eine rechtliche Weise durch die Einwilligung Aller entstandene bürgerliche Gesellschaft, überhaupt sich nur ungern einer Herrschaft unterwerfen, und also auch sehr abgeneigt seyn werde, dem Herrscher ein größres Recht einzuräumen, als zu ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit erforderlich ist. Von Zwang zu Beförderung des positiven Wohls wird also anfänglich nicht die Rede seyn: aber glauben Sie wohl, daß die äußere und innere Sicherheit des Staats ohne Macht, Macht ohne Reichthum, Reichthum ohne kluge Leitung der Staatskräfte bestehn könne? Wird also nicht das Volk oder die Regierung, oder der Herrscher, welcher an des Vol-

kes Statt handelt, am Ende gewahr werden, daß die Regierung auch zur Beförderung des positiven Wohls der Mitglieder wirksam seyn müsse? Hat also Schlözer nicht recht, wenn er die Beförderung des positiven gemeinen Wohls als die späte Frucht des Nachdenkens über die Natur der bürgerlichen Gesellschaft, betrachtet?

B. Ich halte es für sehr unhöflich, nachzugeben ehe man überzeugt ist; denn es setzt Schwäche bei dem Andern und schonende Nachsicht auf Seiten des Nachgebenden voraus. Also nicht aus Höflichkeit, sondern weil Ihre Gründe es erfordern, räume ich ein, daß der bloße Zweck der Sicherheit bei der jetzigen Lage unserer Europäischen Staaten auch die Beförderung des positiven Wohls und also das Streben nach Reichthum nothwendig mache. Aber auf diese Art kämen wir ja zu widersprechenden Resultaten. Sehn Sie nun, was wir beide für wunderliche Leute sind! Wir räumen einander wechselseitig das ein, was unsre eigne Behauptung, welche doch der Andre für recht erkennt, völlig aufzuheben scheint.

A. Wir wollen sehn, ob wir diesen Widerspruch nicht heben können. Wir können nähmlich den rechtlichen und den historischen Gang, welchen die Sache nehmen muß, unterscheiden. Sehn wir auf das, was zu geschehn pflegt, so wird die Sache

meistentheils so zugehn; wie Schlözer es voraussetzt. Ist nähmlich eine wahre bürgerliche Gesellschaft vorhanden, so wird diese, ungeduldig jedes Zwangs, ihrem Herrscher nur so viel Gewalt einräumen, als zur Erhaltung ihrer äußerlichen und innerlichen Sicherheit schlechterdings nothwendig ist. Erst in der Folge, wenn sie des Zwanges mehr gewohnt ist, und wann sie Staaten neben sich sieht, deren Übermacht durch Reichthum, und deren Reichthum durch Zwang befördert worden, wird sie anfangen ihre Nachbarn, auch in solchen Anstalten nachzuahmen, gesetzt auch daß sie die Sicherheit allein als den letzten Zweck aller dieser Anstalten betrachtete: Es ist nicht gar lange her, daß man in manchen Ländern Polizei und Finanzerei als Übel betrachtete, denen sie mit Gottes Hülfe bisher noch entgangen wären. Um nicht zu weit hinter seinen Nachbar zurück zu bleiben, mußte man sie auch in solchen Zwangsanstalten nachahmen.

B. Nennen Sie dies den historischen oder den rechtlichen Gang der Sache?

A. Ich nenne ihn den historischen Gang der Sache, nicht, weil ich ihn eben als widerrechtlich betrachtete, sondern weil er sich allein aus zufälligen Umständen erklären läßt. Der rechtliche Gang, welcher sich aus der Natur der Sache ergibt, ist,

meines Erachtens, folgender: Dem Herrscher wird die Ausübung der ganzen gesellschaftlichen Gewalt übertragen. Einschränkungen, welche nicht gemacht worden, können nicht vermuthet werden. Dem rechtlichen Gang der Sache ist es also gemäß, daß der Herrscher anfangs eine uneingeschränkte Gewalt ausübt, welche erst in der Folge, wegen der erfahrnen Mißbräuche, eingeschränkt wird.

B. Die dem Herrscher übertragene Gewalt kann wohl nur in so fern auf die Vergrößerung des Wohlstandes und der Macht angewendet werden, in so fern dieser Wohlstand zur äußerlichen und innerlichen Sicherheit nothwendig ist. Wenn freilich dieser Schritt einmal gethan ist, so wird es schwer seyn, zu unterscheiden, ob der Wohlstand um seiner selbst willen, oder nur als Mittel zur Sicherheit beabsichtiget werde. In der Folge wird also nur der Mißbrauch des Rechts für den positiven Wohlstand der Bürger zu sorgen, auf Einschränkungen führen; denn die Erfahrung wird zeigen, der Einzelne finde, einige wenige Fälle abgerechnet, leichter wodurch er sich bereichern könne, als der Staat, welcher für ihn sorgen will, und ich hoffe, man wird endlich überall dahin kommen, daß man den Zwang nur zu Beschützung der allgemeinen Freiheit anwenden, den Wohlstand aber durch Anstalten, worzu ein Jeder nach Belieben

Antheil nehmen kann, und durch Ermunterung dazu, befördern wird.

A. In Deutschland dürfte wenigstens dieser fromme Wunsch nicht sobald realisirt werden; denn es ist aus zu vielen kleinen Staaten zusammengesetzt. Schränkt der Nachbar die Aus- und Einfuhr ein, so wird man wider Willen zu gleichen Einschränkungen genöthigt.

B. Eben aus diesem Umstande möchte ich beinahe das Gegentheil folgern. Die großen deutschen Staaten, besonders die abgerundeten, wie Östreich, haben nicht nöthig, sich um die Maaßregeln ihrer Nachbaren zu bekümmern, und die kleinern, welche meistentheils die Hülfe ihrer Nachbarn brauchen, haben ein entgegengesetztes Interesse, nämlich das, daß ihnen das Nöthige von allen Seiten frei könne zugeführt werden. Man sollte daher die deutsche Verfassung zu einem Reichsgesetze benutzen, wodurch alles Verboth der Aus- und Einfuhre zwischen den deutschen Staaten aufgehoben, und eine wahre Reichsbürgerschaft festgesetzt würde.

A. Ein frommer Wunsch, welcher ewig ein solcher bleiben wird, weil sich unsre deutschen Reichsstände schwerlich zu einer Einschränkung ihrer freien Gesetzgebung verstehen möchten!

B. Sie glauben also, daß unsre deutsche Reichs-

verbindung zu weiter nichts helfe, als damit die stiftsbürtigen Herrn noch ferner in dem Rechte geschützt werden, die besten in- und ausländischen Weine auf das Wohl des deutschen Vaterlandes auszutrinken?

Viertes Gespräch.

A. Nichts hat mir in der ganzen Schlözerschen Staatsverfassungslehre mehr gefallen, als das, was er über die Erb- Wahl- und freiwilligen Stände sagt. Es ist ein vortrefflicher Gedanke, diejenigen welche sich zu Gegenvorstellungen gegen die Regierung vereinigen und die Schriftsteller, welche über Regierungsangelegen schreiben, als freiwillige Stände zu betrachten.

B. Ey, ey, so hoch sind unsre Schriftstellerchen seit langer Zeit nicht geehrt worden! Statt des Beiworts freiwillig würde sich lieber Unberufen setzen.

A. Wo es auf das gemeine Wohl ankommt, hat jeder einen Beruf, mitzusprechen.

B. Ja, vermöge eines Patents, welches der Hunger ausgefertiget und die Naseweisheit besiegelt hat!

A. Versündigen Sie sich nicht an den Lehrern der Nation, die, wie Moser und Schlözer —

B. mit einander handgemein werden.

A. Es ist doch in der That unbegreiflich, wie ein Moser, den ich sonst innig hochgeschätzt habe, sich so weit habe vergessen können, daß er seinen Gefährten auf dem Wege der Publicität als einen Unruhstifter in übeln Ruf zu bringen sucht, und das bloß deswegen, weil er die Rechte und Pflichten der Unterthanen, auf den bürgerlichen Vertrag gründet, und das längst vermoderte göttliche Patent, wodurch Nero und Philipp von Spanien das Recht erhielten, zu fordern, daß man ihnen Schwerte geduldig den Hals darreichen sollte, nicht weiter will gelten lassen.

B. Religio, quantum potuit, suadere malorum. Lassen Sie dem übrigens verehrungswürdigen Manne diese Schwachheit.

A. Das ist es eben, was ich von Ihnen fordre. Sie sollen nämlich deßwegen, weil einige Schriftsteller keinen rechtmäßigen Beruf aufzuweisen und andere neben ihren großen Eigenschaften auch Schwachheiten haben, die Schriftsteller überhaupt nicht verächtlich behandeln.

B. Aber glauben Sie denn im Ernst, daß die Schriftsteller die Regierung von schlechten Maaßregeln abhalten können?

A. Und warum zweifeln Sie daran?

B. Weil das müßige Volk der Schriftsteller nicht

nicht eben sehr geschickt ist, nützlichen Rath zu ertheilen; denn sie kennen weder den Gang der Geschäfte noch das Bedürfniß des Staats.

A. Wird wohl eine Kenntniß des styli Curiae erfordert, um allgemein Betrachtungen über den Zweck und das Wesen des Staats anzustellen?

B. Meinetwegen mögen sie über den Staat im Allgemeinen philosophiren so viel sie wollen: aber werden sie dadurch auch geschickt, diese allgemeine Regeln auf besondre Fälle anzuwenden, um die von der Regierung ergriffenen Maaßregeln zu beurtheilen?

A. Nicht immer. Aber sollte nicht zuweilen die Regierung gegen jene Grundsätze so offenbar verstoßen haben, daß man nur die Augen aufthun darf, um die Abweichung von der Regel wahrzunehmen?

B. Für eine so blinde Regierung kann kein Schriftsteller Brillen schleifen.

A. Sagen Sie das nicht. Wie viele gibt es nicht, welche das Staatsruder ergreifen, ohne jemals über jene allgemeine Grundsätze nachgedacht zu haben. Aber, unter uns gesagt, meine Hoffnung, daß der, welcher den Fehler gemacht hat, ihn von selbst wieder gut machen werde, ist äußerst geringe. Mehr rechne ich auf die Collegen, Feinde, Neider, dessen, der den Fehler gemacht

hat, und vorzüglich auf die, welche gerne seine Stelle haben möchten. Überdieß läßt sich auch selten der Meinung des Publici lange widerstehn. Man muß also den Fehler verbessern, oder denen die es besser verstehen, weichen.

B. Wie, wenn aber nicht gegen die Grundsätze sondern nur gegen deren Anwendung verstoßen worden ist, wird alsdann wohl der Schriftsteller eingreifende Bemerkungen machen können?

A. Nehmen Sie denn an, daß alle Schriftsteller Leute ohne Erfahrung sind? Gibt es nicht Geschäftsleute, die ihre Nebenstunden der Belehrung des Publici widmen?

B. Nun, wenn ich Ihnen auch diese Art freiwilliger Stände hingehn lasse, so wünschte ich doch nicht, daß es dem deutschen Volke einfiele, sich in Art des Englischen zu versammeln, um der Regierung Vorstellungen zu übergeben. Sie haben ja wohl in Zeitungen gelesen, daß man auch dort diesen Unfug nicht länger dulden will.

A. Wo gewisse Sachen noch nicht eingeführet sind, kann der erste Versuch leicht Unordnungen veranlassen. Ich würde daher in Deutschland eben nicht zu Volksversammlungen nach Art der Englischen rathen. Wer einer gewissen Freiheit noch nicht gewohnt ist, ist nur gar zu geneigt, sie zu mißbrauchen. Es fehlt uns aber auch in Deutsch-

land nicht an ordentlich eingerichteten Zusammenkünften der Staatsbürger in Collegien und Zünften und ich sehe nicht ein, was diese hindern könnte, durch ihre Vorsteher und Repräsentanten Gegenvorstellungen zu übergeben. Dieses Recht, zu bitten, ist im Preußischen Gesetzbuche ausdrücklich geheiliget worden. *)

*) Preuß. Gesetzbuch Th. 2. Titel 20. §. 156.: Dagegen steht einem jeden frei, seine Zweifel, Einwendungen, und Bedenklichkeiten gegen Gesetze und Anordnungen im Staate, so wie überhaupt seine Bemerkungen und Vorschläge über Mängel und Verbesserungen sowohl dem Oberhaupte des Staats, als den Vorgesetzten des Departements, anzuzeigen; und letztere sind dergleichen Anzeigen mit erforderlicher Aufmerksamkeit zu prüfen verpflichtet.

IV.

Goslar.

Goslar eine kaiserlich freie Reichsstadt, auf dem Unterharze am Rammelsberge, ward von Heinrich dem Finkler im Anfange des zehnten Jahrhunderts erbaut. — Kaiser Konrad II. versah die Stadt gegen die vielen Raubschlösser, mit welchen der Harz angebauet war, mit einer Mauer, welcher Heinrich IV. 128 Thürme zufügte und wovon mehrere noch unversehrt vorhanden sind. Dies war um so nöthiger, da das Gebirg von Straßenräubern wimmelte. Dieses Handwerks besonders berühmt waren die Grafen von Wernigerode, Stollberg, Mansfeld, Blankenburg ꝛc. ꝛc. ꝛc. Einem der Letzteren, Namens Siegfried von Blankenburg, bekam es indessen sehr übel. Die Goslarer erwischten den Herrn Grafen im Jahr 1280, als er das Jahr vorher den Bürgern ihre Schweine und Kühe von den Weiden getrieben, und eben im Begriff war Nachlese zu halten. Sie legten ihm zur Buße auf, für seine Kosten einen Thurm — vermuthlich den in welchen sie ihn eingesperrt hatten — neuzuerbauen. Dies soll der noch jetzt vorhandene Weberthurm seyn, an dem die Inschrift zu lesen:

»Hättest Du nicht genommen Kühe und Schweine,
«So wärst Du nicht kommen herreine.«

Als der Graf von Blankenburg, bei halbvollendetem Bau die Stadt über die Vollendung desſelben chikaniren wollte, ließen ſich die Bürger dadurch nicht irren; er mußte ſich vielmehr bequemen noch einen Thurm zu erbauen, und dies iſt der ſogenannte Teufelsthurm. So verdankt Goslar zwei ſeiner Thürme der Raubluſt ſeines adelichen Nachbarn, deſſen Vorfahren ihre Väter ſo oft mit ihrem Gut und Haabe ſättigen mußten. (S. 26 — 29) *).

Der V. thut nun einen Sprung in das Gebiet der hiſtoriſchen Moral, um die denkenden Leſer auf den Grund der Urſachen zu führen, warum die vortreffliche deutſche Nation, immerfort auf einem unbehaglichen Mittelplatze zwiſchen Freiheit und Knechtſchaft herum humpelnd, ihre ſchönen Anlagen in jenen grauen Tagen der Nachwelt nicht hat entwickeln können, und ihre Nationalgeſchichte ein wahres Unding geblieben iſt. Die Spuren hievon finden ſich in der ſonderbaren alten Verfaſſung, wo es, zwiſchen den kleinen und großen Staaten Deutſchlands die von kleinen und großen monarchiſchen Herrſchern regiert wurden, abgeſonderte Städte gab, die durch ſich und mitwirkende günſtige Mittel frei geworden waren, und ſich

*) Man ſehe die weitere Ausführung des Angeführten in den Durchflügen des Hrn. v. Heß. Band 1.

durch ihre Industrie höher aufzubringen wußten, als die sie umgränzenden Fürsten und Fürstlinge. Hätte dieser Keim weiter gewurzelt, hätte der träge Raubsinn gepanzerter Tagelöhner nicht jene Mittel verachtet, sein Brodt im Schweiße des Angesichts zu essen: so würde sicher das seit uralten Zeiten für frei ausgeschriene, noch immer in Sklaverei größtentheils schmachtende Deutschland zuerst frei geworden seyn, und andern Ländern das Muster einer Regierungsform gegeben haben, die ihre Bürger nicht mit eisernem Scepter drückt, indem sie sie an Sitten und Gesetze bindet.«

»Man irrt wohl nicht, wenn man annimmt, sämtliche Reichsstädte verdanken den Genuß der Freiheit ihrem Fleiße, ihrer Arbeitsamkeit, und der hieraus entspringenden Wohlhabenheit. Aber eben diese Wohlhabenheit ward für sie eine reichhaltige Quelle mancher harten Drangsale, und der Grund der Verarmung so vieler unter ihnen; sie lockte die Habsucht der Fürsten, die es bequemer fanden da zu erndten, wo sie nicht gesäet und sich von dem zu mästen, was eine fremde Hand gezogen hatte. Ließ sich ein Fürstlein mit einem Herrchen seines Gelichters in Fehde ein, und diese lief übel für ihn ab, so mußte die nächste Reichsstadt seine davon getragene Schlappe wieder ausgleichen, kam er als Überwinder zurück, so drang er sich gegen

Wunsch und Willen zu ihrem Schutzherrn auf. Nicht der Beschützung, sondern des Schutzgeldes wegen, versteht sich. Oft vereinigte zwei hadernde oder zum Kampf geharnischte Helden der from-Entschluß, vor die nächste Reichsstadt zu ziehen und sie zu brandschatzen; welcher löbliche Vorsatz denn gewöhnlich bis zur Plünderung ausgeführt ward. War der Fürst, Graf oder Edle, den die Raubgierde anwandelte, zur Ausführung seines Vorsatzes zu ohnmächtig, so brachte er es durch allerlei Vorspiegelungen bei Kaiser und Reich dahin, daß die Stadt, durch welche er sich erholen wollte, in die Acht erklärt wurde. Wollte eine so geächtete Stadt nicht verhungern (denn während der Bannzeit durfte Niemand ihr etwas zum Verkauf bringen, ohne sich der Acht theilhaftig zu machen) so mußte sie sich an den gnädigen Herrn wenden, der die Acht für sie besorgt hatte, und so viel von seiner Gnade erhandeln, daß er für sie bei Kaiser und Reich die Aufhebung der Acht erbat. Glückte dies nicht, so ward der gnädige Herr der Soldling eines mächtigern und glücklichern Räubers, und dann wehe der armen, vergeblich geächteten Stadt! Selten aber verfehlten die Fürsten durch jenes Mittel ihren Zweck, ja sie erreichten ihn doppelt. Denn ungerechnet, daß diese Art Brandschatzung keine Kosten erheischte, erhan-

delten die Fürsten während der Zeit, daß eine Stadt in der Acht war, ihre Bedürfnisse für Spottgeld, da der Landmann gewohnt, seine Erzeugnisse dem Städter zuzuführen, sie jetzt, da die Wege zur Stadt verflucht waren, in des gnädigen Herrn Hoflager bringen mußte, der dafür gewöhnlich nichts gab, ja oft noch Weggeld dazu forderte.«

»Auch diese Art Ungemach ist über Goslar ergangen. 1541 am heiligen Dreikönigstage ward in der Stadt über die Stadt selbst die Acht verlesen. Dies geschah auf Anklage des Herzogs von Braunschweig, der sich darüber beschwerte, daß sich die Stadt unterfangen habe, den Görge- und Rammelsberg zu benutzen, die doch beide nicht zu ihrem Gebiete gehörten, indem sie über zwei Meilen von der Stadt entlegen wären, da, wie weltbekannt, das Stadtgebiet doch nicht über eine Meile von ihren Mauern reichte. — Ohnerachtet der kaiserliche Herold sich an Stell und Ort davon überzeugte daß man vom Rammelsberge, an den der Görgeberg grenzt, die Stadtthürme abreichen könnte, so ward dennoch das bereits über die Stadt ergangene harte Urtheil 40000 Goldgülden Buße und zwölf Stück schweres Geschütz zu geben, solches auch auf Kosten der Stadt nach Brüssel zu liefern, dahin gemildert, daß die 40000 Goldgülden zwar bezahlt die 12 Stücke schweren Geschützes

zwar geliefert, aber auf Kosten der Stadt nur bis Zelle gefahren werden sollten. — (S. 30 — 33.)

Wenn man einst Germaniens alte biedere Sitte vergeblich aus dem Schutte des zerstiebenden falschen Pomps wird hervorsuchen wollen: so werden ihre unverkennbare Spuren nur allein, in den Reichsstädten unverloschen zu finden seyn. Arbeitsamkeit, Genügsamkeit, Freiheitsliebe, Geradheit, Mildthätigkeit, Gastfreundschaft, hausen beim Reichsstädter, sind aus Deutschlands weiten Gegenden in die stillen, friedlichen Mauern der anspruchlosen freien Städte geflüchtet — (S. 34.)

»Als die Städte durch Industrie Wohlhabenheit, durch Wohlhabenheit Freiheit errangen, der eiserne Fleiß schon begann, sich den Weg zum Überfluß und Wohlleben zu bahnen, wachten die Fürsten unermüdet dafür, daß diese nicht wurzeln konnten.« (S. 35.)

»Die Unterthanen der Fürsten welche ihre Herren nicht auf ihren arabischen Streifzügen begleiteten, flohen zum Städter, dem sie um wohlfeilern Lohn arbeiteten, da sie ihre vergangene Lebenszeit unter Peitschenhieben ungelohnt hatten verfröhnen müssen.« So bevölkerte die Raubgierde der Fürsten die Städte, indem sie ihre Gauen und Dörfer verödete. So mehrte sich die Genügsamkeit, der Fleiß und die Industrie des Reichsstädters.« — (S. 36.)

»Die Welt verdankt einen großen Theil nothwendiger und nützlicher Künste dem erfindsamen deutschen Reichsstädter. Papier, Brillen, Uhren, Gewehrschlösser, Windbüchsen, Perücken ersann der Reichsstädter. Die Buchdruckerkunst ward zu Mainz erfunden. Die ersten deutschen Holzschnitte kamen zu Nürnberg, die ersten Spielkarten in Ulm zum Vorschein. Noch heut, selbst in den kleinsten Reichsstädtchen, steht irgend ein Gewerbe in Blüthe, und die Fürstler gewinnen ihnen den Rang nicht ab. So brennt Nordhausen Brandtwein für achtzig Meilen im Umkreise; die flanellenen Röcke aller obersächsischen Bäuerinnen werden zu Mühlhausen gefärbt und gedruckt; Nördlingen webt Leinewandt für einen großen Theil von Oberdeutschland; ganz Dünkelsbühl strickt Strümpfe. Das kleine Gnipsn bleicht schöner und weißer als Hollands berühmteste Leinenbleichen; seine 466 Bürger sind die Bleicher der Franken und Schwaben. Wem sind Nürnbergs vielartige Fabrikate, Augsburgs feine Zitze unbekannt? Wo werden so lose, schmelzende, vergeistigte Hostien, so bunte Tarockkarten gemacht als in Ulm? ꝛc.

»Wein- Garten- und Feldbau stehen bei dem Reichsstädtern auf der höchsten Staffel der Cultur. Schweinfurth, Windsheim, das anspruchlose Bopfingen, wo trotz dem Spotte der Romanenschreiber,

nach Verhältniß, nicht so viele Jochen als zu Wien und Berlin, geboren werden, sind oft nach entstandnem Mißwachs die Speisekammer ihrer ausgehungerten Nachbarn geworden. Der größern Handelsstädte zu geschweigen, wo der Speculationsgeist sich mit Fleiß und Industrie paaren, und so die Welt mit sich in Concurrenz bringen konnte. Diese zeugen zugleich, daß es dem Reichsstädter nicht an Fähigkeiten zu großen Dingen gebricht, die nur durch den Zusammenfluß von Widrigkeiten, worunter die Mißgunst ihrer Nachbarn keine unbedeutende Rolle spielt, so sparlich aufkeimen und so selten zur Thätigkeit gedeihen. « — (S. 38.)

»Die Chroniken, die Traditionen, die Volkssagen und Wiegenlieder der Reichsstädter sind die Belege und Register der ungeheuren Sühnopfer, welche ihre Vorfahren auf dem Altar der nimmersatten Habsucht darbringen mußten, um das kostbarste Gut, Freiheit, auf ihre Enkel zu vererben. — Daher der hohe Freiheitssinn der Reichsstädter, daher die oft ins kleinliche fallende Eifersüchtelei; die seltsame Schutzgebung, die hartnäckige Beibehaltung vieler uns lächerlich scheinenden Gebräuche und Gewohnheiten, deren Entstehung überhaupt sich in die erste Vorsorge zur Gründung und Bewahrung der Freiheit verliert und keine andere Zwecke kannte, als dem Verlust eines Guts aus-

zubeugen, deſſen Beſitz durch die Entſagung ſo mancher Bequemlichkeit erkauft werden muß, und deſſen Mangel dem, der es beſeſſen hat, durch keine Darbietungen erſetzt werden kann.«

»Alle geſellige Tugenden ſind verſchwiſterte Glieder einer Familie, die Kinder einer gemeinſchaftlichen Mutter. Induſtrie und Freiheitsliebe, die ihre Wohnſitze in den Reichsſtädten aufgeſchlagen, zogen, Wohlthätigkeit, Gaſtfreundſchaft, Geradheit, Offenheit und Redlichkeit, dieſe Hauptzüge des deutſchen Charakters, in ihr Gefolg. Die winzigſte freie Reichsſtadt that es an milden Stiftungen der Reſidenz des erſten deutſchen Fürſten zuvor. Ihre zahlreichen Armenhäuſer, Gotteswohnungen, Peſthöfe und Gaſthäuſer waren die Obdächer für die an den Bettelſtab gebrachten Landeskinder der Fürſten, die Zufluchtsörter des geplünderten, die ſicheren Ruheplätze des ermüdeten Wanderers, der hier Erquickung, Hülfe und Beiſtand fand. Sitten und Politur des Auslandes, die, mit dem Rauhen, zugleich das Biedre und Gerade im Charakter der Deutſchen, abgefeilet, verfeilt hatten, glätteten nur an der Oberfläche des Reichsſtädters. Ueberfluß und Luxus nahmen höchſtens einige Umwandelungen mit den Rockſchößen, Hüten, Perücken und Schnallen der Männer, einige Abänderungen mit den Miedern, Kotzen,

Säcken, Konteschen und Hauben der Weiber vor. Religion und Moralität, Gesetze und Handlungen wurden nicht zu Wetterfahnen, mit denen jedes Modelüftchen spielte. Der Reichsstädter beharrte um so vester in seiner angestammten Rechtlichkeit, da er unter dem Drucke derjenigen seufzte denen Redlichkeit fremd geworden war. Er liebte die Tugend ihrer selbst willen, und weil sie seinen Feinden mangelte. Er hielt um so treuer, um so inniger an seinen angeerbten deutschen Sitten, je mehr er solche von seinen Bedrückern verachtet, seine Geißler davon entblößt sah. Wenn der Reichsstädter, dem die studierte Feinheit fehlt, in des Fremden Augen, in dessen Sprache Gradheit Steifigkeit, Falschheit Geschmeidigkeit bedeutet, als grob erscheint, so besitzt er auch dafür noch seine ganze unverdorbne Kraft, welche ein Volk bedarf, um zu einer edleren Verfeinerung, zu einem allgemeineren Seelenadel zu gelangen. Der Reichsstädter, gewohnt, seinen graden Weg zu wandeln, kennt die Übergänge der verfeinerten Welt nicht. Er sagt das was er denkt, nicht was er sagen muß, weil er nicht denkt. Er handelt nicht zum Schein sondern mit rührendem Ernst, wenns ihm Ernst zum handeln wird. In seinem Gott grüß euch, liegt seine herzliche Meinung und hinge es von ihm ab, Gott müßte sich unbedingt der Ob-

hut desjenigen annehmen, dem er sein Gott behüt euch zuruft. Sein bloßer Handschlag ist ihm heiliger, als die mit Unterschrift und Wappensiegel versehene Urkunde ihrem Aussteller. Sein Wort bricht er nie, traut aber Niemand auf dessen Ehrenwort. Er hegt eine unwiderstehliche Geringschätzung gegen Titel und Würden, fürchtet nichts so sehr, als Vermischung mit dem Ausländischen, ist mißtrauisch gegen alles, was fremd ist. Er flieht jeden Eintausch und vermeidet dadurch die Ablegung von dem, was ihm eigen ist. So sich gleichbleibend, hört er nicht auf, das zu seyn, was er ist, und strebt nicht darnach, das zu werden, was andere sind. (41.)

Goslar genießt außer der reichsstädtschen Freiheit noch die sehr theuer erkaufte Ehre, den Herzog von Braunschweig zu ihrem Schutzherrn zu haben. — (S. 42 — 45.)

Goslar, das einst blühende, von Kaisern und Fürsten geehrte Goslar, von wo aus Otto I. Deutschland regierte, wo Heinrich IV. seine Weihnacht durch weinreiche Bankette und Turniere hochkaiserlich feierte; wo in den Jahren 1114 und 1154 die in jenen Zeiten noch viel unruhigern und freiern Reichstage Deutschlands gehalten wurden, ist öde, arm und Menschenleer, von allem entblößt, woraus seine einstmalige Wohlhabenheit entstand

seiner Bergwerke, Wälder und Fluren beraubt; und der guten Stadt bleibt kein andrer Weg zum Gewinn, als aus der durchfließenden Gose ein Bier zu brauen, das die Bergleute bei ihrer Cyklopenarbeit labt. Diese wegen ihrer Süßigkeit, Weichheit und auflösenden Eigenschaft in ganz Mittelsachsen berühmte, und an so vielen Stellen nachgebraute Gose, und die Mutterpfennige, welche Göttingens Musensöhne, die den Harz in den Schulferien durchwandern, hier zurücklassen, sind die einzigen Reichthumsquellen der Stadt. Aber auch jener Biererwerb hört auf ergiebig zu seyn. Denn seit 1763 sind in Klausthal Bierbrauereien angelegt und die Gose ist mit einer starken Abgabe beschwert worden. — Vor 1763 braute die Stadt wöchentlich viermal, zur Zeit 3½ Winspel Waizen, jetzt wöchentlich Einmal und nur 2 Winspel. * — (S. 47.)

Auf ihrem alten meilenweiten Territorium darf die Stadt zwar säen, erndten und ihr Vieh weiden, doch nur da und so lange, als der Herzog von Braunschweig der jetzige Grundherr den Boden nicht benutzen will. Beim geringsten Wink des Herzogs müssen die Bürger sich wiederum den Nichtgebrauch gefallen lassen. Ein Druck, den diese gute Stadt mit mehrern ihres gleichen gemein hat, weil die Reichsstädte, seitdem sie keine Lanz-

knechte mehr besolden und Fehde mit Fehde vergelten können, den Genuß fast aller ihrer streitigen Gerechtsamen mit Achzelzucken den Fürsten überlassen müssen. Denn die Prozesse zu Wezlar kosten Geld, ziehen sich von einer Generation in die andere, und das Finale der Entscheidung ist gemeiniglich: das Reich hoffe, Se. Durchlaucht werden nicht unbillig gegen die gute Kaiserstadt handeln u. dgl. m.«

»Die Stadt zählt 1200 Wohnhäuser und nicht viel über 5000 Einwohner, so daß auf ein Haus nicht drei Menschen fallen. Ein großer Brand, durch welchen 1780 237 Hauptgebäude und 4 — 600 Nebenhäuser abbrannten und wovon etwa 100 mögen wieder erbaut seyn, hat den Preis der Häuser nicht gesteigert, der hier niedriger als im kleinsten niedersächsischen Dorfe ist. Ein großes Wohnhaus, mit der Braugerechtsame, wird für 400 Thl. ohne Braugerechtsame für 150 Thlr. verkauft. Ein Haus mit 6 — 8 Zimmern giebt 20 Thlr. jährlich Miethe. Ein Gebäude aber, das in den Wohlstandszeiten der Stadt zu 4000 Thlr. taxirt ward, und jezt 400 Thlr. gilt, muß der damaligen Taxation, nicht seinem gegenwärtigen Werth gemäß, Schoß zahlen.«

Es könnte wohl kein sicherers Mittel erfunden werden, die allmählig immer mehr aussterbende

Stadt

Stadt dergestalt zu entvölkern, bis niemand mehr übrig bleibt, der Schoß auszahlen oder einnehmen kann. Es scheint zum wenigsten schon jetzt, daß für die Anzahl der Schafe der Scherer zu viel sind. Denn das Stadtregiment führen zwei Corpora, der allgemeine und der enge Rath. Jener besteht aus zwei Bürgermeistern, einem Syndicus, einem allgemeinen Worthalter und 24 Rathsherrn. Im engen Rath sitzen die beiden Bürgermeister, der Syndicus, der Worthalter und die Hälfte der Sechsmänner als Assessoren. — S. 49. Das Niedergericht besteht aus dem Stadtvogt und dem Stadtschreiber, der zugleich Policeimeister ist. — Noch vor 20 Jahren torquirte man fleißig, seit der Zeit mangelt die Gelegenheit; abgeschaft ist die Tortur nicht. — S. 50. 51.

Vor einigen Jahren war der Zwist zwischen dem Rath und den Gilden dahin gediehen, daß letztere eine Deputation mit ihren Beschwerden nach Wien sandten: sie mußte sich aber unverrichteter Sache wieder fortmachen; denn der Kaiser drohte ihnen mit dem Zuchthause. — Der einzige Trost, der den Bürgern seit jener Abschreckung bleibt, in welchem sie ihre Zeit hinhoffen, ist, daß der allgemeine Worthalter Siemers Syndicus wird, wenn der jetzige Syndicus abgeht. In dieses Worthalters Lob stimmt die ganze Stadt; die Bürger

lieben und schätzen ihn, um seiner Thätigkeit und um seines Patriotismus willen. — Der jetzige Syndicus, dem man Selbstsucht und Eigennutz schuld giebt, regiert jetzt die Stadt, da er der einzige Universitäts-Gelehrte im ganzen Senate ist. Sein Dienst ist der ergiebigste, er hat 600 Thlr. Gehalt, kann es aber wohl bis auf 2000 jährlich bringen. — S. 52. 53.

Alle Rathsstellen werden in gewisser Rücksicht verkauft. Bei einer Vacanz laufen die Kandidaten bei den Wählenden umher und überbieten sich einander. Eine Rathsherrnwürde, auf diese Weise erhandelt, kommt auf circa 200 Thlr. zu stehen, sie bringt jährlich 80, ein Bürgermeisterthum 300 Thlr. ein. Alle übrigen Bedienungen werden dem öffentlichen Fond zum Besten verkauft. Der jetzige Ziegenhirt hat für sein Amt 43 Thlr. gegeben. Die Stadtkammer ist so arm, daß der Magistrat selbst, in einer Lotteriachricht vom 11ten April 1789 erklärt: »er sehe sich genöthigt, die Lotterie zu errichten, weil die Stadt außer Stand wäre, ihre Prediger und Schulbediente zu besolden.« S. 54.

Von allen Bergen des Harzes soll der bei Goslar befindliche Rammelsberg zuerst bearbeitet worden seyn. Die Stadt hat noch einigen Antheil an diesem Rammelsberge, in welchem ihr vier Gruben und ein Kupferrauchloch gehören. Man meint, der

Berg könne noch 4 — 500 Jahre gebaut werden. So lange hat noch kein Bergwerk vorgehalten, denn jetzt sollen es schon mehr als 800 Jahre seyn, daß dieses angebaut wird.

Am Rammelsberge hat Herr Lentin, *) ein junger Mann, der sich einige Jahre in England, in den Bergwerken von Anglesey, aufgehalten, einen Röstofen angebracht, worin die Erze des Harzes geröstet werden. — S. 64. 65.

Die Bergleute am Unterharze erwerben wöchentlich 25 — 30 Mariengroschen (18 — 20 gute Groschen) und können Holz hauen, so viel sie brauchen. Sie sind keinesweges ungesund, es gibt ihrer Achtzigjährige, die noch in den Schacht fahren. Ganze Familien wohnen in Höhlen, welche die Natur gleichsam zu Menschenwohnungen in den Felsen ausgehauen hat. — S. 66.

Die Luft in der Gegend von Goslar ist wegen des steten Zuges den die Berge gewähren, rein und gesund. Die Nebel sammlen sich am Brocken, hängen sich an den Schopf des nahen Gebürgs und decken den heitern Horizont der Stadt nie. Die Kälte ist nicht so scharf und fortdauernd, als auf dem Harze, wo das Kaminfeuer in keiner Jahrszeit erlöschen darf. Um so drückender ist die

*) Ein braver Sohn des vortrefflichen Arztes und Biedermannes in Lüneburg. A. d. H.

Sonnenhitze, wenn die Sonnenstrahlen sich an dem schroffen Felsen brechen, von dessen schlichten Wänden in doppelter Kraft zurückprallen, und die ganze, aus leicht entzündbarer Materie bestehende, Masse des weiten Gebürgs in Gährung bringen. — S. 68.

Das Wasser, welches die Unterharzer trinken, ist hell und klar, wie es vom Felsen rinnt, für einen Fremden aber hart und nach Tannen schmekkend. —

Die Einwohner von Goslar bringen bei ziemlich dauerhafter Gesundheit ihr Leben gewöhnlich hoch. Die Stadtärzte haben das ausschließende Monopol zu praktisiren. — Vor einigen Jahren schlich sich ein fremder Quacksalber ein, der in der Stadt viel Unfug trieb. Die Aerzte begannen einen förmlichen Prozeß gegen ihren Nebenbuhler, der sich nach mehrjähriger Dauer ihnen zu Gunsten endigte. Der Mann mußte die Stadt und ihr Gebiet räumen. Seit dieser Zeit ist das Thorexamen schärfer geworden und wer sich als Arzt angiebt, oder dieser contrebanden Kunst verdächtig macht, muß sein Wort geben, nicht in der Stadt zu praktisiren, oder sie in acht Tagen verlassen.

Die Menschengattung dieser Gegend ist ein Mittelschlag von Thal- und Bergbewohnern; nicht so stark nervigt, als diese, noch so fleischig wie jene

ne; von mittlerer Größe, doch eher gut als schlecht gebaut. — S. 70.

Die Goslarer sind ein sanfter, gutmüthiger, redlicher Menschenschlag. Aufrichtig und frei, sobald sie ihren Mann kennen, zurückhaltend, geheimnißvoll und kleinlich höflich, gegen Unbekannte und Fremde. Ihr gesellschaftlicher Umgang strotzt von Zierereien, ceremonieuser Steifheit und lächerlicher Titlerei. »Herr Gevatter Senator Sexair,« »Frau Bas Senatorin Achtmännin« sind alltägliche Benennungen unter Menschen, die von der Schule her zusammen vertraut waren. Die Ehrerbietung, welche diese Magistratsmänner von dem Bürger fordern, und die dieser aus Nachgiebigkeit oder Kriecherei ihnen wirklich erweist, ist so unanständig als herabwürdigend für den freien Bürger. Ehrbarkeit, Schamhaftigkeit, Züchtigkeit und andere Tugenden dieser Klasse, die sich bei den Griechen einst sogar mit den Grazien einmüthig vertrugen, im nördlichen Deutschland aber, das sich überall durch mehr Steifheit von seinen Nachbaren auszeichnet, dem Äußern für nicht dazu gewöhnte Augen ein etwas gewundenes Ansehen geben, stehen hier noch öffentlich im guten Werthe. — S. 72.

Modesucht und Nachäffung treiben ihren Unfug in Goslar, wie in jedem Winkel des deutschen Reichs. Dürftigkeit, die hier überall durchblickt,

bringt, mit der Modernisirung gepaart, einen jämmerlichen Contrast hervor. S. 73.

In Goslar ist die Religion den Bewohnern noch so heilig, als sie einem jeden trostbedürfenden Volke nothwendig seyn muß. Der Gottesdienst und die Religionsgebräuche stehen hier noch in eben der Achtung, und geben hier eben die Maaßstäbe für den sittlichen Charakter der Bürger und Bürgerinnen, wie fast allenthalben, in kleinen Städten, wo das Kirchengehen ein Mittel gegen die Langeweile und eine ergiebige Quelle für Klätschereien, Neugierde und Eitelkeit ist. — S. 74.

V.

Litterarische Briefe.

Ein Brief an Hrn. Hofrath Heyne in Göttingen.

Halle, den 18. Nov. 1795.

H. H. H.

Dürfte ich glauben, daß ich Ew. W. nicht in wichtigen Geschäften unterbräche, und daß Sie mein langes Stillschweigen vergessen oder wenigstens nicht weiter nach den Ursachen davon fragen wollten; so möchte ich Ihnen gern iezt umständlich über den Plan und fernern Gang meiner Homerischen Arbeiten schreiben, deren ersten Band der Verleger Ihnen dieß Frühjahr zugeschickt hat.

Sie kennen die Weise dieser Herren aus Erfahrung. Man kann es ihnen nicht ausreden, daß jedes ihrer papiernen Kinder in den nahmhaftesten Zeitungen seine Taufe erhalten, und — mit oder ohne Exorcismus — zur schriftstellerischen Christenheit gebracht werden müsse. Es scheint, sie fürchten, wenn die Ceremonie unterbleibt, was in so beschäftigten Zeiten leicht möglich ist, es möchte über kurz oder lang ein Mitleidiger oder ein Schadenfroher kommen, und dem Kindlein aus dem er-

sten besten Wasser die Noth- oder Winkeltaufe angedeihen lassen. Des Verfassers Interesse ist freilich ein anderes. Ihm wird allemal die Meinung dreier Einsichtsvollen und frei Urtheilenden weit willkommener sein, als ein Dutzend Zeitungsstimmen auch von Einsichtsvollen abgelegt. Denn diese gedruckten Stimmen sind heut zu Tage über gar zu Vieles in Streit mit den gesprochenen, und stehen wirklich unter so vielen großen und kleinen Einflüssen, daß es selbst dem Besten oft Mühe kosten mag, der Ueberzeugung seines Herzens reinen Ausdruck zu schaffen.

Bei Ihren gelehrten Anzeigen indessen, und bei noch zwei andern Blättern, deren Vorsteher in diesem Fache ich kannte, sah ich keinen Grund, die Absicht des Verlegers zu hindern. Aber ich hatte mehrere Gründe, nichts dazu beizutragen, was von meiner Seite einer Bestechung des öffentlichen Urtheils ähnlich sähe. Und ich meine, diese Denkart kann einem Manne, der das mühseelige Geschäft des Bücher-Anzeigens hat, nicht anders als angenehm sein, wenn er nur die Hälfte von Hallers Regeln beobachten will. Der Schriftsteller hingegen kann nicht besser zeigen, daß er Belehrung und Gerechtigkeit, nicht Erwiederung von Höflichkeiten, nicht sich selbst oder seine Vorrede, sondern sein Buch beurtheilt wünscht. Wie

oft mögen die neuen Bücher und die Ansprüche der begleitenden Briefe in einem Contraste stehen, der dem Recensenten, der schon eine eigne Meinung über den Gegenstand hat, die Beurtheilung verleiden, und den der erst eine Meinung schöpfen will, völlig verwirren muß!

Doch ich will Ihnen lieber geradezu den Hauptgrund gestehen, der mir hier das Stillschweigen Anfangs zur Pflicht machte.

Sie waren im J. 79 der erste Gelehrte, dem ich meine abweichenden Gedanken über den Homer vorlegte. Ich that es in einem Aufsatze, den ich Ihnen um die Zeit meines Weggehens von Göttingen gab, um durch etwas das Zutrauen zu verdienen, womit Sie mir eben damals ohne mein Ansuchen, und ohne mich näher als durch meine Freunde zu kennen, die Aussicht zum ersten Amte zeigten. Ohne Zweifel erinnern Sie sich der Sache noch einigermaßen. Es war der einzige Aufsatz, den Sie in Göttingen von mir erhielten, und das darüber erfolgte Gespräch das einzige, das ich über einen litterarischen Gegenstand mit Ihnen zu pflegen die Ehre hatte. Mir sind diese Erinnerungen so neu, wie weniges aus jener Zeit: sie hängen mit Schicksalen meines Lebens zusammen, die mich näher angehen als Homer und alle seine Scholiasten. Ich bewah-

te auch jenen Aufſatz noch, ſelbſt mit den vornehmſten Einwendungen, die ich mir aus Ihrem Munde bezeichnete.

Niemals habe ich ſeitdem, ob ich gleich der Gelegenheit nicht auswich, einen beharrlichern Widerſacher gefunden, oder vielmehr einen, der mich peremtoriſcher abwies. Dieſe Abweiſung machte jedoch, nach der erſten Verſchmerzung, keinen andern Eindruck auf mich, als den ſie machen konnte, und zu machen vielleicht beſtimmt war. Ich wurde vorſichtiger im Behaupten und aufmerkſamer auf die verſteckten Schwierigkeiten der Sache; ich arbeitete und grübelte fort, ſo gut ich vermochte. Die kleine Ausbeute der nächſten Jahre behielt ich für mich: ohnehin war ein Geſpräch oder ein Brief kein ſchicklicher Platz, die Fäden der verwickelten Unterſuchung aufzuziehen. Damals aber, wo ich ſo als Neuling, (und nur ein Neuling, der noch nicht einmal den Aristot. de poetica gebührlich geleſen hatte, konnte auf Zweifel und Schwierigkeiten gerathen, die dem ältern Gelehrten ein Lächeln abnöthigen durften,) als ich noch als Neuling an dieſen Gegenſtänden nagte, waren meine Zweifel wenig gegen das, was ſie in der Folge wurden. Ich dünkte mir anfänglich nur zu bemerken, daß das Bücherſchreiben in Griechenland nicht vor dem 7. Säk. v. Chr. aufgekommen wäre, und

daß der begeisterte Rather Wood sich nur um anderthalb Säkula verrathen haben möchte: ich dünkte mir über das, worin das Geschäft und die eigentliche Kunst der Rhapsoden bestanden, richtigere Vorstellungen zu machen, als worauf der Begriff des Deklamirens und das ἐπεα πτερόεντα, composita, facta carmina, führte: ich fieng an, beide Punkte, das späte Aufkommen des Bücherschreibens und die Rhapsodik sogar für die Philosophie der Geschichte griechischer Menschheit wichtig zu achten: ich ahndete hie und da verloschene, verwitterte Spuren einer später aufgetragenen Verkittung der Rhapsodieen; aber hiermit konnte ich lange nicht zurecht kommen. Überhaupt war alles, was in meinen damaligen Papieren steht, roher Entwurf und Grundlinien der spätern Untersuchung. Hernach brachte mich die öfter wiederholte Lesung des Homer den geahndeten Schwierigkeiten und deren Entwikkelungen näher, indem sie mich zugleich von den hergebrachten Vorstellungen mehr entfernte. Ich sah nun bei einem angestrengten ununterbrochenen Studium der Ilias im neunzehnten und den vier folgenden Büchern nicht weniger Merkmale eines neuen, gegen die vorhergehenden Gesänge, fremden Tones und Charakters in Denkweise und Sprache, als in dem letzten Buche, das

schon Andere, vorzüglich aus ästhetischen Ursachen, verdächtig gemacht hatten. Weiterhin merkte ich, daß sich meine anfänglichen Gefühle in Worte fassen, daß die Ungleichheit zwischen den vordern und hintern Büchern in beiden Werken sich auf bestimmte Begriffe reduciren ließ; fand einige mir unleugbar scheinende Reste von Kitt, der großen Rhapsodien zur Verbindung diente, und dies schon vom Achten Buche der Ilias an; endlich fand ich die Odyssee, in vielerlei Sachen, in Manieren und Vorstellungsarten, gerade so abweichend von der Ilias, als die letztern Bücher der Ilias von den erstern. So gelangte ich nach und nach zu dem Resultate, daß auch die Odyssee, ungeachtet ihrer schwerer aufzulösenden heutigen Form, aus ursprünglich nicht genau verbundenen Theilen zusammengesetzt, und entweder gar nicht, oder zum kleinsten Theile, von dem Grundverfasser der Ilias verfertigt wäre.

Was ich hievon, und in welchen Jahren jedes, vor Herauskunft der Villoisonschen Scholien gefunden habe, könnte ich Ihnen allenfalls diplomatisch nachweisen. Ich will eines einzigen Umstandes gedenken. In ganz aus einander liegenden Jahren, so oft ich im Lesen auf die Stelle Odyss. 4, 620 kam, bei der niemals jemand den geringsten Argwohn bezeugt hat, habe ich jedes-

mal ungefähr dieselben Gedanken über die wunderliche, auffallend harte Commissur niedergeschrieben: Erst beim Ordnen der Papiere zum Schreiben der Prolegomena flogen die gleichlautenden Zettel zusammen, die ihr verschiedenes Alter, deutlicher als die homerischen Gesänge, durch Dinte, Papier und Schriftzüge verrathen. Das Nämliche ist mir in Ansehung verschiedener andern Stellen in den letztern Büchern beider Gedichte begegnet, worüber ich es vorizt bei einer kurzen Anzeige bewenden ließ. Natürlich mußten mir dergleichen besondere Zufälligkeiten Muth geben und ein Zeichen seyn, daß ich mich nicht in Einbildungen und leeren Gefühlen herumgetrieben hätte. Denn ich trieb in den Zwischenzeiten ganz andere Lektüren und Arbeiten, und eilte mit dieser Homerischen gar nicht vor das Publikum. Leider ist aber bei Schwärmern und Stillen im Lande eine solche Rückkehr auf alte Empfindungen gewöhnlicher als in der Kritik. Deswegen, und weil ich Ziererei von Herzen hasse, unterschied ich selten in der Schrift meine eigenen Wahrnehmungen von dem, was ich aus den Venetianischen Scholien lernte. Auch schien dieß weder für meine Leser, noch für die seltenen Kenner der Scholien, von irgend einigem Nutzen. Die letztern wissen ohnedem wo über das Unhomerische der hintersten Gesänge des Homer,

über die Commissuren der Odyssee — nichts vorkömmt; und die wirklich darin vorkommenden Winke sind schlechterdings für jeden verloren, der nicht der Sache schon durch anders Wege auf die Spur gekommen ist.

Hieraus werden Sie abnehmen, wie äußerst befremdend mir der neuliche Schritt im 9. St. der Horen seyn mußte. Der Verfasser ordnet da mit leichter Hand alles durch und in einander, um die wichtigsten der neuen Untersuchungs-Punkte aus den Scholien herzuleiten. Sicherlich hat er diese Scholien erst seit Ostern näher kennen gelernt. In Recensionen haben wir doch die große Erscheinung, außer für Berichtigung des Textes, nicht so gar hoch angeschlagen. — Drückender war mir der Anblick, diese Materie wiederum verwirrt, durch Verschmelzung vom Alten und Neuem verseichtet; den Theil meiner Untersuchungen, den ich ganz ausgeführt hatte, um mit Eins das Muthmaaßen und Wünschen zum Schweigen zu bringen, diesen Theil wie etwas gleichsam sich von selbst Verstehendes außer Weges geworfen; dabei mein Buch als eine nutzbare Polterkammer von Varianten-Kram mit einem ehrsamen † bezeichnet; und die kritischen Beweise für die innere Verschiedenheit beider Homerischen Werke (das tam multis partibus dissimilia p. VI.) Leuten, die gern

am Tage träumen möchten, als Materie zu einem angenehmen kleinen Werke bestimmt zu sehen. Hier blieb mir blos die Wahl, mich meiner kritischen Sedulität in der Stille zu schämen, oder mit dem Verfasser auf gleiches Element zu treten, und das so behandelte Stück meiner Schrift seinem Aufsatze an die Seite zu stellen.

Mit Verdruß sieht man in Gesellschaften zuweilen die Indiscretion, die das eben ausgesprochene Wort hurtig aufnimmt und wie einen eigenen alten Gedanken weiter spinnt. Aber es nem das Wort im Munde herumdrehen, es auf und ab hudeln, und, mit einem Seiten-Compliment für eine angedeutete Armseligkeit, den Ersten den Besten zum Fortreden aufzufodern; und das in dem Tone, mit dem verbissenen Spott über hyperkritische Fragen s. w. Gewiß, Sie sind billig genug zuzugeben, daß das auch für den Kaltblütigen zu viel war. Nach griechischer Moral wäre ein Jambikum eine angemessene Rüge gewesen. Mich, der ich keine Jambika mache, erinnerte ein Freund an die Verse im Prolog zu Pope's Satiren:

„Damn with faint praise, assent with civil leer,
And without Sneering teach the rest to sneer;
Willing to wound, and yet afraid to strike,
Just hint a fault, and hesitate dislike.

Man nennt jezt allgemein als Verfasser des

Aufs. einen unſerer berühmteſten Schriftſteller, einen Mann von großen Verdienſten anderer Art. Dieſe Verdienſte werde ich immer ſchätzen, ſo fern ich ſie beurtheilen kann; ich werde ſie, ich werde Andere ſeiner Schriften hochachten, bewundern: ſo etwas iſt jeder Redliche ſich ſelbſt ſchuldig: doch jenen Aufs. kann ich nicht achten, würde ihn nicht achten, wenn ich auch dabei nicht betroffen wäre; ich würde dann meine Geſinnung darüber, wenn gleich nicht öffentlich, deſto unverholener ausgedrückt haben.

Aber warum verſteckte ich die ſchwierigſten Fragen unter Dinge, die lediglich auf Herſtellung des Textes berechnet ſcheinen? Warum gab ich nicht einmal eine Inhalts-Anzeige vorne, oder hinten ein Regiſter Rerum memorabilium, damit das Publikum wüßte, was das Buch enthielte. So fragen Sie vielleicht; ſchon Andere fragten eben ſo. — Mit dem Publikum habe ich nichts zu thun. Das iſt mir zu vornehm, zu geräumig, zu groß; ich kann nicht daran hinauf denken; nur der Höhnerei möchte ich nicht gern ausgeſetzt ſeyn. Stets war es mein Wunſch, blos von gelehrten ruhigen Forſchern begleitet zu werden; von Männern, die die Geſchichte der älteſten Poeſie und Menſchen-Cultur intereſſirt, die den Reiz von Zweifeln kennen, welche kein locus probans löſet, die ſich endlich

lich auf eine Behandlungsart historischer Gegenstände verstehen, bei welcher nicht rechts und links muthgemaaßt und mit Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit Hokuspocus getrieben wird, um eine Hypothes zu einem Faktum und ein Faktum zu einer Hypothes zu stempeln.

Noch habe ich unter meinen Bekannten wenige solche Begleiter gehabt: etliche sehr brave Männer erwarte ich noch. Jezt ist der eine krank, der andere hat ein Weib genommen, dem dritten ist der Handel zu kraus, ein Vierter will sich den Genuß des herrlichen Ganzen durch kein Démembrement stören. Ebenso verschieden sind, wie ich höre, die Urtheile Mancher in der Ferne, die ich am leichtesten zu vereinigen hoffte. Zwei oder drei nur scheinen mir vollkommen beigetreten zu seyn. Einige andere, unter denen ein paar scharfsinnige Köpfe sind, die vor 8 — 9 Jahren Ihre Zuhörer waren, billigen die Dialektik meines Versuchs, aber ohne die Hauptsache im geringsten wahrscheinlich zu finden: die meisten meinen, wann die Bücherschreibung von den Griechen aufgenommen wäre, sei ziemlich zur historischen Demonstration gebracht; allein vor den lezten Resultaten bleiben sie stehen, und wollen keinen Schritt weiter: einige entdecken auch, was begreiflich war, um alle Verschanzungen von Prämissen herum, einen nicht unbequemen

Weg zu dem alten Glauben. Ja einer, und just der gelehrteste, der behutsamste und biederste Kritiker, warum sollte ich ihn nicht nennen? Ruhnkenius schreibt mir vor kurzem in seinem zweiten Briefe: Iterum et accuratius nunc pervolventi mihi — accidit idem, quod illi apud Ciceronem —: Dum lego, assentior; cum posui librum, omnis illa assensio elabitur. Sed saepius repetitae lectionis Tibi mox rationem reddam etc.

Sehen Sie, mein H. Hofr. so habe ich aus allen den einsylbigen Stimmen, die mir bisher zukamen, wenig gelernt, was uns auf dem Wege vor- oder rückwärts bringen könnte. Rückwärts kriegt mich nun zwar nicht so leicht einer. Dazu habe ich mir die Sache zu oft unter den Händen kalt werden lassen, und der vorige Sommer hat das Seinige gethan, den zurückgelegten Weg wieder fremd für mich zu machen. Aber weiter vorwärts zu gehen, und die Resultate in der üblichen Form aufzustellen, ist guter Rath theuer, schon an sich; zumal nun, und iezt überhaupt.

In dem Bisherigen habe ich am meisten die Stärke der äußern Gründe versucht. Dies schien, als populär, für die Leser und den ersten Schritt am zuträglichsten, ohne der Sache nachtheilig zu seyn. Jedoch um alle die äußern Gründe läßt sich ziemlich herumkommen, sobald die innern die

Prüfung nicht aushalten. Und was S. 137. leise berührt ist, findet bei sehr Wenigen Gehör. Es sind also die Fragen übrig: was für Verschiedenheiten liegen in den vereinten Gesängen der Ilias unter einander; und ebenso in der Odyssee? Welches sind die innern Spuren, die den Schluß erzwingen, beide Werke waren Anfangs nicht auf den Plan großer Werke angelegt; so wenig als eine Trilogie von Schauspielen zu Einer Tragödie? Was ist es ferner, warum wir nicht länger annehmen können, daß beide Werke von Einem Verfasser seien?

Ich darf Ihnen nicht erst sagen, daß dieß Fragen sind, die auch ganz unabhängig von Rhapsoden-Sitte und Geschichte der Bücherschreibung müssen entschieden werden. Sie sind völlig von eben der Art wie die: ob ein Platonischer Dialog, ob eine Rede des Demosthenes oder Lysias ächt d. h. desjenigen sei, dem sie von alten Zeiten her beigelegt zugeschrieben werden. Kurz, wir müssen suchen ebendasselbe am Homer zu thun, was Dionys von Halikarnaß an den Rednern that.

Dieserlei Untersuchungen ist der gegenwärtige Zeitlauf nicht sehr günstig. Hin und wieder geht man ordentlich geflissentlich darauf aus, in Geschichte und Allem, was dazu gehört (ich denke,

selbst die Grammatik der alten Sprachen gehört dazu) die Grenzen des Falschen, des Wahrscheinlichen und des Wahren oder Ausgemachten zu verrücken und zu verdunkeln. Wie es scheint, wird iezt die Philologie eine sophistische Wissenschaft, sie, die sonst andern, wenn alle Stricke rissen, aus der Sophistik heraushalf. Bald wird man wo möglich — und nirgends ist es leichter — den Leuten draussen die Kritik, die historische wie die grammatische und rhetorische, als ein Gewebe von eitel Spitzfindigkeiten, als eine gelehrte Chiromantie verrathen; und, um sich nicht den Mitarbeitenden blos zustellen, scheint man lieber die ganze Art von Arbeit, die ganze Kunst Preis zu geben. Darauf hatten Viele gelauert.

Doch ich vergesse beinahe den Wunsch, der mich iezt gerade zu einem so langen Briefe anreizte.

Die Untersuchung über den Homer ist nun einmal in einer schiefen verzerrten Gestalt in die Lesewelt gebracht worden. Ich weiß noch nicht, wann ich an den Auszug kommen kann. Unterdessen dürfte leicht die Weltkunde, ich meine die, die gern auf den Klotzianismus schilt, um etwas viel schlimmeres zu thun, als der unkluge Klotz thun konnte, an einer Schrift, der mühsamsten die ich je unternahm, ihre Kurzweile treiben. Möch-

ten Sie daher doch, wenn Sie etwa eine Anzeige des Buches machen, die Sache in ihren Haupt-Momenten und mit den Haupt-Gründen ganz einfach und bestimmt darlegen! Möchten Sie mich und Andere zugleich des Vergnügens theilhaft machen, aus Ihren Bemerkungen, sie mögen für oder wider seyn, viel, recht viel zu lernen! Die Beschäftigung mit der Erklärung Homers, von der Sie mir unlängst schrieben, muß Ihren Beobachtungsgeist oft auf meine ehemaligen Zweifel geführt, und solche verzeihlicher als damals gemacht haben. Vielleicht haben Sie nach der Zeit selbst eine genauere eigentliche Recherche darüber angestellt. Wiewohl, Ihre neuern Schriften lassen mich fast vermuthen, daß Sie mehrere Gründe für die herrschende Vorstellungsart gefunden haben. Und dies macht mich in der That noch lehrbegieriger. Ich bin so offen, Ihnen dieß zu sagen. Ich setze noch hinzu, daß ich auf dergleichen Stellen Ihrer Schriften mehrmals Rücksicht genommen, und sie ein paarmal wol mit Ihren eigenen Worten in meine Meinung zu ziehen gesucht habe. Nur die Citate sind vermieden.

Es mag einerlei Zudringlichkeit scheinen, Ihre itzige Prüfung durch das Vorurtheil Ihres eigenen Ansehens zu erschweren, und Ihre Beistimmung durch Briefe zu gewinnen. Indessen jenes

Fehlers mache ich mich, aus Liebe zur Unterſuchung, gern ſchuldig. Sein Sie heilig verſichert, daß ich nie mit Jemanden, der die Sache unter den Augen hat, ſtreiten werde. Blos mit Gründen möchte ich es, in eben dem Tone, den ich in den Prolegg. mit allen Homeriſchen Litteratoren angeſtimmt habe; über den ſich ſicher keiner beſchweren wird. Gründe gegen Gründe, ohne alle Autoritäten und Namen, geben einen Kampf, der unſerer beſten Anſtrengung werth iſt, und der durch die Abweſenheit von Zuſchauern deſto intereſſanter wird, ganz wie das trauliche Geſpräch unter Freunden.

Am Ende iſt freilich an der Art ſolcher Unterſuchungen und an der Übung unſerer Kräfte mehr gelegen, als an dem kurzen Reſultate. Allein hier iſt doch das Reſultat von größerm Einfluß, als der erſte Blick gibt. Bis auf die der gebildeten Proſe zur Seite tretende Dichtkunſt hängt, däucht mir, in der griechiſchen Litteratur Vieles von der gründlichen Beantwortung jener Probleme ab; ſelbſt die richtige Beurtheilung der Anlage der früheſten Proſa-Werke hängt davon ab, z. E. im Herodot. Ich will nicht erwähnen, (es wäre γλαῦκ' εἰς Ἀθήνας,) wie anziehend es iſt, in dem Zeitalter der aufdämmernden ſchönen griechiſchen Cultur nach den Grundſtücken eines Denk-

mals zu graben, über die bereits zu Dionys und Horaz Zeiten Gras gewachsen war, wie nur immer über das septum undique vepribus et dumetis sepulcrum, das der homo Arpinas den sorglosen Syrakusiern zeigte.

Noch wünschte ich, gelegentlich einem und dem andern Mißverständnisse vorgebeugt zu sehen, die ich bei einigen der vorzüglichsten Leser des Buches bemerkt habe. Man hat hie und da hinein gelesen, ich suchte zur Composition der Homerischen Gesänge einen einzelnen Mann, einen der uns Ilias und Odyssee gleichsam geschaffen hätte; ich schiene den Lykurg, der Solon u. w. dazu ausgreifen zu wollen. Dieß verstehe ich nicht so recht; weiß wenigstens nicht, wodurch ich zu der Meinung Anlaß könnte gegeben haben. Gleichwohl soll es als Irthum in der oben gedachten Schrift mit schonender Freundlichkeit angezeigt scheinen.

Wenige Leser des Homer scheinen ganz gefühlt zu haben, wie gleich und ununterbrochen der Faden der Begebenheiten und Handlungen in beiden Werken hält. Sonst wäre Niemand darüber in Zweifel, daß die Anordnung der Gesänge, zwei bis drei ausgenommen, einleuchtende Spuren einer absichtlichen Fortsetzung, durch die ursprünglichen Sänger selbst, an sich trage. Ebendieß ha-

be ich an mehrern Orten gesagt: Die letzte entscheidende Frage war blos dahin gestellt: Ist Homer (der erste Sänger), oder sind die Rhapsoden durch ihre ἐφοδή, oder die Sammler und Diaskeuasten, oder die nachherigen Berichtiger und Kritiker die vornehmsten Urheber der jezt vor uns stehenden kunstmäßigen epischen Compositionen? Welchen unter jenen haben wir das Meiste dieser Kunst zu danken?

Mein Brief ist ein kleines Buch geworden. Dennoch habe ich noch Vieles auf dem Herzen. Aber bin ich nur erst gewiß, daß meine Beeilspätung Ihnen nicht mißfällig ist, so läßt sich Alles noch einbringen. Zum Glück wird Ihnen das Antworten, wenn Sie es nöthig halten, eine geringe Arbeit gegen die Lesung dieses flüchtigen Schreibens machen. Eine sehr kurze Antwort würde mir genügen. Da mir die Materie geläufig ist, so ist es mir möglich, auch das halbe Wort zu verstehen.

Ich beharre u. s. w.

Fr. A. Wolf.

VI.

Notiz von Deutschen Journalen.

Die Horen.

VII. — XII. Stück.

(Fortsetzung.)

Inhalt des siebenten Stücks. I. Die Idee der Gerechtigkeit als Princip einer Gesetzgebung betrachtet. II. Dante's Hölle. Fortsetzung. III. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, Fortsetzung. IV. Die Dichtkunst. V. Der Dorfkirchhof. VI. Lethe. VII. Saladin und der Sklave. Musik zu: Weihe der Schönheit und Sängerlohn und die Dichtkunst.

Der erste Aufsatz entwickelt mit vielem Scharfsinn die Idee der Gerechtigkeit und giebt den Gesichtspunkt an, aus welchem die platonische Republik in so ferne sie ein Ideal der Gesetzgebung aufstellen soll zu beurtheilen sei. Der gedankenreiche und genau zergliedernde Aufsatz leidet nicht wohl einen Auszug; eine merkwürdige Stelle in welcher der Verfasser den Unterschied zwischen dem Gange der Untersuchungen, die Kant bei moralischen Gegenständen einschlägt und dem, welche Plato befolgt — der sich aus seiner kritischen Untersuchung ergiebt — auch auf eine für jeden Leser deutliche und interessante Weise ins Licht stellt, wollen wir hier doch anführen.

„Auf dem Weg der Deutlichkeit führen uns Plato und alle ältere Philosophen nur zur Klugheit und zum Begriff der Gerechtigkeit; die Moralität lehren sie nur, durch ihr moralisches Gefühl geleitet, und der Idee der Gerechtigkeit nähern sie sich nur, in so ferne sie nicht das Glück einzelner Menschen, sondern einer gesellschaftlichen Verbindung von Menschen zu begründen suchen. In diesem Siege der moralischen Natur des Menschen

über seine theoretischen Kenntnisse, liegt aber auch der Reiz, den die Schriften der alten Classiker vor Kant voraus haben. So wie die Mittagssonne zu unsern Geschäften am besten leuchtet, und uns auf allen Wegen die größte Sicherheit gewährt, aber selbst kein angenehmer Gegenstand für unser Auge ist; die Morgenröthe aber uns das entzückendste Vergnügen gewährt ohne so viel Nutzen zu stiften; eben so ist auch Kants Philosophie eine sichere Leiterin in den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, ermüdet aber, an sich betrachtet, unsern Geist sehr bald, dahingegen die Philosophie der alten Classiker bei diesen wichtigen Gegenständen uns bloß einen dunkeln Schimmer, dafür aber um so mehr Unterhaltung für unsern Geist und die süße Hoffnung der gänzlichen Erleuchtung verschaft. Kants Philosophie muß so lange verkannt, ja sogar verschmähet werden, bis der Wahn verschwindet, daß die Philosophie selbst eine Beschäftigung für uns, und nicht bloße Gesetzgebung für unsre Handlungen seyn müsse.

Unter den Gedichten (IV — VII) ragt die Dichtkunst sehr hervor. Ein paar der schönsten Strophen wenden wir nächstens zum Motto an: Doch seßen wir gerne die letzte Ermahnung an die Dichter hier her:

O Dichter lehrt die Menge,
Verachtend Groll und Hohn,
Durch süßen Ammenton
Begeisternder Gesänge!
Bald flieht von Herz und Ohr
Des Ungefühles Nebel;
Der hoh' und niedre Pöbel
Vernimmt, und staunt empor.

Diesem schönen Liede und den beiden Liedern aus dem fünften Stück der Horen, Weihe der Schönheit und Sängerlohn, sind hier Compositionen von Reichardt beigefügt. Dichter und Componist gehen darinnen freundlich Hand in Hand.

Sängerlohn ist in der eignen Manier des Componisten, in welcher er vor mehreren Jahren seine kleine Sammlung: frohe Lieder für deutsche Männer herausgab, und nach welcher die ganze Melodie aus einem Unisono besteht, der keine weitere harmonische Begleitung zuläßt; sie steht hier auch im Baßschlüssel. Damals wurde dem Componisten nicht ohne Grund der Einwurf gemacht, daß diese Manier schwerlich eine große Mannichfaltigkeit in den Melodien gestatten würde und man fand in der kleinen Sammlung schon den Beweis für dieses Urtheil. Diese Melodie würde auch neben jenen weniger auf den Einwurf geführt haben; indeß hat sich der Componist auch einen Umfang von zwei Oktaven erlaubt die eben nicht viele Baßstimmen haben.

Traurig ist es daß der deutsche Sänger der Wahrheit seinem Chor in den Mund legen darf:

Das waren Griechen!
Wir Deutschen stechen
Am Neid! am Neid!
Gehaßt wird neue Trefflichkeit!

Inhalt des achten Stücks. I. Zufällige Ergießungen eines einsamen Denkers, in Briefen an vertraute Freunde. II. Ugolino und Ruggieri. Fortsetzung von Dantes Hölle. III. Ueber die Idee der Alten vom Schicksal. IV. Ueber griechische und gothische Baukunst.

Wer erkennt nicht in dem ersten Aufsatze den Mann der neuesten Offenbarungen? und bedauert nicht so viel Wahrheit in einzelnen Gedanken in ein so widerliches mystisches Gewebe verflochten zu finden? so viel schöne kräftige Sprache dem Dienste der sonderbarsten geistigen Buhlerei nach allen Seiten hin gewidmet zu sehen? — Der Eindruck der dem Anzeiger von diesem Aufsatze wurde, war ganz der, den er von dem sonderbaren Adersbacher Gebürg' in Böhmen empfing, wo hohe Fel-

sen von Sandstein in verworrenen Gruppen und einzelnen Felsstücken, großentheils als umgekehrte Kegel auf den Spitzen stehen und ehrwürdige Massen bald die Gestalt eines Mönchs bald eines alten Weibes annehmen. Ein lieblicher klarer Bach durchschlängelt diese genialisch verrückte Natur, ihm zu folgen muß man aber oft in dem Bache selbst waten. Überwindet man indeß die Wasserscheue, so gelangt man auf einen lieblich umschloßnen Rasenplatz, hold umwachsen von Bäumen und Sträuchern. Wie es ihm da an heißen Mittage, nach einem Gange durch all die Verworrenheiten wohl ward, so auch hier, nachdem er, von des armen, armseligen Ludwigs entblößtem Haupte aus und dem Glanze, der sich auf seiner Stirne unerwartet sehen ließ, nachdem die goldne Königskrone weggenommen war, durch dessen prophetische Repräsentanten Lear und Ödipus, durch Kleukers Glaubenstheorie und klugen Tolleranz und Intoleranz durch die »Quelle der Duldung Ruhe und des Muths« unsers eben so feinen als guten Verfassers durchgewatet war und an die köstliche Stelle gelangte, wo der V. sagt: »Das Gute und Wahre in jeder Verwandlung, welche sie auf Erden leiden, zu erkennen, und keins dieser Um- und Einbildungen für das wesentliche Wahre, und das wesentliche Gute selbst zu halten, weder zu glauben, daß sie gegenwärtig hier oder da leibhaftig vorhanden sind, noch zu hoffen, daß sie je auf dieser Welt leibhaftig da seyn werden; je aufhören werden Geist zu seyn, nie lauter Fleisch und Bein, das jeder greifen kann, um durch und durch Buchstabe zu werden: diese Weisheit und diesen Verstand — O daß wir einmal alle davon erfüllt seyn möchten! Aufmerksam auf den Geist jeder Zeit, würden wir dann ohne Erbitterung, die Zeiten nur mit jenem Geiste der Wahrheit und des Lebens zu vergleichen trachten, der in die Zeiten verhüllt, unwiderstehlich, die Zeiten regiert.«

Wie aber jener schöner Platz keinen eignen erwünschten Ausgang aufs freie Feld hatte, sondern nach lieblich genossener Stunde der verworrene Weg wieder zurückgenommen werden mußte, so auch hier. — Der V. schließt: »Kein Mensch hat Gott je gesehen; weder Ihn selbst noch Seine Handlungen. Unsre Bekanntschaft mit Ihm nennen wir Religion. Sie kann durch nichts äußerliches mit Wahrheit dargestellt werden. Dennoch kann sie gelehrt werden; der besseren Seele, durch die Bessere; nicht der Thierischen; nicht wie die mechanischen Künste dem, der auch ohne allen Geist der Erfindung ist, und nur Erwerb zur Absicht hat; sondern, wie die freie Kunst, dem allein, der Genie hat — dem Geisterseher.«

Es hält schwer sich einen solchen Mann als einen aufrichtigen Eiferer für positive geoffenbarte Religion zu denken; wenn man nicht in ihm selbst Genie zum Religionsstifter annehmen mag. Indeß hat der Reiz den die Schwierigkeit eines solchen Kunststücks hat, schon manchen trefflichen Menschen vom festen Boden aufs schwankende Seil gebracht.

Mit deutschen Mannes Scharfsinn wird im dritten Aufsatze der glücklich phantasirenden griechischen Menschenjugend eine Deutung nach Kantschen Begriffen untergelegt, welche die Fein-Ahndenden wohl ahnden konnten, — denn was ahndet das hohe Jugendleben des Griechen nicht! — gewiß aber von ihren dichterischsten Weisen und tiefsinnigsten Dichtern nicht deutlich gedacht wurde.

Der Vierte mit Einsicht und Witz geschriebene Aufsatz trägt die auffallende Hypothese vor, daß Gesetzgebung und Baukunst bei den Völkern immer Hand in Hand gehe und führt diese so weit aus, daß in den drei verschiedenen Säulenordnungen (die es eigentlich nach Sturm nur giebt) die drei Stände Bürger, Edler und Souverain gefunden werden. Gar nicht im ironischen Ton sondern ganz ernsthaft sagt der V. von den drei

Ständen: »der Bürger trägt, anspruchlos, um Stütze des Ganzen zu seyn, mit natürlicher Einfalt, dem einzigen Charakter, der seinem Stand geziemt; die männliche und weibliche Toscanische Ordnung. Der Edle (nicht einmal Adliche, sondern wirklich Edle) trägt auch seine Last: aber er sieht auch dabei auf seine eigne Verherrlichung. Die Dienste, die er dem Ganzen leistet, sollen in die Augen springen, und er trägt mit Anstand: die männliche und weibliche Jonische Ordnung. Endlich dient der Abglanz des Souverains ihm jene Ueberlegenheit über schwache Geister zu geben, die dessen schlichten Nutzen nicht einzusehen vermögen; er muß höher an Körper seyn, wenn er von ihnen für höher am Verstande gehalten werden soll, muß ihnen ein Spiel, eine Augenweide zur Schau stellen. Der Pöbel gafft und staunt hierüber, indeß der Einsichtsvollere in dem Souverain, nur in so fern er Staatsbürger ist, seine Größe bewundert: die männliche und weibliche Corinthische Ordnung.«

In Sturms Werken, die zu Anfange dieses Jahrhunderts erschienen, wäre diese Hypothese weniger auffallend gewesen, als in den Horen die dieses Jahrhundert rühmlich beschließen sollen. Herder, auf dessen im allgemeinen sehr wahren Ausspruch: »wie die Menschen denken und leben so bauen und wohnen sie,« diese Hypothese erbauet worden ist, ahndete gewiß nicht die specielle Deutung seiner Worte als er sie niederschrieb.

Von den vielen sehr richtigen Bemerkungen und Erläuterungen die dieser Aufsatz übrigens enthält, wollen wir nur folgende herſetzen:

»Es läßt sich zeigen, daß die Schönheit des Gebäudes, so wie aller Kunstwerke überhaupt, nur auf der Einheit des Begriffs beruhe, und die übrigen Dinge nur die Übersicht dieser Einheit erleichtern nicht sie selbst vergrößern.«

»Man nennt den im strengsten Sinne des Wortes einen Handwerker, dessen Erzeugnisse nur

zum Gebrauche eines bestimmten Individuums verfertigt werden, und die auch nur für dasselbe vollkommen passen. Schuster, Schneider sind im strengsten Verstande Handwerker: sie arbeiten für einen bestimmten Fuß, einen bestimmten Körper und ihre Arbeit paßt niemand anders genau, als dem Subjekt für das sie gemacht worden. Hingegen sind die Erzeugnisse des eigentlichen Künstlers für gar *niemand* bestimmt gemacht, müssen aber allen passen, die davon den Gebrauch machen, den man von Kunstsachen machen kann. Wer sie sieht, muß von ihrer Schönheit eingenommen werden, muß die Behaglichkeit dadurch empfinden, die der Anblick des Schönen gewährt, und muß es fühlen, daß des Künstlers Hand das für den äußern Sinn schuf, wovon der innere Sinn des Kenners schon *längst* belebt und erfüllt war.«

»Je mehr Menschen an dem Werke zu tadeln finden, je weniger man mit jedem besondern Theile *zufrieden* seyn kann, und je enger der Künstler *sich* auf eine besondere Classe von Menschen beschränkt, für die er arbeiten, denen er gefallen will, desto mehr sinkt derselbe zum Handwerker herab;« Gegenstände der Kunst können handwerksmäßig betrieben werden, wenn sie nur zu irgend einem bestimmten Gebrauche tauglich sind, aber übrigens keinem Menschen passen. Beispiele hier zu liefern die Schilder an den Gasthäusern u. s. w.

Dieser hohe Anspruch an den Künstler, daß *sein* Werk *allen* gefallen soll, ist freilich nur eine Idee. In diesen Verstande wird es nie einen Künstler gegeben haben, noch geben können: an Appelles Meisterstück fand ein Schuster etwas auszusetzen. Aber sie dient uns eben deshalb, wie jede Idee, als regulatives Princip. Der Künstler soll *streben* allen zu gefallen, gelänge ihm auch dies nie.«

Sehr lesenswerth ist die ganze weitere Ausführung dieser Betrachtungen.

Inhalt des neunten Stücks. I. Das

Reich der Schatten. II. Beiträge zur Geschichte der neuen bildenden Kunst. III. Auf die Geburt des Apollo. Nach den Griechischen. IV. Schwarzburg. V. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten. Fortsetzung. VI. Homer ein Günstling der Zeit. VII. Natur und Schule. VIII. Das verschleierte Bild zu Sais. IX. Von den nothwendigen Grenzen des Schönen besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten. X. Der philosophische Egoist. XI. Die Antike an einen Wanderer aus Norden. XII. Deutsche Treue. XIII. Weisheit und Klugheit. XIV. An einen Weltverbesserer. XV. Das Höchste. XVI. Ilias. XVII. Unsterblichkeit.

Der Zweite Aufsatz ist sicher von derselben Meisterhand die uns im zweiten Stücke der Horen die Ideen lieferte und unser damaliges Urtheil auch hier. Junge Künstler müssen sich diese Aufsätze abschreiben und in ihrem Taschenbuche tragen; wenn sie nicht nach Rom selbst gehen können an der Seite des gelehrten ächten Kunstkenners ein seliges Kunstleben zu genießen,

In dem sechsten Aufsatze werden folgende Materien abgehandelt, 1) Ist die Ilias und Odisee von demselben Dichter? 2) Der große Umfang der Dinge in Homers Gedichten. 3) Homer als Sänger betrachtet. 4) Villoison's Homer. Studium Homers in Italien. 5) Von der Wahrheit, Einfalt und Pracht der griechischen Bilder angewandt auf ihre schöne homerische Fortschreitung. 6) Vom Fortgange der griechischen Kunst aus Einem Styl in den Andern, auf Homer und die alten Sänger angewendet. 7) Von Verknüpfung der Gesänge im Homer. 8) Werth und Wirkung der homerischen Schule auf Griechenland. 9) Vom homerischen Gedankenkreise, 10) Verdienst Lykurgus, Solons und der Pisistratiden um Homer.

Wer

Wer Wolfs neueste Ausgabe des Homer kennt und die Einleitungen dazu mit Aufmerksamkeit und Streben nach deutlicher Erkenntniß gelesen hat, wird in diesem Aufsatze eben nichts neues finden, und ihn wird vielleicht nur der vierte Abschnitt interessiren, wo der V. von seinem Studium Homers in Italien spricht und durch einige treffliche Bemerkungen zeigt, daß er die dortigen herrlichen Kunstwerke mit innigem Gefühl genossen und mit Geist studiert und benutzt hat. Wolf hat sich selbst in einer besondern Anzeige gegen diesen Aufsatz fast zu stark und mißtrauisch auf das granum salis des Publikums erklärt. Der V. aber scheint sich die ihm dort gemachten Vorwürfe nur durch eine zwiefache, frühere und spätere Bearbeitung seines Gegenstandes und die verabsäumte Überarbeitung zu einer wohlharmonirenden Einheit zugezogen zu haben. Und hielte der Aufsatz nicht den Ton, als ob der V. nach und nach über den Homer dasjenige selbst entdeckt hätte, worin ihm Blackwell und Wood kein Genüge leisteten, so müßte jedem Unbefangenen Wolfs öffentliche Anklage sonderbar und völlig ungerecht vorkommen. Jener V. durfte ja nur sagen, daß er nichts weiter gewollt, als die Resultate der neuesten Forschungen mit eignen Gedanken durchflochten in ein größeres Publikum zu bringen; jedem dem daran gelegen sei die Resultate rein und mit ihren Gründen vor Augen zu haben, dem bliebe, ja Wolfs Werk. Dem gelehrten Forscher wäre alsdann nur zu bemerken geblieben: daß über einen Gegenstand dieser Art wohl mit weit größerem Aufwand von Beweisen aus dem Alterthume gesprochen werden sollte, als es einer deutschen Zeitschrift geziemt; und daß, wenn der Gegenstand einmal populär behandelt wurde auf Wolfs vielumfassende Abhandlungen für die Sache selbst und nicht bloß in Einer, und zwar einer sehr wenig bedeutenden Rücksicht verwiesen werden mußte.

Der Aufsatz hat übrigens durch diese in

die Augen fallende zweideutige Bearbeitung ein schiefes, unklares Wesen bekommen, und es ist gar nicht leicht seine Tendenz zu errathen. Bis gegen die Mitte scheint es, als heiße Homer dem V. ein Günstling der Zeit so fern er, nach Wolfs Forschungen, als aus verschiedenen, sogar ganze Menschenalter, jüngern Gesängen mehr entstanden als zu künstlichen Epopäen angelegt erscheint. Unverkennbar sind darin mehrere höchst auffallende Zusammentreffungen mit jenem lateinischen Meisterwerke; besonders gleich §. 1. die so ganz unvorbereitete Behauptung daß die Odyssee einen andern Verfasser habe als die Iliade, wovon in den Prolegg. kürzer und in der Vorrede zum zweiten Bande von S. 14 — 16. in einem zwar bescheidenen aber doch bestimmten Tone gehandelt wird: vergl. Prolegg. S. 158. Eben so giebt das was S. 59 u. f. vorkommt fast nur einen Auszug aus Prolegg. §. III. XXII. vergl. XXV. u. f. w.

Gleichwohl dreht sich nachher das Räsonnement wenn wir des Verf. Worte recht verstehen, dahin, daß wahrscheinlich werden soll: Homer habe ältere Sagen benutzt und selbst den Gesängen seiner Vorgänger Umriß und Form gegeben; die Einheit seiner Haupthandlung sei sogar Hülfe für sein Gedächtniß gewesen; die Textur der Gesänge sei aus Einem Knoten und Einem Geist und Ton und bleibe unverkennbar. Hier scheint der V. also der gewöhnlichen Meinung beizupflichten. Wie sich das aber mit andern Vorstellungen in demselben Aufsatze reime, vermögen wir nicht einzusehen.

Doch wir vergessen über die Wichtigkeit des Gegenstandes die Eingeschränktheit unsers Raums. Mit allen, denen die Ehre der deutschen Litteratur am Herzen liegt, hoffen wir daß dieser Aufsatz und Wolfs Erklärung weiter keine litterarische Fehde zur Folge haben wird und wünschten lieber beide ächte Verehrer Homers in dem Capitolinischen

und Vaticanischen Museum Hand in Hand unter den Heroen der Vorzeiten herumwandeln als in Intelligenzblättern gegen einander angehen zu sehen.

Aus dem neunten Aufsatze — welcher die wissentschaftliche, populäre und schöne Diction und ihre rechtmäßige Anwendung mit gründlicher Einsicht, Geschmack und Gefühl abhandelt — können wir uns nicht enthalten unsern Lesern einige treffliche Stellen vorzulegen.

Nachdem der V. gezeigt hat daß es etwas unmögliches verlangen hieße, wenn ein Werk, daß den Denker anstrengt, zugleich dem bloßen Schöngeist zum leichten Spiele dienen sollte; sagt er:

»Aus diesem Grunde halte ich es für schädlich, wenn für den Unterricht der Jugend Schriften gewählt werden, worin wissenschaftliche Materien in schöne Form eingekleidet sind. Ich rede hier ganz und gar nicht von solchen Schriften, wo der Inhalt der Form aufgeopfert worden ist, sondern von wirklich vortrefflichen Schriften, die die schärfste Sachprobe aushalten, aber diese Probe in ihrer Form nicht enthalten. Es ist wahr, man erreicht mit solchen Schriften den Zweck, gelesen zu werden, aber immer auf Unkosten des wichtigern Zweckes, warum man gelesen werden will. Der Verstand wird bei dieser Lektüre, immer nur in seiner Zusammenstimmung mit der Einbildungskraft geübt, und lernt also nie die Form von dem Stoffe scheiden, und als ein reines Vermögen handeln. Und doch ist schon die bloße Übung des Verstandes ein Hauptmoment bei dem Jugendunterricht, und an dem Denken selbst liegt in den meisten Fällen mehr, als an dem Gedanken. Wenn man haben will, daß ein Geschäft gut besorgt werde, so mag man sich ja hüten, es als ein Spiel anzukündigen. Vielmehr muß der Geist schon durch die Form der Behandlung in Spannung gesetzt und mit einer gewissen Gewalt von der Passivität zur Thätigkeit fortgestoßen werden. Der Lehrer soll seinem Schüler die strenge Gesetzmäßigkeit der

Methode keineswegs verbergen, sondern ihn vielmehr darauf aufmerksam und wo möglich darnach begierig machen. Der Studirende soll lernen, einen Zweck verfolgen und um des Zwecks willen auch ein beschwerliches Mittel sich gefallen lassen. Frühe schon soll er nach der edlern Lust streben, welche der Preiß der Anstrengung ist.«

Wer nur einigermaßen die für den ächt deutschen Geist verderblichen Folgen der Gallo-agglomanie beachtet hat, mit welcher einige Genie's unter den Pedanten in den letzten zwanzig Jahren Philantropie trieben; der wird dieser scharfsinnigen Bemerkung gewiß beipflichten.

Eben so richtig scheint uns auch folgende zu seyn. »Es ist bedenklich dem Geschmack seine völlige Ausbildung zu geben, ehe man den Verstand als reine Denkkraft geübt und den Kopf mit Begriffen bereichert hat. Denn da der Geschmack nur immer auf die Behandlung und nicht auf die Sache sieht, so verliert sich da, wo er der alleinige Richter ist, aller Sachunterschied der Dinge. Man wird gleichgültig gegen die Realität und sezt endlich allen Werth in die Form und in die Erscheinung. Daher der Geist der Oberflächlichkeit und Frivolität, den man sehr oft bei solchen Ständen und in solchen Zirkeln herrschen sieht, die sich sonst nicht mit Unrecht der höchsten Verfeinerung rühmen. Einen jungen Menschen in diese Zirkel der Grazien einzuführen; ehe die Musen ihn als mündig entlassen haben, muß ihm nothwendig verderblich werden, und es kann gar nicht fehlen, daß eben das, was dem reifen Jüngling die äußere Vollendung giebt, den unreifen zum Gecken macht.«

Vortrefflich schließt der Aufsatz mit folgenden Bemerkungen.

»Das Schöne thut seine Wirkung schon bei der bloßen Betrachtung, das Wahre will Studium. Wer also bloß seinen Schönheitssinn übte, der begnüge sich auch da, wo schlechterdings Studium

nöthig ist, mit der superfiziellen Betrachtung und will auch da bloß verständig spielen, wo Anstrengung und Ernst erfordert wird. Durch die bloße Betrachtung wird aber nie etwas gewonnen. Wer etwas Großes leisten will, muß tief eindringen, scharf unterscheiden, vielseitig verbinden und standhaft beharren. Selbst der Künstler und Dichter, obgleich beide nur für das Wohlgefallen bei der Betrachtung arbeiten, können nur durch ein anstrengendes und nichts weniger als reizendes Studium dahin gelangen, daß ihre Werke uns spielend ergötzen.«

»Dieses scheint mir auch der untrüglichste Probierstein zu seyn, woran man den bloßen Dilettanten von dem wahrhaften Kunstgenie unterscheiden kann. Der verführerische Reiz des Großen und Schönen; das Feuer womit es die jugendliche Imagination entzündet und den Anschein von Leichtigkeit, womit es die Sinne täuscht, haben schon manchen Unerfahrnen beredet, Palette oder Leyer zu ergreifen und auszugießen in Gestalten oder Tönen was in ihm lebendig wurde. In seinen Kopfarbeiten dunkle Ideen, wie eine werdende Welt, die ihn glauben machen, daß er begeistert sey. Er nimmt das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kräftige, das Unbestimmte für das Unendliche, das Sinnlose für das Übersinnliche — und wie gefällt er sich nicht in seiner Geburt. Aber des Kenners Urtheil will dieses Zeugniß der warmen Selbstliebe nicht bestätigen. Mit ungefälliger Kritik zerstört er das Gaukelwerk der schwärmenden Einbildungskraft und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wissenschaft und Erfahrung hinunter, wo, jedem Ungeweihten, verborgen, der Quell aller wahren Schönheit entspringt. Schlummert nun ächte Genieskraft in dem fragenden Jüngling, so wird zwar anfangs seine Bescheidenheit stutzen, aber der Muth des wahren Talents wird ihn bald zu Versuchen ermuntern. Er studiert, wenn die Natur ihn zum plastischen Künst-

ler ausstattete, den menschlichen Bau unter dem Messer des Anatomikers, steigt in die unterste Tiefe um auf der Oberfläche wahr zu seyn, und frägt bei der ganzen Gattung herum, um dem Individuum sein Recht zu erweisen. Er behorcht, wenn er zum Dichter gebohren ist, die Menschheit in seiner eigenen Brust, um ihr unendlich wechselndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verstehen, unterwirft die üppige Phantasie der Disciplin des Geschmackes und läßt den nüchternen Verstand die Ufer ausmessen, zwischen welchen der Strom der Begeisterung brausen soll. Ihm ist es wohl bekannt, daß nur aus dem unscheinbar Kleinen das Große erwächst, und Sandkorn für Sandkorn trägt er das Wundergebäude zusammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt schwindelnd faßt. Hat ihn hingegen die Natur bloß zum Dilettanten gestempelt, so erkältet die Schwierigkeit seinen kraftlosen Eifer und er verläßt entweder, wenn er bescheiden ist, eine Bahn, die ihm Selbstbetrug anwies, oder wenn er es nicht ist, verkleinert er das große Ideal nach dem kleinen Durchmesser seiner Fähigkeit, weil er nicht im Stande ist, seine Fähigkeit nach dem großen Maaßstab des Ideals zu erweitern. Das ächte Kunstgenie ist also immer daran zu erkennen, daß es bei dem glühendsten Gefühl für das Ganze, Kälte und ausdauernde Geduld für das Einzelne behält, und, um der Vollkommenheit keinen Abbruch zu thun, lieber den Genuß der Vollendung aufopfert. Dem bloßen Liebhaber verleidet die Mühseligkeit des Mittels den Zweck, und er möchte es gern beim Hervorbringen so bequem, als bei der Betrachtung.«

Unter den Gedichten, welche die übrigen Nummern dieses Stückes erfüllen interessirt das I. durch sein malerisches Helldunkel und IV. durch einige vortreffliche Naturschilderungen. Vorzüglich schön ist folgendes Nachtgemälde:

Der Schimmer stiebt, die Sterne blicken nieder,
Der Nachtwind weht mit thauigtem Gefieder,
Und tiefe Ruhe wohnt im Fichtenhayn:
Verworren quellen nun aus leichten Schatten
Der Bäume Formen weich hervor, und gatten
Sich lieblicher im bleichen Mondenschein.

der tiefgefühlten Wahrheit wegen setzen wir auch noch gern folgende Strophen aus dem schönen Gedicht her:

O du Natur! Wie strebt in deinem Reiche,
Voll ew'ger Harmonie der Grashalm und die Eiche
In ihrer Kraft mit gleichem Recht empor.
Und alles lebt und wirkt mit fröhlichem Beginnen,
Und aus der Freiheit Götterschale rinnen,
Glückseligkeit und Ruhe mild hervor!

Und der Mensch von außen und von innen,
Bestürmt, geengt, wünscht mit entflammten Sinnen,
Was ihn aus deinem stillen Kreise zieht,
Und giebt des Herzens süße Trunkenheiten,
Des Selbstgefühls, der Freiheit Seligkeiten,
Für ein erkünstelt Glück, das bald ihn flieht!

Unter den letzten sieben Gedichten die die Hand des Meisters und mehr noch den Geist des Meisters verrathen, hat uns folgendes vorzüglich gefallen.

Willst du Freund die erhabensten Höhn der Weisheit erfliegen,
Wag es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
Die Kurzsichtige sieht nur das Ufer, von welchem Du scheidest,
Jenes nicht, wo dereinst landet Dein muthiger Flug.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

Es ist in dem ersten Stück dieser Zeitschrift versprochen worden, den Inhalt eines jeden Monats der wichtigsten deutschen Journale jedesmal kurz anzuzeigen, und zu würdigen. Es versteht sich von selbst, daß die Herausgeber eines solchen Versprechens durch dessen zweckmäßige Erfüllung die gegenwärtige Zeitschrift nothwendig ein besondres Interesse erhalten muß, nicht uneingedenk seyn werden. Da aber die meisten deutschen Journale so eingerichtet sind, daß erst am Ende, und oft erst lange nach Ablauf eines Monats das diesem Monat correspondirende Stück derselben erscheint (so daß z. B. jetzt, im Anfang des Februars, von dem deutschen Merkur, der Berliner Monatsschrift, den Posseltschen Annalen, den Horen und sehr vielen andern das Januar-Stück noch nicht existirt) so bleibt die Eröfnung dieser wichtigen Rubrik dem nächstfolgenden Heft unsrer Zeitschrift vorbehalten. Wenn der Anfang einmal gemacht seyn wird, soll sie sich in diesem Punkte stets der größten Regelmäßigkeit und Vollständigkeit befleißigen.

VII.

Göthe.

Ein Fragment, v. A. W. Schlegel.

Der Charakter der aesthetischen Bildung unsres Zeitalters und unsrer Nazion verräth sich selbst durch ein merkwürdiges und großes Symptom. Göthens Poesie ist die Morgenröthe ächter Kunst und reiner Schönheit. — Die sinnliche Stärke, welche ein Zeitalter, ein Volk mit sich fortreißt, war der kleinste Vorzug, mit dem schon der Jüngling auftrat. Der philosophische Gehalt, die charakteristische Wahrheit seiner spätern Werke durfte mit dem unerschöpflichen Reichthum des Shakespear verglichen werden. Ja wenn der Faust vollendet wäre, so würde er wahrscheinlich den Hamlet, das Meisterstück des Engländes, mit welchem er gleichen Zweck zu haben scheint, weit übertreffen. Was dort nur Schicksal, Begebenheit — Schwäche ist, das ist hier Gemüth, Handlung — Kraft. Hamlets Stimmung und Richtung nemlich ist ein Resultat seiner äußern Lage; Fausts ähnliche Richtung ursprünglicher Charakter. — Die Vielseitigkeit des darstellenden Vermögens dieses Dichters ist so grenzenlos, daß man ihn Proteus

unter den Künstlern nennen und diesem Meergotte gleich stellen könnte, von dem es heißt:

»Erstlich ward er ein Leu mit fürchterlich wallender Mähne,«
»Roß dann als Wasser dahin und rauscht' als Baum in den Wolken;«

Man kann daher den mystischen Ausdruck der richtigen Wahrnehmung allenfalls verzeihen, wenn einige Liebhaber ihm eine gewisse poetische Allmacht beilegen, welcher nichts unmöglich sei; und sich in scharfsinnigen Abhandlungen über seine Einzigkeit erschöpfen.

Mir scheint es, daß dieser raffinirte Mysticismus den richtigen Gesichtspunkt verfehle, daß man Göthen sehr Unrecht thue, wenn man ihn auf diese Weise in einen deutschen Shakespear metamorphosirt. In der charakteristischen Poesie würde der manierirte Engländer vielleicht doch den Vorzug behaupten. Das Ziel des Deutschen ist aber das Objektive. Das Schöne ist der wahre Maasstab, seine liebenswürdige Dichtung zu würdigen. — Was kann reizender sein als die leichte Fröhligkeit, die ruhige Heiterkeit seiner Stimmung? Die reine Bestimmtheit, die zarte Weichheit seiner Umrisse? Hier ist nicht blos Kraft, sondern auch Ebenmaas, und Gleichgewicht! Die Grazien selbst ver-

riethen ihrem Liebling das Geheimniß einer schönen Stellung. Durch einen wohlthätigen Wechsel von Ruhe und Bewegung weiß er das reizendste Leben über das Ganze gleichmäßig zu verbreiten, und in einfachen Massen ordnet sich die freie Fülle von selbst zu einer leichten Einheit.

Er steht in der Mitte zwischen dem Interessanten und dem Schönen, zwischen dem Manierirten und dem Objektiven. Es darf uns daher nicht befremden, daß in einigen wenigen Werken seine eigne Individualität noch zu laut wird, daß er in vielen andern sich nach Laune metamorphosirt und fremde Manier annimmt. Dies sind gleichsam übrig gebliebene Erinnerungen an die Epoche des Charakteristischen und Individuellen. Und doch weiß er, so weit dies möglich ist, selbst in die Manier eine Art von Objectivität zu bringen. So gefällt er sich auch zu Zeiten in geringfügigem Stoff, der hie und da so dünne und gleichgültig wird, als gienge er ernstlich damit um — wie es ein leeres Denken ohne Inhalt giebt, — ganz reine Gedichte ohne allen Stoff hervorzubringen. In diesen Werken ist der Trieb des Schönen gleichsam müßig; sie sind ein reines Produkt des Darstellungstriebes allein. Fast könnte es scheinen, als ob die Objectivität seiner Kunst nicht angeboren

Gabe allein, sondern auch Frucht der Bildung; die Schönheit seiner Werke hingegen eine unwillkührliche Zugabe seiner ursprünglichen Natur. Er ist im Fröhlichen wie im Rührenden immer reizend, so oft er will schön, seltner erhaben. Seine rührende Kraft streift hie und da aus ungestümer Heftigkeit ans Bittre oder Empörende, oder aus mildernder Schwächung ans Matte. Gewöhnlich aber ist hinreissende Kraft mit weiser Schonung aufs glücklichste vereinigt. — Wo er ganz frei von Manier ist, da ist seine Darstellung wie die ruhige und heitre Ansicht eines höhern Geistes, der keine Schwäche theilt, und durch kein Leiden gestört wird, sondern die reine Kraft allein ergreift und für die Ewigkeit hinstellt. Wo er ganz er selbst ist, da ist der Geist seiner reizenden Dichtung liebliche Fülle und hinreißende Anmuth. *)

*) Dieses schöne Fragment mag unsern Lesern einen kleinen Vorschmack von einer vortrefflichen kritischen Schrift geben, welche von dem obengenannten Verfasser zu Ostern bei Michaelis in Neustrehlitz erscheint. In dem künftigen Stück hoffen wir unsern Lesern mehr davon zu sagen. So auch von einigen andern trefflichen Werken die nächstens erscheinen werden, von einem wichtigen juristischen Werke von

Klein, einer Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts von Sprengel, von einem großen Werke, über die Geschichte der europäischen Staaten von Woltmann, von einer ächt deutschen Liedersammlung welche unser Reichard unter dem Titel, Lieder geselliger Freude, zu Ostern bei Gerhard Fleischer in Leipzig herausgiebt und von einer sehr schönen Ausgabe, welche eben dieser Verleger von den sämtlichen Werken des liebenswürdigen Dichters Florian mit Didotschen Lettern bei Unger französisch drucken läßt. u. v. a. m.

A. d. H.

VIII.

Neue deutsche Werke.

Zum ewigen Frieden. Ein Philosophischer Entwurf von Immanuel Kant. Königsberg bei Friedrich Nicolovius 1795. (Kl. 8. 104. S. 8 Gr.)

Diese wegen ihres tiefsinnigen Inhalts und wegen ihrer lebendigen und kraftvollen Schreibart gleich merkwürdige Schrift unsers großen Lehrers und Meisters, ist ganz dazu gemacht, die Besorgnisse und Zweifel zu heben, welche einige der letztern Aufsätze des großen Mannes in Ansehung seiner Denkungsart über einige der interessantesten Punkte der praktischen Philosophie erregt hatten. Hier erklärt er sich mit einer Bestimmtheit, mit einer Freimüthigkeit, mit einer Stärke, die keinem Zweifel mehr Raum läßt: hier zeigt sich sein tiefer Geist in das reizende Gewand der wärmsten, der jugendlichsten Philantropie gekleidet. Aus seinem hohen Standpunkte, der die Menschheit und alles was menschlich ist, beherrscht, wirft der Lichtverbreiter seine Strahlen bis in die entferntesten Regionen, um desto sichrer die nähern zu beleuchten, und kehrt sich nicht daran, wenn diese Strahlen hier ein Werk der Finsterniß erhellen, oder dort ein Blendlicht verdunkeln — — Ein förmlicher Auszug aus diesem wichtigem Buche wäre bei dem geringen Umfange desselben überflüßig: und, da es kurz nach seiner Erscheinung ins Französische übersetzt, und auch in Frankreich mit Bewunderung aufgenommen worden ist, so wird es sich höchst wahrscheinlich bald in den Händen der gebildeten Menschen aller Europäischen Länder befinden. Wir halten es nur hauptsächlich deshalb für nöthig, die Aufmerksamkeit des Publikums auf dies vortreffliche Produkt zu richten, weil von einer Seite die (hier

unnütze) Furcht vor einer zu tiefen und dunkeln Spekulation, von der andern Seite die irrige Meinung, es enthalte nur das, was St. Pierre und Rousseau schon gesagt hätten, manchen davon zurückschrecken könnte, der es sonst mit großem Gewinn lesen und fassen würde.

Folgendes mag zu einer gedrängten Uebersicht des Inhalts dienen. Erster Abschnitt. Die Präliminar-Artikel zum ewigen Frieden. 1. »Es soll kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffs zu einem künftigen Kriege gemacht worden.« 2. »Es soll kein für sich bestehender Staat von einem andern durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können.« 3. »Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören.« 4. »Es sollen keine Staatsschulden in Beziehung auf äußere Händel gemacht werden.« 5. »Kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines andern Staats gewaltthätig einmischen.« 6. »Es soll sich kein Staat im Kriege solche Feindseligkeiten erlauben, welche das wechselseitige Zutrauen im künftigen Frieden unmöglich machen, als da sind, Anstellung der Meuchelmörder, Giftmischer, Brechung der Capitulation, Anstiftung des Verraths in dem bekriegten Staat u. s. f.

Zweiter Abschnitt. Definitiv-Artikel zum ewigen Frieden. 1. »Die bürgerliche Verfassung in jedem Staat soll republikanisch seyn.« — Diese wichtige Formel wird folgendergestalt näher bestimmt: Wenn man bloß auf den Unterschied der Personen, die einen Staat regieren Rücksicht nimmt, so ergiebt sich die Form der Beherrschung (forma imperii) die schlechterdings nur eine dreifache seyn kann, Alleinherrschaft (Autokratie) Herrschaft Mehrerer (Aristokratie) Herrschaft Aller (Demokratie). Ganz ein andres aber ist die Eintheilung der Staatsverfassungen in Rücksicht auf die Art der Regierung (forma regiminis) diese ist allemal

mal (wie auch die Form der Beherrschung beschaffen sey) entweder republikanisch oder despotisch. Der Republikanism ist das Staats-Princip der Absonderung der ausübenden Gewalt von der gesetzgebenden. Der Despotism das der eigenmächtigen Vollziehung von Gesetzen, welche der Regent selbst gegeben hat. Demokratie kann nicht nur eben so gut Despotismus seyn, als Monarchie: sondern, was noch mehr ist: eigentliche Demokratie ist nothwendig Despotismus. Der wesentliche Charakter der Republik ist die Repräsentation des Volks in seiner gesetzgebenden Qualität: alle Regierungsform, die nicht repräsentativ ist, ist eigentlich eine Unform u. s. w. 2. »Das Völker-Recht muß auf einen Föderalism freier Staaten gegründet seyn.« Der Friedens-Bund (foedus pacificum) der diese Maxime fordert, ist von einem Friedens-Vertrage (pacto pacis) darin unterschieden, daß dieser bloß einen Krieg jener aber alle Kriege auf immer zu endigen sucht. »Für Staaten im Verhältnisse unter einander kann es nach der Vernunft keine andere Art geben, aus dem gesetzlosen Zustande, der lauter Krieg enthält, zu kommen, als daß sie, eben so wie einzelne Menschen ihre wilde (gesetzlose) Freiheit aufgeben, sich zu öffentlichen Zwangs-Gesetzen bequemen, und so einen Völker-Staat bilden.« 3. »Das Weltbürger-Recht soll auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt seyn.« Es ist hier nicht von derjenigen Hospitalität, welche die Menschlichkeit und das allgemeine Wohlwollen empfiehlt, sondern von der die Rede, auf welche jeder Erdbewohner ein Recht hat; »das Recht« nehmlich »seiner Ankunft auf *einem* fremden Boden, wegen nicht feindselig behandelt zu werden.« In welchem Grade die diesem Recht correspondirende Pflicht, besonders von den handeltreibenden Nationen in allen ihren Außer-Europäischen Etablissements übertreten worden ist,

und welche Folgen dies für die Vermehrung und Verewigung der Kriege gehabt hat, weiß Jeder, der die neuere Geschichte kennt

Auf diesen zweiten Abschnitt folgt ein Zusatz unter dem Titel: Von der Garantie des ewigen Friedens. In diesem Capitel wird gezeigt, was die Natur, oder die Welt-Regierung (unabhängig von den ins menschliche Herz gelegten sittlichen Triebfedern zum Frieden) für die Entstehung und Aufrechthaltung eines gesetzlichen Zustandes in allen menschlichen Verhältnissen gethan hat, indem sie durch dringende Bedürfnisse aller Art, und selbst durch das Elend welches der Krieg oder im Naturstande unvermeidlich ist herbeiführt, zuerst die einzelnen Menschen in eine Staatsverbindung drängte, dann die verschiednen Staaten mit der Idee eines Völker-Rechts immer vertrauter macht, und endlich durch den Handelsgeist alle Nationen nach und nach in eine weltbürgerliche Vereinigung zieht.

Der Anhang besteht aus folgenden zwei Abschnitten. I. Über die Mißhelligkeit zwischen der Moral und Politik in Absicht auf den ewigen Frieden. Es kann und darf eigentlich gar keinen Streit zwischen der Politik und der Moral geben: denn die Moral redet allenthalben zuerst, und weicht nicht ein Haar breit aus ihrem unverletzlichem Gebiet. »Zur Auflösung des Problems der Staats-Klugheit,« heißt es in dieser vortrefflichen Abhandlung, »wird viel Kenntniß der Natur erfordert, um ihren Mechanism zu dem vorgesetzten Zweck zu benutzen, und doch ist alle diese ungewiß in Ansehung ihres Resultats den ewigen Frieden betreffend; — — — dagegen drängt sich die Auflösung des Problems der Staats-Weisheit so zu sagen, von selbst auf, ist Jedermann einleuchtend, macht alle Künstelei zu Schanden, und führt dabei gerade zum Zweck, doch mit der Erinnerung der Klugheit, ihn nicht übereilter Weise mit Gewalt herbei zu ziehen.

sondern sich ihm nach Beschaffenheit der Umstände unabläßig zu nähern. Da heißt es dann: Trachtet allererst nach dem Reiche der reinen praktischen Vernunft, und nach seiner Gerechtigkeit, so wird Euch Euer Zweck (die Wohlthat des ewigen Friedens) von selbst zufallen u. s. f.« II. Von der Einhelligkeit der Politik mit der Moral nach dem transscendentalen Begriffe des öffentlichen Rechts. — Jeder Rechts-Anspruch hat die Fähigkeit der Publizität, und wenn man von allem Inhalt desselben gänzlich abstrahirt, muß doch immer noch die Form der Publizität daran übrig bleiben. Man kann daher folgenden Satz als den Probirstein des öffentlichen Rechts ansehen: »Jede auf das Recht andrer Menschen bezogne Handlung deren Maxime sich nicht mit der Publizität verträgt, ist unrecht.« Dies Prinzip ist indessen nur ein negatives: denn nicht alle Maximen, welche Publizität vertragen, sind darum auch gerecht; (so wie z. B. der welcher große Macht besitzt, oft auch offenbar ungerechte Maximen kund thun darf). Ein affirmatives Prinzip des öffentlichen Rechts würde folgende Formel seyn: »Alle Maximen, die der Publizität bedürfen (um ihren Zweck nicht zu verfehlen) stimmen mit Recht und Politik vereinigt zusammen.«

So ist der Haupt-Gang der Ideen in dieser überaus merkwürdigen Schrift beschaffen. Alles was die Ausführung leistet, hier auch nur kurz zu berühren wäre unmöglich. Der Vortrag des großen Mannes in welchem ein Original-Genie vom ersten Range sich mit einem bewundernswürdigen Reichthum von Kenntnissen und Gedächtniß-Schätzen aller Art gattet, ist eine unversiegbare Quelle der köstlichsten und mannichfaltigsten Belehrung. Die wichtigen Neben-Ideen, die fruchtbaren Berichtigungen so mancher wesentlichen Punkte des Staats-Rechts, die feinen, launigten, oft in Swiftischen Geiste erzeugten Bemerkungen und Züch-

tigungen, welche uns allenthalben, sowohl im Text als den Noten begegnen — alles trägt das Gepräge des außerordentlichen Kopfes, dessen Name dereinst eine von den Bezeichnungs-Formeln des achtzehnten Jahrhunderts hergeben wird! Möge er noch lange zum Trost und zum Heil seiner Zeitgenossen in seiner glorreichen Laufbahn fortgehen! Möge sein ehrenvolles Alter in ungestörten Frieden den einzigen seiner würdigen Lohn genießen auf den er sich durch seine unsterblichen Verdienste um das menschliche Geschlecht schon längst die entschiedensten Ansprüche erwarb!

IX.

Tonkunst.

La Clemenza di Tito. Opera seria del Sign. W. A. Mozart aggiustata per il Piano Forte di A. E. Müller. In Hamburgo presso Günther et Böhme.

Wenn der Künstler, dem die Kunst am Herzen liegt, das Werk eines Meisters in die Hand nimmt, dessen Name die größte Erwartung erregt, so kann es unmöglich zu seiner Befriedigung hinlänglich seyn, daß ein solches Werk einzelne Theile enthält, die ihres Meisters würdig sind, oder solche, die in einem andern Styl und Charakter als dem Ganzen des Werks zukömmt, angenehm bearbeitet sind. Dieses mag hinreichen ein gemischtes leichtsinniges Publikum das nur auf einige Stunden angenehm unterhalten seyn will und das selbst keinen festen reinen Geschmack hat und den großen Unterschied der verschiedenen genres nicht kennt, vorübergehend zu belustigen. Diesem ist auch Neuheit und Abwechselung alles, und ein großes Werk, daß eine angestrengte dauernde Aufmerksamkeit erfordert und beschäftigt, setzt ein solches Publikum nur in die Verlegenheit entweder etwas scheinen zu müssen, was seine Sache nicht ist, oder sich bloß zu geben und seinen Leichtsinn und ungebildeten Geschmack an den Tag zu legen. Auch ist ein solches Publikum schon zufrieden wenn es nur gewisse Lieblingsformen in dem neuen Werk wiederfindet, und weit gefehlt Originalität und selbstgedachte Bearbeitung in dem Werke ihres Landsmannes zu suchen, ist sehr oft — besonders beim deutschen Publikum — der kleine Umstand, daß der Künstler ausländische beliebte Formen glücklich nachgeahmt hat, allein schon hinlänglich ihm den Beifall seiner Zuhörer zu sichern.

So aber nicht der wahre Künstler, dem die Kunst über alles gilt und der weder ausländische

noch inländische Götzen kennt und gelten läßt: Wenn der in den Werken eines Mannes von Mozarts Genie sklavische Nachahmung italienischer conventioneller Formen findet (wie hier fast durch die ganze Oper und höchst anstößig besonders in dem Rondo: Deh per questo istante solo) nachlässige, oft widersinnige Behandlung der Worte (wie S. 7. 10. 12. 17. 100. u. a. w.) Einseitigkeit des Ausdrucks, fast überall nur Heftigkeit in den starken Leidenschaften, ohne weitre Rücksicht auf das Wesen ihrer innern Natur, Vermischung der entgegengesetztesten Charaktere und Style; nachläßige und leichte Behandlung der Harmonie (wie die häufigen Nachahmungen im Unisono und die Bearbeitung der Chöre durchaus, die eigentlich nur vierstimmige Leiter sind); aufgenommene bizarre Sängermanieren und Verrückungen (wie S. 13. auf aletta) — dann kann ihm Eine meisterhafte Scene (wie die am Ende des ersten Akts es wirklich ist) nicht blind und gefühllos für die Mängel und Schwächen des übrigen Werks machen; vielmehr wird ihm alles Heterogene, Kleinliche und unzeitig Komische, was neben jener großen Scene steht, doppelt anstößig und widrig (Man sehe das Duettino S. 16. wenn es auch gleich das Glück der Damen nach der Mode machen sollte, das Terzetto S. 67, die kleine Baßarie S. 81, die keine Baßarie ist, das Tempo di Minuetto u. s. w.

Wie schön auch einzelne Sätze und Stellen in dieser Oper befunden werden mögen, so ist doch dieses Werk unsers mit Recht verehrten Landsmannes ein neuer Beweis, daß er ein weit größerer Instrumentalcomponist als Singecomponist, ja meistens auch in seinen Compositionen für den Gesang nur Instrumentalkomponist war, und sehr oft die Worte nur angenehmen und glücklichen Instrumentalsätzen unterlegte.

Auch ist diese Oper, als große Oper betrachtet, an Werth gar nicht mit den Operetten desselben Meisters zu vergleichen; Don Juan, Figaro

und selbst die leicht hingeworfne Musik zur Zauberflöte sind in ihrer Art weit mehr werth. Außer der jedes edle deutsche Künstlerherz beleidigenden buchstäblichen Nachahmung der alltäglichsten italienischen Schreibart, bis auf die zum Ekel wiederholten Schlußsaamen, die nur zu rufen scheinen: Händezusammen., ist in dieser Oper — wenn man die vortreffliche Symphonie und die letzte Scene des ersten Akts ausnimmt — selbst in der Instrumentalparthie wenig Erfindung und großer Effekt, ja sogar hie und da auch in dieser Parthie, in welcher Mozart sonst so reich und die Italiener so arm zu seyn pflegen, blinde Nachahmung der Italiener wie S. 93 u. s. w.

Was auch nun aber heißer Kunsteifer hier gerad' und frei ausgesprochen hat, so ist darum dieses Werk, besonders für das Publikum, das es auf dem Theater gesehen hat und manche angenehme Rückerinnerung dabei haben wird, der öffentlichen Bekanntmachung doch gewiß würdiger als viele andre Werke gleichberühmter ausländischer Meister und Hr. Müller verdient Dank für den sehr guten Clavierauszug, der den Meister im Clavier verräth und der vielleicht nur hie und da zu voll ist, wodurch oft auch Verdoppelungen gehäuft worden sind, die in einem großen Orchester bei weiser Vertheilung unter vielen Instrumenten von ganz verschiedenem Charakter effektuirend sein können, ohne eben das Ohr zu beleidigen, auf einem und demselben Instrumente aber, nah bei einander liegend, für das Ohr hart und widrig sind.

In den etwas ungleichen, hie und da undeutlichen Stich haben sich auch einige unangenehme Druckfehler eingeschlichen wie S. 93, statt h mit dem Vorschlag cis, steht a mit dem Vorschlag h in der Singstimme, und in den Worten steht statt duolo, dolor, das um so schlimmer ist, da es von deutschen Zungen gewiß oft so gesungen werden wird, weil es den Anschein Rechtens hat, da doch die Länge und Kürze in den beiden Worten

sich völlig umgekehrt verhält. Kleinere Druckfehler von fehlenden Pausen, Viertelnoten statt Achtelnoten u. d. gl. nicht zu gedenken.

Daß man die Recitative, bis auf zwei mit Orchesterbegleitung bearbeitete Recitative weggelassen hat, läßt vermuthen, daß dieser für einen ächten deutschen Singercomponisten so wichtige Theil einer großen Oper auch wohl nur nach der gewöhnlichen nachläßigen Weise der Italiener behandelt worden ist. Billig aber hätte es der Titel doch besagen sollen, daß der Clavierauszug nur die Gesänge aus der Oper enthält.

Das Unterlegen des deutschen Textes hat sich der Uebersetzer sehr leicht gemacht, indem er nicht einmal das italienische Sylbenmaaß genau beibehalten und dadurch den Verfertiger des Clavierauszuges genöthigt hat, hie und da Auftakte und Notenverdoppelungen hinzuzufügen, wodurch der musikalische Periodenbau manchmal verunstaltet worden ist.

Journal des deutschen National-Gesanges, Enthält Lieder im Volkstone fürs Clavier von verschiedenen guten Componisten. Erster Jahrgang I—IV. Heft. Braunschweig, in dem musikalischen Magazin auf der Höhe.

»Der Zweck dieses Journals ist der: eine sorgfältige Auswahl von solchen Liedern zu treffen, die für Jeden passend sind; angenehm für das schöne Geschlecht und unterhaltend in gesellschaftlichen Cirkeln. Ein Journal, worin jedes gute passende Lied aufgenommen wird, kann hierin mehr als manche andre Sammlung leisten und wir hoffen unsern resp. Interessenten mit einem jeden Hefte größere Genugthuung geben zu können u. s. w.«

Ton und Inhalt dieser Ankündigung, die der Sammlung vorangeht, ist eben nicht empfehlend: was für jeden paßt, paßt selten für einen ganz,

und wenn diese Sammlung nur solche Lieder aufnehmen will, so kann sie leicht viel aufzunehmen haben, ohne doch viel Interessantes zu erhalten. Doch es ist vielleicht so nicht gemeint.

Was enthält denn dies Journal des deutschen National-Gesanges? Allgemein beliebte, überall gesungne deutsche Volkslieder? Nein! oder doch die Liedercompositionen der besten deutschen Liedercomponisten, die den meisten Eingang gefunden? überall wo nicht vom Volke selbst, doch von den Stimmen der guten Gesellschaft allgemein gesungen werden? Auch nicht! Nun dann doch solche, die es mehr als beide vorhergenannten Arten verdienen im Munde der deutschen Nation zu seyn? — Es sind Lieder von Bornhardt und Wilken, von Bornhardt und Pölitz, von Bornhardt und Beutler, von Bornhardt und Lanz, von Bornhardt und Delver, von Bornhardt und Brauns — der Verleger nennt diesen Herrn Bornhardt und seine Freunde, verschiedene gute Componisten.

X.

Das Hamburger Theater

im Jahr 1795.

Man hat oft gesagt der Director einer Schauspielergesellschaft müsse nicht selbst Schauspieler für sein Theater seyn und keine Frau oder Geliebte unter den Schauspielerinnen haben; ist er selbst fähig wichtige Rollen zu spielen, so wird er schwerlich andre große Schauspieler neben sich dulden; ist er aber ein schlechter Künstler so wird kein großer Schauspieler unter ihm stehen und die ersten Rollen mit ihm theilen wollen. Eben so mit seiner Frau oder Geliebten.

Ohne eben behaupten zu wollen daß dieses gerade der Fall beim Hamburger Theater ist, muß man doch gestehen, daß der Freund jener Meinung auch hier die Bestätigung derselben findet. Der Director Schröder ist wirklich der einzige große Schauspieler beim Hamburger Theater und Madame Schröder die einzige recht gute Schauspielerinn, wenn man die große Schauspielerinn, Madame Stark als eine sehr bejahrte Frau die selten und nur alte Mutterollen spielt nicht unter die Zahl begreift.

Herr Schröder ist aber nicht nur ein großer Schauspieler; er ist gewiß auch der Größte, der je das deutsche Theater betrat, und wer ihn einmal im Lear oder Fallstaff sah, könnte ehe das ganze Theater freiwillig entbehren, als ihn. So ist es also nicht wohl möglich daß Hr. Schröder da, wo er selbst Director und Eigenthümer eines Theaters ist, aufhören könnte Schauspieler zu seyn. Auch läßt sichs denken, daß bei Hrn. Schröders Theater jene anscheinend wichtige Bemerkung nicht eben den wahren Grund des Mangels an großen Schauspielern und Schauspielerinnen enthält. Hr. Schröder ist ein Mann von strenger Bürgertugend und von ächter Despotenklugheit. Mit der Übernahme des Theaters wollt' er auch als guter Bürger für die guten Sitten seiner Vaterstadt wirksam werden, und zugleich auch die sichersten Mittel ergreifen und

benutzen, um zu einer ruhigen Direction und zu einem ungestörten angenehmen häuslichen Leben zu gelangen, welches von der strengen Ordnung im Geschäfte und von der Sittlichkeit der nächsten Umgebung durchaus abhängt. Selbst ein Mann von strengen Sitten, machte er also den unbescholtensten sittlichen Wandel zur ersten Bedingung bei jedem Engagement für sein Theater und setzte außer vielen kleinen Vorschriften für die innere Polizei seiner Gesellschaft ausdrücklich fest, daß eine erwiesene schlechte Handlung oder beschimpfende Ausschweifung den Contract zwischen ihm und dem Beschimpften bräche. Dadurch erhielt Hr. Schröder eine sittlichere Umgebung und ruhigere Direction als man sonst bei Theatern gewohnt ist. Niemand der nicht so enthusiastisch für die Kunst eingenommen wäre, daß er über der Kunst alles vergessen könnte, oder der nicht die lebendigen darstellenden Werkzeuge einzig und allein als Mittel zu Vermehrung seiner Lust und Wollust betrachtete, wird Hrn. Schröder deshalb tadeln. Nimmt man nun aber noch zu allem diesem an, daß Hr. Schröder ein imposantes strenges Aeußeres, eine gewisse rauhe Biederkeit in seinem ganzen Wesen und Betragen hat, welche einen witzigen Freund von ihm einst sehr bedeutend sagen ließ! Schröder hat nur den Einen Fehler; daß er zu tugendhaft ist, und welche in Hamburg das Sprichwort erzeugte: Schröder ist der einzige Tyran in Hamburg — so wird man auch wohl ohne jene Erklärung, aus der gemeinen menschlichen Natur gezogen, leicht begreifen wie kein großer genievoller Schauspieler zu Hrn. Schröder kommt oder bei ihm bleibt, keine ächtinteressante, oder auch nur schöne, reizvolle Schauspielerin seit vielen Jahren sein Theater betrat.

Unter allen Künstlern aller Art sind und waren zu allen Zeiten und überall wenigstens Neunzehntheile eitle Menschen, die geschmeichelt und gehätschelt seyn wollen, und lockre Gesellen, denen jedes enge bürgerliche Band ein unerträgliches Joch zu seyn scheint. Und wenn man dieses bei Schauspielern

noch allgemeiner findet als bei andern Künstlern, so drängt sich gar leicht die Frage auf ob es bei Menschen, welche ihre Sinnlichkeit und die Einbildungskraft auf Kosten aller übrigen Kräfte üben, und deren ganzes Dichten und Trachten darauf hinausläuft wie sie sich auf die vortheilhafteste Art produciren und den Beifall der Menge erringen mögen, ob es bei denen überall anders möglich ist? Ja man geräth in die Versuchung zu fragen, ob ein Weib oder Mädchen von guten strengen Sitten je die Gewandheit und das hohe Leben in Darstellung der Leidenschaften haben oder lange erhalten wird, die allein sie zur großen Künstlerin machen kann und die warmblütigen Zuschauer sicher auch zu ihren Anbeter macht. Und von diesen nun umgeben, versucht, gereizt — — bei der gewöhnlichen Erziehung der Künstlerinnen — bei der gewöhnlichen Denk- und Handlungsweise des großen oder gar sogenanten bessern Publikums! Doch das führte hier zu weit. —

Hr. Schröder konnte diese Strenge auch eher als mancher andre Theaterdirektor in irgend einer großen Stadt durchsetzen. Er kennt sein großes Talent und kennt die gute und schwache Seite seines Publikums. Wenn Hr. Schröder gleich durch sein ächtreichsbürgerliches Bestreben, seine ganze Gesellschaft zu guten Bürgern zu bilden und jeden Sittenanstoß so weit seine Herrschaft reicht möglichst zu verhüten — wenn er dadurch auch in seiner Stadt noch nicht das Vorurtheil *) gegen die Schauspieler hat bekämpfen können und wenn man seine Schauspieler und Schauspielerinnen auch noch nicht als gesuchte und geehrte Mit-

*) Auch hiebei könnte man vielleicht fragen, ob dieses Vorurtheil das zu allen Zeiten und überall geherrscht hat annoch herrscht und welches nur für den ganzen großen Künstler der zugleich auch im Besitz der Mittel ist, sich durch seinen Aufwand den Angesehenen des Staats gleich zu stellen, einige Schritte zurücktritt — ob dieses so ganz ohne Grund da ist. Wir messen unsre Achtung doch immer nur nach dem Grade der Selbständigkeit und Unabhängigkeit ab, welche ein Mensch besitzt und in seinen Handlungen äußert, in wieweit er seinen eignen Willen hat und ihm gemäß handeln kann und handelt. Wenn man nun aber täglich vor Augen hat, wie der Mensch der oft nach seiner eignen Lage weinen möchte, lachen

glieder der beſſern Geſellſchaft antrifft, ſo weiß er doch wohl daß der verſtändigere Theil der Einwohner ihn dafür ſchätzt und ſich die Förderung ſeines Unternehmens zur Pflicht macht.

Hr. Schröder weiß auch daß bei weitem der größere Theil ſeines Publikums nicht aus eigentlichen Kunſtfreu[illegible] beſteht, ſondern das Theater aus guter Angewohnheit und in Ermanglung eines andern öffentlichen Vergnügens in der engen verſchloßnen Stadt beſucht; er weiß auch daß der kleinere gebildete Theil ſeines Publikums ſeine eigne große Kunſt genugſam ſchätzt und liebt um ſich an ihm ſelbſt nie ſatt zu ſehen und daß dieſe bis jetzt nur in ihm ſchöne Kunſt in ihren Mauern hatten, und daß alle jedem Fremden nichts Beſſeres vorzuzeigen, anzuempfehlen haben als ſein Spiel; er weiß auch daß den größten Theil des Jahrs hindurch Hamburg mit neugierigen und kunſtliebenden Fremden angefüllt, von denen manche wohl ſelbſt nur ihn zu ſehen und zu bewundern nach Hamburg kommen, und daß die ganze Maſſe des Hamburger Publikums zu wohlhabend iſt, um ihn, wenn er es ſogar bis auf einen gewiſſen Grad vernachläßigte, für die Einnahme beſorgt machen zu dürfen. Seit ſeiner ganzen Direction verachtet und vernachläßigt Hr. Schröder z. B. die Operette, für welche das große Hamburger Publikum, wie jedes andre große Publikum eine entſchiedne Vorliebe hat, demohngeachtet iſt bei den ſchlechteſten Vorſtellungen von Operetten das Haus oft gepfropft voll.

Hr. Schröder iſt alſo für ſich, für ſeine Geſellſchaft und auch für ſein Publikum ein ſehr guter Director, wenn er gleich für jedes andre große Publikum in den meiſten Dingen ganz anders verfahren müßte.

muß, wie er ſeinen eignen Unmuth, ſeine Freude, ſein Leid, ſein ganzes Ich immer verläugnen muß, um nur das zu ſcheinen zu ſpielen was ihm ſeine Rolle, das Bedürfniß des Augenblicks befielt, und dies alles — wenigſtens wie die Sachen noch ſtehen, zur Luſt, zur augenblicklichen Ergötzung des müßigen Haufens, der ſich all den Spaß für den geringſten Preis verſchafft. — Vielleicht verdiente dieſer Gedanke weitere Ausführung.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

XI.

Das Lieblingsörtchen.

Wohl wöllbet sich lieblich am kühligen Bach
Manch duftend Gewinde zum blühenden Dach;
Wohl hat sich schon mancher, von Sehnsucht gequält,
Ein heimliches Plätzchen zum Freunde gewählt.

Doch kennt' ich sie alle, die Stellen der Ruh,
Es machte von allen mit keine, wie Du,
Du Dörfchen im stillen bescheidenen Grund
Die freiheitdürstende Seele gesund!

Wie, innigst an liebende Arme gewöhnt,
Nach kurzer Entfernung, das Liebchen sich sehnt,
So wallet, wenn Tage der Trennung vergehn,
Mein liebender Busen, Dich wieder zu sehn.

Von Blüten umduftet, von Lüftchen geküßt,
Von lieblichen Sängern auf Zweigen gegrüßt,
Enteilt mir der Stunden geflügelter Zug,
Und nimmer hemmt Unmuth den rosigen Flug.

Im Häuschen so reinlich, so niedlich und klein,
Nist't traulich das friedliche Täubchen sich ein,
Drinn wohnen zwei Menschen, bescheiden und hold,
Wie Blumen der Wiese und lauter wie Gold.

Vom ländlichen Paar, das in Hüttchen sich lebt,
Dem Unschuld und Ruhe den Lebenstraum webt,
Zum Käfer, der summend die Blüten durchstrich,
Freut alles der liebenden Gegenwart sich.

Es zieret, gewartet von sorgsamer Hand,
Des Geisblatts Gewinde die reinliche Wand,
Streckt brünstig die Arme zum Fenster hinauf,
Und sendet mir süße Gerüche herauf.

Es zieht sich so heimlich vom Hügel ins Thal
Ein Wäldchen, drinn wohnet manch fröhliger Schall,
Da winkt mir, umflossen von trüblichem Licht,
Aus einem der Büsche ein Schattengesicht.

Erinnerung wob es aus magischem Duft,
Da steht es nun ewig in schweigender Luft.
Ich setze mich einsam zum fliehenden Bach,
Und sinne dem flüchtigen Schattenbild nach.

Es rauschen die Wellchen bedeutend und schnell,
Und reißen manch Blümchen vom Strand in den Quell,
So drängt auch von dir einst, du lieblicher Ort,
Die Welle des Schicksals mich Liebende fort.

Dann sehnt sich, wenn Tage der Trennung vergehn,
Vergebens mein Busen dich wieder zu sehn,
Fühlt liebende Sehnsucht, und athmet so schwer,
Und findet das Plätzchen der Ruhe nicht mehr.

Sophie Mereau.

Inhalt des zweiten Stücks.

I. Berlin vor und nach dem Tode Friedrichs II. in Briefen eines Reisenden.
Dritter Brief 153
Vierter Brief. 166
II. Brave Tyrolermenschen. Ein Familiengemälde. Fortsetzung . . . 171
III. Ueber Schlözers Staatsgelahrheit nach ihren Hauptheilen im Auszug und Zusammenhang. Fortsetzung. . . 185
IV. Goslar. 204
V. Litterarische Briefe.
Ein Brief an Hrn. Hofrath Heyne in Göttingen, von Hrn. Prof. Wolf . . 223
VI. Notiz von deutschen Journalen.
Die Horen. VII—XII. St. Fortsetzung. 241
VII. Göthe. Ein Fragment, von A. W. Schlegel 258
VIII. Neue deutsche Werke. Zum ewigen Frieden. Ein Philosophischer Entwurf von Immanuel Kant. . . 263
IX. Tonkunst. 1) La Clemenza di Tito. 269
2) Journal des deutschen National-Gesanges 272
X. Das Hamburger Theater im J. 1795 274
XI. Das Lieblingsörtchen, von Sophie Mereau, in Musik gesetzt von Reichard. 278

Deutschland.

Durch fremder Lieder Halle
Entwacht in Deutschland kaum
Ein Häuflein dumpfem Traum:
Tief träumen noch fast alle.
Der wähnt vom Mutterschooß
Sich edler, der verengelt;
Der lallt und spielt gegängelt,
Der kaum der Windeln los.

Voß.

Viertes Stück.

Berlin, 1796.
Bei Johann Friedrich Unger.

Deutschland.

Wo späht ein freier Späher?
Gefesselt lahmt Vernunft
Durch Machtgebot und Zunft
Der Herscherling' und Seher.
Was Ehre sey, was gut,
Was schön und herzerhebend:
Der Ausspruch hänget schwebend
An Wahn und Übermuth.

Voß.

Viertes Stück.

I.

Nach welchen Grundsätzen soll man politische Meinungen und Handlungen der Privatpersonen beurtheilen?

Alle menschliche Meinungen und Handlungen lassen sich von einer dreifachen Seite betrachten und beurtheilen. I. Von Seiten der Klugheit, II. von Seiten des Rechts, und III. von Seiten der Moral.

I. Die Klugheit offenbaret sich am sichersten in Handlungen. Der weiseste Schwätzer erscheint oft als ein Thor, wenn er seine Weisheit in der Anwendung zeigen soll. Die Regel, welche allen

Urtheilen über die Klugheit des Betragens einer Person zum Grunde liegt, ist überhaupt die Zweckmäßigkeit, und heißt:

Wer sichere und wirksame Mittel zu seinen Zwecken gebraucht, ist klug.

Ob Zwecke und Mittel auch gerecht und gut sind, kömmt, wenn man bloß die Klugheit beurtheilen will, nicht in Anschlag. Die königliche Familie in Frankreich aus der Welt zu schaffen, war sehr klug, wenn es den Franzosen um Begründung einer Demokratie zu thun war; denn daß diese ein starkes Hinderniß gegen Einrichtung der letztern Regierungsform seyn würde, war leicht abzusehen. Ob eine Demokratie in Frankreich zu errichten auch klug sey, darüber sind bekanntlich die Meinungen getheilt, wenn man nemlich den glücklichen Zustand des Landes sich als den Zweck vorstellt, der dadurch erreicht werden soll. Daß aber in Einrichtung dieser Verfassung viele für sich, d. i. zum Behuf ihrer eignen Zwecke klug handeln, wird Niemand bezweifeln. Wenn eine politische Macht den Zweck hat, die Demokratie zu stürzen, oder gar ganz Frankreich zu ruiniren; so kann man den Unternehmungen, wodurch es alle innere und äußere gerechte oder ungerechte Mittel gegen dieselben aufbietet, das Lob der Klugheit nicht versagen. Wer seine Ruhe liebt, handelt klug, wenn

er zur Zeit einer Revolution seine politischen Urtheile zurückhält, sich um keine öffentliche Angelegenheit bekümmert, und jedes öffentliche Geschäft, unter Vorwänden, womit man zufrieden ist, abwendet.

Die Klugheit kann neben der höchsten Ungerechtigkeit und moralischen Abscheulichkeit bestehen; und die letzteren mögen in eine Handlung erkannt werden oder nicht, so läßt sie sich doch immer von Seiten ihrer Klugheit beurtheilen.

Bei sehr vielen Handlungen bleibt uns ihre moralische Seite verborgen; selbst das Recht ist oft zweifelhaft: dann bleibt uns aber doch noch übrig, die Klugheit in ihnen zu erwägen. Die mehresten öffentlichen Handlungen ganzer Staaten und Völker sind in Ansehung ihres moralischen und rechtlichen Werths, besonders aber in Ansehung des ersteren, sehr zweifelhaft. Daher entgegengesetzte Partheien für ihre widersprechende Urtheile leicht Gründe finden. Aber die Klugheit an ihnen zu beurtheilen, scheint desto leichter, denn diese läßt sich wenigstens nach vollbrachter Handlung entdekken, weil sie sich entweder in ihren Wirkungen zeiget; oder wenn auch die Handlungen ihren Zweck verfehlt haben sollten, so läßt sich doch die Zweckmäßigkeit ihrer Anlage erkennen, wenn es voll-

men genug ist, um die Klugheit ihrer Urheber zu retten. Über die Klugheit öffentlicher Unternehmungen wird man daher bald einig, so bald man sie nur ganz vor sich hat.

Große Klugheit reizt sehr zur Bewunderung, und erhält im gemeinen Urtheile der Menschen häufig den Vorzug vor einer gerechten und guten Denk- und Handlungsweise, wenn letztere mit weniger Klugheit verbunden ist. Man lacht über eine ehrliche Haut, wenn man siehet, daß sie ein Spiel listiger und schlauer Menschen ist. Eigentlich lacht man aber doch nicht über die Ehrlichkeit, sondern über die Dummheit des Ehrlichen, der seine Klugheit, die er nicht hat, mit der weit größeren Klugheit eines andern messen will. Denn wir verlangen von jedem guten Menschen, so viel Klugheit als Pflicht, daß er sich auf nichts einlasse, was er nicht vollkommen versteht; und argwöhnen, daß, wo ein Einfältiger sich in Geschäfte mischt, denen er nicht gewachsen ist, ihn nicht so wohl der Mangel des Verstandes, als vielmehr die Eitelkeit seines Herzens antrieb, sie zu übernehmen. Nirgends aber kömmt der Ehrliche, Einfältige oder Schwache schlimmer im Urtheile weg, als wenn er als eine öffentliche politische Person erscheint, und seinen öffentlich[en] Zweck, es sey durch Nachläßigkeit oder unzweckmäß[ige] Maaßregeln, vernichtet. Der Grund

scheint darin zu liegen, daß wir durch die Länge der Zeit gewöhnt sind, bei öffentlichen politischen Personen, bei Staaten, deren Repräsentanten und Unterhändlern, überhaupt, wenig oder keine Achtung gegen Recht und Pflicht vorauszusetzen, wenn wir sie im Verhältnisse zu einander denken. Wir haben daher auch ein Mißtrauen gegen die angebliche Rechtschaffenheit des Einfältigen, der als öffentliche politische Person auftritt und von Schlauern angeführt wird. Denn wir denken: wenn er wirklich so gut und gerecht wäre, als er vorgiebt, oder zu seyn scheint; so würde er sich mit einem Geschäfte abgeben das er nicht versteht, und wovon er wissen muß, daß es ohne große Klugheit nicht pflichtmäßig verwaltet werden kann. Wir sind daher immer geneigt, bloß die Klugheit und Geschicklichkeit derer zu messen, die auf dem politischen Theater erscheinen, und von ihrer Tugend und Gerechtigkeit ganz abzugehen. — Wenn man sich aber dieser Beurtheilung der Klugheit allein überläßt, und Billigung und Mißbilligung stets an sie hängt; so wird sehr leicht das Princip der Klugheit auch gebraucht, um Gerechtigkeit und Tugend darnach zu messen, woraus eine sehr verkehrte und höchst schädliche Denkart entspringt, welche Gerechtigkeit und Tugend, ihren einfachen populären Begriffen nach, oft als an sich unzweckmäßig und

als nothwendig einfältig vorstellt, und in dem Begriffe der Klugheit einen besseren und richtigeren Begriff der Gerechtigkeit und Tugend gefunden zu haben vermeint. Diese Denkart wird insbesondre dadurch unterstützt, daß man das Nützliche, wornach die Klugheit immer strebt, mit dem Guten verwechselt, und aus dem ersten Begriffe den wahren Begriff der Pflicht ausfindig machen will. Ein Ländereroberer oder ein Landräuber wird sich, diesen erkünstelten Rechts- und Pflicht-Begriffen gemäß, leicht damit trösten, daß sein Raub das zweckmäßigste Mittel sey, das Volk in einen bessern und glücklicheren Zustand zu versetzen, ihm eine bessere Verfassung zu geben, und es seiner Bestimmung näher zu bringen. Und so wird er sich am Ende leicht vordemonstriren, daß seine Räuberei Pflicht war, und daß er selbst niederträchtig gewesen seyn würde, wenn er sich nicht zum Raube entschlossen hätte.

II. Die Gerechtigkeit der menschlichen Handlungen zu beurtheilen, ist selbst für den gemeinsten Verstand eine leichte Sache, so bald nur die Thatsachen klar sind. Es liegt dieser Beurtheilung die einfache Regel zum Grunde:

Wer Niemandes gesetzmäßige Freiheit verletzt, ist gerecht.

Die Freiheit ist nemlich dann gesetzmäßig, wenn

sie in einem Systeme freier Wesen durch ein allgemeines Gesetz als möglich gedacht werden, und als so neben der Freiheit aller übrigen bestehen kann. Sie ist zugleich die wahre Sacherklärung des Begriffes eines Rechts. Der gemeine Verstand denkt sie sich ganz richtig durch den Grundsatz, von dem ein jeder in Beurtheilung seiner eignen Freiheit ausgeht: Ich brauche für Niemanden von Rechtswegen etwas zu thun, als was zu ich mich selbst (vermittelst eines Vertrags) verstanden habe. Daß der Mensch unsittlich und schlecht handeln könne, ohne dadurch anderer Freiheit zu verletzen, d. i. ungerecht zu seyn, ist für sich klar.

Die Beurtheilungen des Rechts werden durch zweierlei Umstände erschwert und verfälscht, nemlich erstlich durch Erdichtung falscher Thatsachen, und dann durch Unterlegung falscher Rechtsprincipien, welche man, wenn sie deutlich und nackt (in abstracto) hingestellt werden, schwerlich billiget, aber doch in der Anwendung steten Gebrauch von ihnen macht.

Die Thatsachen, welche zur Beurtheilung des Rechts gehören, gehörig ausfindig zu machen, steht oft gar nicht in der Gewalt derer, welche sich ein Urtheil über das Recht anmaßen. Und da der Mensch überhaupt einen sehr großen Hang hat,

über Recht und Unrecht abzusprechen: so erdichtet er sich die Akten da, wo sie fehlen, gern nach seinen eignen Neigungen, damit er die verdammen kann, denen er nicht gewogen ist. In der That liegt der Grund, weswegen die Rechtsurtheile verschiedener Menschen oft so verschieden ausfallen, noch mehr in ihren verschiedenen Vorstellungen von den Thatsachen, als in ihren verschiedenen Rechtsgrundsätzen. Denn der wahre Begriff von Recht liegt in dem Herzen eines jeden verborgen, und wen Systemsucht nicht verwirrt und hartnäckig gemacht hat, wird sehr bald die Gründe des gemeinen moralischen Urheils, das oft richtiger ausfällt als das gelehrte, finden.

Wir wissen alle, wie geneigt wir sind, über Privatprocesse zu entscheiden und die bürgerlichen Richter zu meistern, ohne daß uns je die Akten zu Gesicht gekommen sind, da die letzteren doch zur Formirung eines richtigen Urtheils unentbehrlich gehören. Indessen trifft man doch in Urtheilen dieser Art noch mehr Bescheidenheit an, als in solchen, welche über öffentliche politische Angelegenheiten, über Krieg und Frieden, und über Personen welche eine öffentliche Rolle spielen, gefällt werden. Da es bei Rechtsurtheilen nur auf Handlungen, nicht auf Gesinnungen ankömmt; so müßte man freilich über öffentliche Handlungen eher urtheilen können als über Privathandlungen, wenn nur auch dort

nicht so viele verdeckte Rollen gespielt würden. Dieses geheime Spiel, welches fast hinter allen öffentlichen Verhandlungen betrieben wird, und oft mit größeren Kräften wirkt, als was öffentlich preis gegeben wird, macht die Urtheile über das Recht und Unrecht öffentlicher politischer Thatsachen ungemein unsicher, besonders zu der Zeit, wo sie vorgehen. Gemeiniglich sind die Akten erst nach vielen Jahren vollständig zusammen zu bringen. Und wie schwer ist es dann nicht, ihre Wahrheit und Ächtheit zu prüfen? Ein Umstand, welcher auch diejenigen Großen, die eben nicht gleichgültig gegen ihren Nachruhm waren, verleitet hat, die ungerechtesten Dinge mit Dreustigkeit zu unternehmen, in der Hoffnung, daß ihre Ungerechtigkeiten auf immer ungewiß bleiben, und nicht ohne Schein der Gerechtigkeit seyn würden.

Der Einfluß falscher Rechtsgrundsätze ist nie wirksamer, als da, wo Leidenschaften antreiben, das Recht zu finden, was ihnen gemäß ist. Es giebt insonderheit zwei dergleichen Principien, welche das Urtheil über Recht und Unrecht verkehren, und den Leidenschaften der Richter mit dem Schein des Rechts ungemein schmeicheln. In dem einen erhebt man das Nützliche zum Kennzeichen des Rechts; es heißt: Was nützlich ist, ist recht; oder: Ich habe ein Recht, das Nützliche, be-

sondern das Gemeinnützliche zu thun. In dem andern wird das Gute oder Pflichtmäßige überhaupt als der allgemeine Gegenstand des Rechts eines Menschen vorgestellt. Man müßte es ausdrücken: Ich habe auf die pflichtmäßigen Handlungen der andern ein Recht. Wer also seine Pflicht nicht thut, verletzt mein Recht, oder beleidigt mich, und ich kann ihn zwingen.

Beide Sätze verrathen schon dadurch ihre Falschheit, daß man sie nur für sich und seine Partei, niemals aber für seine Gegner in der Praxis gelten lassen will. Denn jeder würde über Verletzung seiner Freiheit und über Ungerechtigkeit schreien, wenn man ihn zwingen wollte, die Landstraßen auf seine Kosten zu bauen, und den zwanzigsten Theil seines Vermögens den Armen zu geben, wo ihn kein Vertrag zu beiden verbindet, so gemeinnützig auch das erste, und so pflichtmäßig auch das zweite seyn möchte. Ihr Einfluß auf die Bestimmung der Rechtsurtheile ist indessen außerordentlich groß, und verdient hier genaue Aufmerksamkeit, da es insbesondere in unsern Tagen bei den mancherlei geschehenen oder noch zu befürchtenden Staatserschütterungen üblich geworden ist, über politische Gesinnungen und Handlungen nach denselben zu urtheilen. Ich will daher den weitern Einfluß dieser Principien jetzt nicht erwähnen,

sondern mich hier bloß auf die Berichtigung derjenigen Urtheile einschränken, welche die Gerechtigkeit der politischen Gesinnungen und Handlungen der Bürger, und die Grundsätze des Staats betreffen, nach welchen dieser jene behandelt.

Ich setze hier als allgemein zugestanden voraus, daß den Staat nur die Verletzung des Rechts zum Zwange gegen seine Bürger und gegen Fremde berechtigen könne, daß er kein Recht habe, das unkluge oder auch unsittliche Betragen anderer Menschen zu bestrafen, wenn dadurch keines seiner Rechte, oder der Rechte derer, die er schützen soll, verletzt wird. Diesem gemäß behaupte ich nun:

1) Der Staat hat, nach wahren Rechtsgrundsätzen, nie ein Recht, einen andern wegen seiner bloßen politischen spekulativen Meinungen und deren Äußerungen zu bestrafen, oder auf irgend eine Art Gewalt gegen ihn zu brauchen. Denn es kann durch eine bloße spekulative Meinung, welche jederzeit auf Behauptung eines allgemeinen Satzes, und nicht auf dessen Ausführung gerichtet ist, nie das Recht eines andern verletzt werden. Die gesetzmäßige Freiheit anderer im Meinen und Handeln, wird dadurch nicht im Mindesten angetastet. Ich kann in einer Monarchie der Meinung seyn,

daß die Demokratie eine beſſere Regierungsform ſey; und umgekehrt; ich kann meine Meinung mit ihren Gründen mittheilen; ich kann behaupten, daß alle Regierungsverfaſſungen in Europa nach zwei Jahren oder nach hundert Jahren monarchiſch oder ariſtokratiſch oder demokratiſch ſeyn werden. Weſſen Recht verletze ich dadurch? Wer das Princip des Nützlichen zum Rechtsprincip erhebt, wird ſchon Bedenken finden müſſen, den Satz in ſeiner Allgemeinheit zuzugeben. Denn, wird er ſagen, könnte nicht die Ausbreitung von dergleichen Meinungen dem Staate ſchädlich werden? Iſt nicht zu fürchten, daß die Spekulation dereinſt in Handlung übergehen werde? Iſt dieſes nicht beſonders da zu fürchten, wo jedermann ſchon unruhig iſt, und im Begriffe ſteht in Handlung auszubrechen? So iſt der Willkühr freye Bahn gemacht. Denn wenn das Recht iſt, was dieſes Princip ſo heißt; ſo verpflichte ich mich, für jede Meinung oder Handlung, ſelbſt für die beſte, einen Rechtsgrund zur Beſtrafung derſelben zu finden. Denn von welcher Meinung oder Handlung läßt ſich wohl die Möglichkeit nicht denken, daß ſie dereinſt eine mir nachtheilige Wirkung veranlaſſen werde? Und iſt's nicht ſo der Willkühr vollkommen frei geſtellt, welche Meinung ſie beſtrafen will? Auch kann es wohl in gewiſſen Fällen der Pflicht der Behutſam-

keit eines guten Bürgers widersprechen, seine politische Meinungen unter Menschen zu äußern, von welchen er vermuthen kann, sie möchten einen verkehrten, pflichtwidrigen oder gar ungerechten Gebrauch davon machen. Aber der Staat kann nimmermehr ein Recht haben, ihn wegen dieser Unbehutsamkeit zu bestrafen. Denn wegen ungerechter Handlungen ist nur der dem Staate verantwortlich, der Urheber davon ist, nicht der welcher sie unschuldiger Weise, d. i. ohne selbst ein Recht zu verletzen oder eine Beleidigung zu begehen, veranlaßt. Politische Meinungen müssen also in einem jeden Staate der Freiheit eines jeden überlassen bleiben, und es würde schon höchst ungerecht seyn, Meinungen, wodurch keines Recht verletzt wird, zu verbieten. Ein Gesetz, durch welches verboten würde, eine Monarchie für eine bessere Regierungsform zu halten als eine Demokratie, oder umgekehrt, würde mit allem Rechte streiten. Aber gar Aufpasser auszuschicken, welche die Meinungen der Unterthanen aushorchen, und den Unterthanen ihre dem Regierungssysteme entgegengesetzten Meinungen entgelten zu lassen, ohne daß ein positives Gesetz darüber vorhanden ist, ist die höchste Tyrannei.

2) Politische Gesinnungen, welche der Denkungsart des Staats zwar widersprechen, aber doch keinen moralischen Grund

rechtswidriger Handlungen in sich enthalten, können den Staat nie zur Gewalt gegen sie berechtigen. Eine Gesinnung ist eine Meinung, in wie fern sie auf den Willen Einfluß hat, und sich durch Wunsch, Begierde oder Handlung offenbaret; und man kann die Gesinnungen theils durch diese ihre Wirkungen, theils durch Worte erklären. Daß nur erklärte Gesinnungen ein Gegenstand der Gesetzgebung seyn können, wird wohl Niemand leugnen. Aber wenn auch einer oder mehrere Bürger ihre eifrigsten Wünsche für die Abänderung der gegenwärtigen Verfassung, für Endigung eines ihrer Meinung nach unnützen Krieges laut erklärten; wenn die Unterthanen eines Monarchen eifrig eine Demokratie, und die Unterthanen einer Demokratie eine Monarchie sich wünschen; wenn sie die Vorzüge der Verfassung, welche der ihrigen entgegensteht, erheben, und die Mängel der ihrigen an den Tag bringen; wenn sie lau gegen ihr Vaterland sind, und nichts thun, als was die Strenge des Gesetzes von ihnen verlangt: so verletzen sie doch durch alles dieses gar nicht die Rechte ihres Staats, denn eine solche Denkart kann neben der vollkommensten Achtung der Gerechtigkeit bestehen. Ich kann eine Gesellschaft sehr unvollkommen eingerichtet finden, und doch gar keine Neigung haben,

ihre Rechte, welche sie gegen mich hat, zu verletzen.

Die positiven Forderungen, welche der Staat an mich zu thun hat, sind durch dessen positive Gesetze bestimmt. Was also diesen nicht widerspricht, bleibt meiner Freiheit überlassen; sey es auch, daß ich mich als einen unpatriotischen Bürger dabei zeige, der eine gegen das Vaterland schlechte, aber doch nicht ungerechte Denkart verräth. Denn Handlungen der Güte oder Liebespflichten darf auch der Staat nicht von mir erzwingen.

Nach dem Rechtsgrundsatze des Nützlichen oder auch des Guten wird man freilich hierüber anders entscheiden müssen. Denn da es offenbar für den Staat nützlicher ist, wenn alle Bürger mit ihm eine gleiche Gesinnung hegen, und eine entgegengesetzte Gesinnung demselben sehr schädlich seyn kann; da es ferner freilich besser ist, wenn jeder Bürger auch alle Liebespflichten erfüllt: so wird hiedurch jede willkührliche Maaßregel des Staats gerechtfertiget werden können. Denn daß der, welchen er zwingt, nicht mit ihm einerlei Gesinnung haben werde, ist wohl allemal gewiß.

3) Eine Gesinnung, welche ein offenbarer hinreichender Grund ist, seine vollkommnen Verbindlichkeiten gegen den

Staat zu übertreten, oder die Rechte des Staats zu verletzen, berechtiget zur Gewalt. Der Staat steht mit seinen Bürgern in dem Verhältnisse eines Vertrages. Er muß sich also darin auf sie verlassen können, daß sie das, was sie im Vertrage ihm versprochen haben, halten wollen, oder daß sie sich wenigstens dazu für verbunden erachten. Hätte daher jemand die Gesinnung, überall keine Verbindlichkeit gegen den Staat anzuerkennen; so würde er sich dem Staate als einen offenbaren Betrüger ankündigen, wenn er dieselbe laut werden ließe. Denn wer glaubt daß ein Vertrag nicht bindet, wer sich selbst dadurch nicht für verpflichtet hält, und doch andere dadurch zu Diensten gegen sich verpflichtet, betrügt den andern um seine Dienste, oder hat wenigstens den Willen ihn zu betrügen, so bald er nur kann. Wer also eine solche Gesinnung ankündiget, mit dem kann der Staat sich unmöglich auf die Bedingung eines Vertrags einlassen, und er hat ein offenbares Recht, ihn auszustoßen. Weiter aber kann sich sein Recht zur Gewalt doch nicht erstrecken, wenn er sich nemlich bisher doch vertragsmäßig betragen und die positiven Gesetze befolgt hat, gesetzt er hätte dieses auch nur aus Furcht oder Eigennutz gethan. Wer also erklärt oder andere belehrt, daß man gegen den Staat keine Pflichten habe, daß man nicht verbunden

bunden sei, seinen positiven Gesetzen Gehorsam zu leisten, die gesetzlich vorgeschriebenen Abgaben zu entrichten, daß man den Regenten ermorden, den Staat betrügen dürfe ꝛc. verräth eine Gesinnung, welche ihn zu einem Staatsbürger ganz untauglich macht, und wenn er doch den Staatsvertrag bei dieser Gesinnung eingeht; so will er offenbar bloß die Vortheile des Staats benutzen, ohne die Gegenpflichten zu erfüllen, und ist ein wirklicher Betrüger, mit dem der Staat nichts zu schaffen haben muß. Deshalb, daß er andere von seiner Meinung, daß es nemlich keine Pflichten gegen den Staat gebe, überreden will, darf ihn der Staat doch nicht strafen, er müßte denn dabei zugleich die Absicht gehabt haben, sich Gehülfen zu illegalen Handlungen zu schaffen, wo denn doch bloß der Anfang einer rechtswidrigen Unternehmung, aber nicht die Mittheilung seiner Meinung bestraft würde. Daß eine sträfliche Gesinnung da sei, kann aus nichts als aus sträflichen angefangenen oder ausgeführten Handlungen geschlossen werden. Eine bloße spekulative Meinung kann hingegen gar nicht als ein Beweis der Gesinnung angesehen werden. Wenn daher gleich jemand alle Verbindlichkeit der Verträge, folglich auch des Staatsvertrages, in der Spekulation leugnete; so folgte doch nicht, daß er überall keine Verbindlichkeit ge-

gen den Staat erkennete; denn wenn er auch einen falschen Grund der Verbindlichkeit angäbe, so kann daraus niemals auf eine schlechte Gesinnung geschlossen werden. Und spekulative Meinungen, sollten sie auch den Grund aller Moralität selbst angreifen und umzuwerfen drohen, gehören daher nie vor das Forum des äußeren Gerichts. Es kömmt dabei bloß auf Gründe an, wogegen sich nicht Zwang, sondern nur allein Vernunft gebrauchen läßt. Eine Meinung ist nie eher eine Gesinnung, als bis ihr Einfluß auf den Willen gewiß ist, und eine Gesinnung verletzt nie das Recht des Staats, als wenn sie ein hinreichender Grund ist, die vollkommnen Verbindlichkeiten zu vernichten, welche man ihm schuldig ist; und nur in diesem einzigen Falle kann die Gesinnung einen Staat zur Gewalt berechtigen. — Daß der Staat übrigens bei Besetzung seiner Aemter auf die ihm günstigen Meinungen und Gesinnungen derer die er wählt, Rücksicht nehmen könne, leidet keinen Zweifel. Aber eben so klar ist es, daß eine entdeckte Gesinnung in einem Beamten, die der Gesinnung des Staats entgegen ist, kein Rechtsgrund seyn kann, ihn seines Amtes zu entsetzen, wenn dieselbe ihn nicht zur Erfüllung seiner allgemeinen und besonderen vollkommnen Pflichten gegen den Staat unfähig macht.

4) Der Bürger behält vollkommne Freiheit in Ansehung aller Handlungen, welche nicht durch die positiven Gesetze des Staats verboten sind. Vermöge der natürlichen Gesetze ist keine Handlung verboten, als diejenige welche das Recht des andern, also auch des Staats wirklich verletzt. Handlungen aber, aus welchen möglicher oder wahrscheinlicher Weise eine Verletzung des Rechts entspringen könnte, die aber doch nicht selbst zureichende Gründe wirklicher Beleidigungen sind, sondern es nur durch andere Ursachen, d. i. zufälliger Weise werden können, sind durch die bloßen natürlichen Gesetze nicht verboten; und wenn daher eine positive Strafe auf die Übertretung des natürlichen Gesetzes bestimmt ist; so kann diese auf solche Handlungen, die nicht wirkliche Übertretungen, sondern nur zufällige Gründe möglicher Übertretungen sind, nicht bezogen werden. Große Volksversammlungen, geheime Gesellschaften, öffentlicher, auch bitterer Tadel der Gesetze und politischen Verfassung, der öffentlichen Unternehmungen des Staats, sind den natürlichen Gesetzen zufolge, noch keine *rechtlichen* Beleidigungen des Staats, gesetzt alles dieses zielte auch darauf ab, die Staatsverfassung *zu* verändern. Denn dieser Zweck ist nicht an sich unrecht; nur die rechtswidrigen Mittel zu demsel-

ben sind es. Obige Handlungen können aber neben dem größten Gehorsam gegen die Gesetze bestehen, und sind also nicht unrecht. Es könnte aber doch wohl seyn, daß große und geheime Versammlungen für die Rechte des Staats als gefährlich, und öffentlicher Tadel der Gesetze als ein Reiz zu illegalen Handlungen, beides also schon als ein Anfang der Beleidigung erkannt würden. In diesem Falle würde allerdings ein positives Gesetz entspringen können, welches jene Handlungen untersagt, und die sonstige natürliche Freiheit bis auf einen gewissen Punkt einschränkt.

Indessen sind dergleichen Verordnungen des Staats, wodurch er sich schon von weitem her sichern, und den Angriff nicht abwarten will, doch sehr zweideutig, und können von Seiten des Rechts schwerlich gerechtfertiget werden, wenn diese Gesetze zugleich eine Menge von Handlungen untersagen, in welchen an sich betrachtet nichts ist, was den Staat beleidiget, sondern die nur in der Ferne zufällige Veranlassungen werden können, ihn zu beleidigen. Wenn die Polizei in einer Stadt jeden Bürger das Ausgehen des Abends verbieten wollte, weil oft Menschen angefallen sind; so wäre dieses freilich ein sicheres Mittel, allen fernern Unfug dieser Art zu verhüten, aber offenbar ein tyrannisches Mittel. Denn zur Sicherheit der Bür-

ger soll die Polizei nicht die unschuldige Freiheit derselben einschränken, sondern mit ihrer eignen positiven Kraft (hier durch Bewachung der Strassen und Entdeckung der Thäter) Sicherheit schaffen. Und eben so muß jeder wohleingerichtete Staat klug und stark genug seyn, Beleidigungen, die ihm widerfahren, zu entdecken und zu bestrafen, ohne daß er die Einschränkung der unschuldigen Freiheit anderer, als Mittel gebrauchen darf, sich zu sichern. Er strafe die Gesellschaften, welche sich gesetzwidrige Handlungen gegen ihn erlauben, so wie diejenigen, welche sich, durch politische Vernünftler (Raisonneurs) verführt, gegen ihn wirklich vergehen. Und ist Gefahr da; so hat er ja tausend Augen, welche sie entdecken können. Warum will er weiter in die Freiheit seiner Bürger eingreifen, als es nöthig ist? Solche Schritte werden seine Gerechtigkeit allemal in ein zweideutiges Licht stellen, und ihn dem Verdachte der Tyrannei aussetzen. Denn dieser entspringt unvermeidlich, sobald er an sich unschuldige Handlungen unter dem Vorwande verbietet, daß sie doch dem Staate gefährlich werden könnten. Solche Maaßregeln lassen sich daher auch nur unter falschen Rechtsgrundsätzen verstecken. Denn was darf der Staat nicht thun, wenn er zu allem Rechte hat, was ihm nützlich seyn und die pflichtmäßigen Handlungen

seiner Bürger erpressen kann? Nach wahren Rechtsprincipien kann der Staat keine Gesellschaft aufheben oder verbieten, als von welcher erwiesen (nicht durch Konsequenzmacherei gefolgert) ist, daß sie den Willen habe, seine oder anderer Rechte zu verletzen; keine Reden und Schriften untersagen und bestrafen, als aus welchen eine beleidigende Gesinnung, ein Unternehmen die Rechte anderer anzugreifen, offenbar hervorgehet. Wer zum Aufruhr ermuntert, ist strafbar: wer aber unzufrieden mit der Staatsverfassung ist, wer auch andere durch seine Reden oder Schriften unzufrieden mit der Verfassung und den Gesetzen macht, aber doch weder selbst seine Zwangspflichten gegen den Staat verletzt, noch andere dazu beredet, ist vor dem Rechtsgesetz nicht schuldig. Denn man kann sehr unzufrieden mit einem Vertrage seyn, den man geschlossen hat, muß aber doch die Verpflichtung anerkennen, ihn pünktlich zu erfüllen. Der Staat wird aber allezeit wohl thun, nur solche Gesetze zu geben, wozu sein Recht nicht bestritten werden kann, und woraus der Wille hervorleuchtet, die unschuldige Freiheit seiner Bürger nie zu verletzen.

Aus dem bisherigen werden sich auch die Grundsätze ergeben, nach welchen der Staat das Betragen seiner Bürger während eines Angriffes auf seine Rechte, rechtlicher Seits zu beurtheilen hat.

Es giebt insonderheit zwei Fälle dieser Art, wo falsche Rechtsgrundsätze den Staat leicht zu ungerechten Maßregeln verleiten können. Der erste tritt im Zustande einer Staatsrevolution, der andere im Kriege ein. Im ersteren werden die Rechte des Staats innerlich, im letzteren äußerlich angegriffen.

In einer Revolution streiten zwei oder mehr Parteien um die Oberherrschaft. Der rechtmäßige Besitzer derselben muß allerdings jeden Angriff auf ihn, jedes Unternehmen, ihm die Oberherrschaft zu entreißen, für eine grobe Beleidigung ansehen; und wer sich mit dem ungerechten Angreifer, ihn zu beleidigen vereiniget, ist offenbar schuldig. Der rechtmäßige Oberherr kann daher mit Recht verlangen, a) daß sich Niemand seiner Unterthanen als Organ gebrauchen lasse, seine Rechte zu verletzen; b) daß alle, welche die besondere Verpflichtung haben, sein Ansehen gegen widerrechtliche Angriffe zu schützen, ihre übernommene Pflicht erfüllen. Die erste Forderung geht alle Unterthanen an, die letztere aber nicht. Denn es ist keine allgemeine Zwangspflicht der Unterthanen, die Rechte ihres Oberherrn auch durch Thaten (positive Handlungen) mit ihren persönlichen Kräften zu schützen. Er muß zu diesem Zwecke besondere Anstalten treffen, und kann das ihm übergebene Vermögen benutzen, um eine Macht

zu organisiren, wodurch er sich in seinen Rechten gegen gewaltsame Angriffe vertheidigen mag. Sich zu dergleichen Organen brauchen zu lassen, darf er die Unterthanen im allgemeinen nicht zwingen, sondern muß eine Anzahl derselben durch besondere Verträge zu diesem Zwecke verpflichten. Aus dem allgemeinen Staatsvertrage kann also die Verpflichtung, durch persönliche Kräfte für die Rechte des Oberherrn zu streiten, nicht erwiesen werden; und wer daher in diesen Kampf sich nicht einlassen will, und sich bei einer Revolution ganz ruhig verhält, dem können seine Unterlassungshandlungen nicht als Beleidigungen des Oberherrn zugerechnet werden, wenn ihn nicht etwa ein besonderer Vertrag mit dem Oberherrn zum thätigen Schutze seiner Rechte verpflichtete.

Überhaupt hat der Unterthan in Ansehung des Rechts, mit welchem der Oberherr regiert, keine rechtskräftige Stimme. Seine Maxime hierüber muß folgende seyn: »Wenn der Oberherr mir nur »solche Gesetze giebt, mir nur solche Handlungen ge»bietet, die mir ein rechtmäßiger Oberherr gebie»ten darf, so will ich ihm gehorchen; mit wel»chem Rechte er aber selbst Oberherr sey, darüber »will ich mir nicht anmaßen zu entscheiden.« Der Grund, weshalb diese Maxime zum Princip der Unterthanen gemacht werden muß, ist, weil sonst

jeder Oberherr rechtmäßiger Weise angegriffen werden könnte. Denn in dem angenommenen Falle müßte doch das Urtheil des Unterthanen, das ihn zum Beistande des einen, oder zum Widerstande des andern bestimmte, ein für sich rechtskräftiges Urtheil seyn. Der Unterthan versetzt sich nemlich durch ein solches Urtheil in einen außerbürgerlichen Zustand, wo er sich nach seinen eignen Einsichten erst einen Oberherrn wählt; und ihn kann daher nur sein Urtheil leiten, weil er noch keinen Richter anerkennt, als den, welchen er sich in seinem Oberherrn selbst wählt. Hätte nun ein jeder Unterthan das Recht über das Recht des Oberherrn rechtskräftig, d. h. so zu urtheilen, daß er sein Urtheil über ihn in Ausübung bringen darf: so würde der Oberherr mit jedem seiner Unterthanen in einem immerwährenden Zustande des Krieges leben. Denn setzet, ein Unterthan halte dafür, sein bisheriger Oberherr regiere mit Unrecht; so ist sein Urtheil nach der Voraussetzung rechtskräftig (weil nur der Oberherr Richter über ihn ist, den er aber eben nicht anerkennt); folglich würde er, so wie jeder andere Unterthan, den Oberherrn nach Belieben angreifen dürfen, und dieser dürfte diese Angriffe, da er sich mit seinen Unterthanen hier im Naturstande befände, er also nicht Richter über sie in diesem Falle seyn könnte, und diese noch ih-

ren Rechtseinsichten handelten, zwar zurücktreiben, aber nicht bestrafen. Dadurch würde nun offenbar der Staat rechtlicher Seits selbst unmöglich gemacht; ich schließe also, daß obige Maxime als Princip für jeden Unterthan gelten müsse.

Hieraus folgt aber auch, daß der Unterthan keine Befugniß habe, das Recht dessen rechtskräftig zu beurtheilen, der seinem Oberherrn das Recht zu seiner Oberherrschaft streitig macht, und mit ihm einen Kampf um die Oberherrschaft wagt. Er wird es lediglich und allein den streitenden Parteien überlassen müssen, ihre Sache mit einander auszumachen, weil er sich keinen gültigen Richterspruch, weder über den einen noch den andern anmaßen kann. Der Grundsatz, welcher bei allen Kollisionen dieser Art befolgt werden soll, ist in dem alten Spruche enthalten: »Jedermann sei Unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn »hat;« oder: »Jeder Unterthan gehorche dem, der »ein Recht auf die Oberherrschaft prätendirt, in »allen Stücken, die auch ein rechtmäßiger Ober»herr von ihm fodern könnte, wenn und so lange »der Prätendent zugleich die Macht in Händen »hat, ohne sich darum zu bekümmern, ob er ein »Recht dazu habe, oder nicht.«

In wie fern die Unterthanen ein organisches Ganzes des Staats ausmachen, und als solche selbst

an der Souveränität Theil nehmen, sind sie nicht als Unterthanen, sondern als Staatsbürger zu betrachten, denen allerdings in Gemeinschaft (in corpore) eine rechtskräftige Stimme in Ansehung ihres eignen Rechts zusteht, die folglich auch ihr Recht gegen einen andern Theil der Verwalter der souverainen Gewalt, welcher sich etwa die Verwaltung der Souveränität allein anmaßen wollte, mit Gewalt gegen ihn durchtreiben können. Denn da, wenn die Gewalten in der Regierungsform unter mehrere künstliche Personen vertheilt sind, nur dann der eine Staatskörper einen Willen für souverain halten kann, wenn er selbst gesetzlich mit eingestimmt hat, da er in diesem Falle selbst mit den souverainen Willen muß bestimmen helfen; so hat er in dieser Hinsicht so wenig einen Richter über sich im Staate, als der andere Theil, mit welchem er den Souverain zusammen genommen ausmacht; und wenn sie daher uneinig unter einander werden, und alle Mittel der Vereinigung, welche in der Verfassung liegen, nicht helfen können; so zernichten sie die Souveränität, welche sie zusammen genommen ausmachen; und da keiner dem andern über sich eine Richtergewalt zugesteht, so befinden sich beide gegen einander im außerbürgerlichen Zustande, und jeder wehrt und vertheidigt sich hier so gut, als er kann. In England wird ein Gesetz

erst dadurch zum souverainen Willen erhoben, daß die Parlamenter zu dem Willen des Königes ihre Zustimmung geben, oder umgekehrt. Man setze, ein König daselbst wollte sich anmaßen, seinen Willen als Gesetz, ohne oder gar gegen die Einstimmung der Parlamenter, ausgehen zu lassen; so wird jeder einräumen, daß die Parlamenter ein vollkommnes Recht haben, diesen Eingriff in ihr Recht zu rügen, und auch, wenn es nicht anders seyn kann, mit Gewalt ihn zu verhindern. Aber setzet, eine Privatperson oder mehrere zusammen wollten sich anmaßen, einen so gefährlichen Streit kurz abzuthun, einen so tyrannischen König aus dem Wege zu räumen; so werden diese als Verbrecher mit allem Rechte bestraft werden. Denn 1) griff der König nicht ihr Recht, in wie fern sie Privatpersonen sind, an, sondern das Recht eines politischen Körpers, der sich auch in dieser Form allein vertheidigen muß; sie haben sich also 2) in eine Sache gemischt, die sie nichts angeht, und wo sie schlechterdings keine gültigen Richter seyn können. Ihr patriotischer Eifer kann sie also auch selbst vor demjenigen Körper nicht entschuldigen, dessen Rechte sie zu vertheidigen gedachten, und selbst dieser muß den, der sich als eine Privatperson gegen den Tyrannen eine Gewalt erlaubt, wozu er durch das öffentliche Gesetz nicht autorisirt war, nach den

gemeinen Gesetzen des Landes verdammen. Denn in einem Staate steht jeder unter dem Schutze der Gesetze gegen willkührliche Gewaltthätigkeiten der Unterthanen, selbst der, welcher den Staat angreift.

Durch diesen Grundsatz verlieren freilich viele politische Heiligen die Glorie, womit sie der Enthusiasmus der Menschen geschmückt hat, und die Brutus, und Skävola's, die Ankerströme und Corday's fallen in die Klasse der Klemens und Ravaillak's herab. Denn, so verschieden auch ihre besonderen Absichten bei ihren Handlungen seyn mochten; so war doch das Princip, welches ihren Handlungen zum Grunde lag, nemlich, des Reichs Wohlfahrt durch eine Mordthat zu befördern, eins. Der Grundsatz, das Gemeinnützige zum obersten Zeichen des Rechts zu machen, wornach sie sich berechtiget oder gar für verpflichtet hielten, das zu thun, was in seinen Folgen gut seyn könnte, führte sie alle irre, und die mit ihnen gleiche Wünsche hatten, wurden ihre Bewunderer. Aber die verbesserte Einsicht in die Natur des Rechts und der Pflicht belehrt uns, daß wir hier zwar die Kraft einer Idee bewundern können, aber daß kein moralischer Geist, keine rechtliche Wirkung dabei ist, die auf unsre Achtung Anspruch machen könnte.

In innern politischen Streitigkeiten der Gro-

gen also, oder der Parteien, die sich um die Souverainität streiten, hat der Unterthan ein Recht und selbst eine Pflicht, sich leidend zu verhalten, und sich in diese Streitigkeiten thätig nicht zu mischen. In wie fern er bloß Privatmann ist, befolgt er die Gesetze der Gewalthabenden, die ihn angehen, so weit sie von einer rechtmäßigen Obergewalt herrühren können. In wie fern er Organ des Staats ist, d. i. ein öffentliches Amt bekleidet, oder sich zu Ausführung eines Staatszwecks verpflichtet hat, befolgt er die Vorschriften dessen, gegen welchen er sich unmittelbar verpflichtet hat, wenn sie nur so beschaffen sind, daß sie von einer rechtmäßigen Regierung gegeben werden können; und wenn die künstliche Person, der er bisher verpflichtet war, vernichtet ist, so gehorcht er der, welche an deren Stelle im Besitze der höchsten Gewalt ist. Denn jeder Staatsbeamte wird dem Souverain der nie stirbt, nicht einem bestimmten Menschen der durch Zufälle und Unglück seine Stelle verlieren kann, verpflichtet. Die Verpflichtung gegen den Souverain hört also bei allem Wechsel der Personen, die ihn vorstellen, nie auf. Hieraus folgt:

1) Daß keine Person, welche durch einen Mächtigern aus dem Besitze der Souverainität geworfen ist, das Recht habe, von den Unterthanen zu

fordern, daß sie ihm mit Gewalt wieder zu seinem Rechte verhelfen.

2) Daß, im Fall es dem verjagten Regenten gelingt, sich wieder in Besitz der Souveränität zu setzen, dieser kein Recht habe, die Unterthanen deshalb zu bestrafen, daß sie den Prätendenten, der bis dahin im Besitze gewesen ist, gehorsam gewesen sind. Denn sie hatten gar keine Befugniß, das Recht der Streitenden zu beurtheilen. Und darum, daß sie Gesetze befolgt haben, die jeder rechtmäßige Regent auch hätte geben können, haben sie sich vollkommen pflichtmäßig aufgeführt, folglich nichts strafwürdiges begangen.

3) Was das Verhältniß der Prätendenten selbst betrifft, die mit einander um die Souveränität streiten; so ist es das Verhältniß des Krieges gegen einander, eines Zustandes, in welchem keine Partei über die andere eine Oberherrschaft hat, folglich auch keiner den andern dafür bestrafen kann, daß er sein vermeintes Recht nach Kriegsgesetzen mit Gewalt ausführen will, wenn er ihn gleich besiegt und zum Nachgeben gezwungen hat. Wenn man aber auch in gewissen Fällen, nemlich da, wo der Unterthan gegen seine Verpflichtung sich dem Souverain widersetzt, oder Ansprüche auf Souveränität macht, oder wo die eine Partei auch nicht einmal einen Rechtsvormand haben kann,

ein Recht zur Bestrafung derselben anerkennen wollte; so könnte dieses Recht sich doch niemals auf diejenigen erstrecken, die in dem Verhältnisse der Unterthanen zu diesem Rebellen gestanden, und ihm in solchen Stücken gehorcht haben, die auch ein rechtmäßiger Souverain ihnen hätte gebieten können. Die Erfahrung lehrt, daß die Noth die streitenden Parteien endlich, nachdem sie alle Grausamkeiten gegen einander verübt haben, dahin bringt, sich nach Kriegsgebrauch zu behandeln. Wenn die französischen Emigranten nur stärker und unabhängiger wären, die Franzosen würden bald ihre grausame Maxime, wornach sie ihnen als Kriegsgefangenen den Pardon schlechterdings verweigerten, haben aufgeben müssen. In der Vendée scheint man das Kriegsrecht schon mehr anzuerkennen; ein Zeichen, daß dort die Feinde furchtbarer sind. Die alliirten Mächte hätten anfänglich gern alle französischen Republikaner als Rebellen behandelt. Aber die vielen hunderttausend Arme, welche das jus talionis ausüben möchten, bewirkten doch, daß sie, wenigstens mit ihren Soldaten, nach Kriegsgebrauch verfuhren. Und was konnte das Gefangenhalten einiger Konventsdeputirten anders bewirken, als daß der Konvent wieder Personen, die mit dem Feinde verbunden waren, ins Gefängniß warf? Und an dergleichen Gelegenheiten, das Wiedervergeltungs-

geltungsrecht oft auf eine grausame Art auszuüben, kann es einem großen Volke nie fehlen. Was kann es also helfen, da die Rolle des Oberherrn spielen zu wollen, wo man weder zugestandenes Recht noch hinlängliche Macht hat?

4) Wenn eine Person, es sei eine natürliche oder künstliche, im Besitz der Souveränität ist, und ein Unterthan übt entweder als Organ auf ihren Befehl, oder als bloßer Unterthan aus der allgemeinen Pflicht eines Unterthanen, Gewalt gegen einen andern aus, gesetzt, es sei dieses auch die Person des unterdrückten Souverains selbst; so kann der letztere, im Fall er wieder in seine Würde eingesetzt wird, oder andere, die sein Recht vertheidigen, den, der in einem solchen Verhältniß se solche Gewalt gegen ihn gebrauchte, wozu ihn sein Souverain berechtigte oder verpflichtete, nicht strafbar finden. Denn er gehorcht dem Regenten, der im Besitze ist; mit welchem Rechte, darum hat er sich als Unterthan nicht zu bekümmern. Thut jener Unrecht, so hat er es zu verantworten, nicht der Unterthan, der einem Gebote, das jeder rechtmäßige Regent ebenfalls geben könnte, gehorcht. Setzet, der französische Nationalkonvent, der damals im Besitz der souverainen Gewalt war, fand es für nöthig Ludwig den 16ten gefangen zu halten; so hat dieser allein seine Hand-

lang zu verantworten, und keiner derer, die als Organ von ihm zu dieser Gefangenhaltung gebraucht worden. Die Wachen, die ihn entschlüpfen lassen, werden mit Recht bestraft, und Niemand, auch Ludwig selbst nicht, wenn er wieder König von Frankreich geworden wäre, würde berechtigt gewesen seyn, sie für ihre Treue gegen ihren damaligen Souverain zu bestrafen. Setzet nun, Ludwig entwische seinem Gefängnisse; der Nationalkonvent giebt in allen Städten Befehl, alle verdächtige Personen anzuhalten, und den entflohenen König auszuspüren; so wird jede Municipalität verpflichtet seyn, eben so genau nachzuforschen, als ob ein Steckbrief sie aufforderte; und setzet, es fange den Flüchtling ein Unterthan auf, der nicht ausdrücklich dazu aufgefordert ist, bloß um der allgemeinen Pflicht willen, die ihm obliegt, die Zwekke seines Souverains auf alle rechtliche Art zu befördern; so ist sowohl die Obrigkeit, welche genau nach dem Flüchtigen forscht, als auch der Mann, der aus Patriotismus den Entflohenen in die Hände des Souverains zurückliefert, nicht nur völlig schuldlos; sondern beide handeln auch ihrer Pflicht gemäß, und das Unrecht, welches dem unglücklichen König der Souverain zufügt, kann diesen Werkzeugen seiner Macht schlechterdings nicht zugerechnet werden, und sie können deshalb auf keine

Weise strafbar seyn, sondern müssen vielmehr wegen ihrer Treue. auch von dem, der darunter leidet, gelobt werden. Wenn Drouet Postmeister in Athen gewesen wäre, und Sokrates, von dem er wußte, daß er in Athen von den Archonten gefangen gehalten werden sollte, wäre entflohen, und hätte von ihm verlangt, daß er ihn forthelfen sollte; so hätte er die Verbindlichkeit gehabt, dem Staate den Sokrates wieder in die Hände zu liefern, gesetzt, er hätte auch gewußt, daß er diesen tugendhaften Mann unschuldig hinrichten würde. Denn daß der Souverain seine Pflicht verletzt, das hat der Unterthan nicht zu verantworten; und wenn er auch gleich durch die Beobachtung seiner Pflicht dazu beiträgt, daß jener sein Unrecht desto eher thun kann; so hört doch seine Handlung um dieser übeln Folge willen, die er jedoch gar nicht will, darum nicht auf, Pflicht zu seyn. Die Pflicht des Unterthanen ist aber, dem Souverain in allen Stücken, die ein Souverain nur immer von ihm verlangen kann, zu gehorchen, und sich übrigens um das, wozu der Souverain das, was er ihm leistet, gebrauchen mag, nicht zu bekümmern, weil er es nicht zu verantworten hat.

In diesem letzteren Punkte sind die gemeinen Urtheile über Recht und Unrecht außerordentlich unrichtig, welches wieder daher kömmt, daß man

das eigentliche Kennzeichen der Pflicht, nemlich die Allgemeinheit der Maxime vergißt, und die Folgen der Handlungen, das Nützliche oder Schädliche dazu erhebt, wo denn natürlich, der Unsicherheit dieses Kriteriums nicht zu gedenken, der eine das seinen Absichten sehr zuwider, d. h. sehr schädlich findet, was der andere den seinigen sehr gemäß, d. i. für sehr nützlich hält; und somit wird denn hier das bis in den Abgrund der Hölle verflucht, was dort bis im Himmel erhoben wird. André wird in Amerika als ein Verbrecher hingerichtet, während daß man ihm in England Ehrensäulen errichtet. Drouet wird in Österreich um derjenigen Handlung willen schimpflich behandelt, weshalb man ihn in Frankreich als einen Patrioten preiset. Prüft man das Verfahren beider Männer nicht nach den Folgen, sondern nach den Maximen, die ihnen zum Grunde lagen, so wird man bald das Wahre in der Sache finden, und richtig beurtheilen können, ob sie recht oder unrecht handelten. Wenn z. B. jeder Unterthan nach der Maxime verführe: dem machthabenden Souverain in allen Stücken Folge zu leisten, die ein rechtmäßiger Souverain von ihm nur fordern kann, und alle seine Zwecke, die als Recht gedacht werden, zu befördern, ohne darüber zu raisonniren, ob der Souverain auch selbst recht daran thue; so

würde es offenbar ganz wohl um den Staat stehen, und alle Souveraine könnten nicht minder, als alle Unterthanen mit einstimmen. Wenn man also Drouets famöse Anhaltung des flüchtigen Königes, welche doch aus dieser Maxime floß, für unrecht hält; so geschieht dieses nur deshalb, weil sie einer Neigung widerspricht, der zu Gunsten man sich gern eine Ausnahme vom Rechte erlauben möchte. Eben so erhellet das Unrechtmäßige der Andréischen Verrätherei augenblicklich, so bald man nur die Maxime, nach der er handelte, darstellt, welche keine andere seyn konnte, als: »Ich will meinem »Vaterlande einen Dienst, mit Verletzung der all»gemeinen Pflicht der Ehrlichkeit gegen andere, er»weisen;« oder: »Ich will unter dem Schein eines »Unterthanen des Feindes die Feinde betrügen, um »dadurch meinem Vaterlande Vortheil zu schaffen.« Die erste Maxime ist offenbar unmoralisch, und die letztere verräth ihre Ungerechtigkeit, und zugleich das Befugniß des Feindes, ihn als Verbrecher zu strafen. Denn wer die Maske eines Unterthanen annimmt, unterwirft sich eben dadurch auch den Staatsgesetzen, und wenn er daher unter dieser Maske Verrätherei treibt; so wird die Strafe, welche das Landesgesetz bestimmt, mit Recht an ihm vollzogen.

Im Kriege vertheidigen Staaten gegen einan-

der ihr Recht mit Gewalt. Keiner der kriegenden Parteien hat ein zu Recht beständiges Urtheil über den andern. Jeder hat ein Recht sein eigner Richter zu seyn, und nur der Vergleich oder die völlige Vernichtung des einen durch den andern, kann den Streit beenden. Im Kriege hat daher auch kein Unterthan eine rechtskräftige Stimme, und kann sich also kein praktisches *) Urtheil über die Parteien, d. h. ein solches, das er in Ausführung bringen dürfte, anmaßen; hieraus fol-

*) Spekulative Urtheile mögen die Unterthanen fällen. Diese Freiheit darf ihnen nie genommen werden. Denn so abweichend diese auch von der Meinung ihres eignen Staats seyn mögen; so sagen sie sich doch dadurch nicht von ihren Verbindlichkeiten gegen denselben los. Wenn ein französischer oder englischer Unterthan den Krieg, den sein Staat führt, für unnütz oder ungerecht hält; so behält er doch die Verbindlichkeit, die Ausschreibungen seines Souverains zu Kontributionen, ja sogar zu Werbungen, in so weit sie ihn angehen, zu befolgen. Denn er hat weder das Unschickliche noch das Ungerechte in den Handlungen seines Staats zu verantworten; hat aber die bleibende Pflicht, alles was ihm der Staat gebietet, zu thun, wenn das, was er ihm befiehlt, nur für sich selbst betrachtet, d. i. der Maxime nach, die er dabei befolgt, nicht ungerecht ist. Einen Spion abzugeben, ist an sich unrecht. Diese Rolle zu spielen kann also kein Staat seinen Unterthanen befehlen. Aber gegen den Feind als Soldat zu fechten ist nicht an sich, folglich auch nicht in der Handlung des Soldaten unrecht, obgleich der Staat das Fechten mit Unrecht anfangen kann, welches aber der Soldat nicht zu verantworten hat.

gen folgende Grundsätze in Beziehung auf das Betragen der Unterthanen, die ich hier nur noch ganz kurz anzeige:

1) Da im Kriege nur Staat gegen Staat ficht; so darf kein Unterthan, als solcher, sich in den Streit mengen. Armeen sind die Arme des Staats. Diese mögen also ihr Heil gegen einander versuchen. Aber wenn ein Soldat Bürger, Weiber und Kinder plündert; so verdient er so gut Bestrafung, selbst von seinem Anführer, als wenn Bürger und Bauern auf ein feindliches Regiment aus den Häusern schießen, oder sich sonst für ihren Kopf, ohne dazu vom Staate organisirt zu seyn, Gewaltthätigkeiten gegen die Feinde erlauben.

2) Wenn Magistrate, als Organe des Staats, der Gewalt nachgeben, und den Willen des Feindes, so weit und überhaupt als eine Staatsverordnung gedacht werden kann, gesetzmäßig ausführen; so handeln sie nicht gegen ihre Pflicht. Denn ihr eigner Souverain muß in die Maxime einstimmen: »das, was der Feind durch unordentliche »Gewalt erzwingen könnte und würde, lieber nach »Principien der Gleichheit und Proportion durch »seine eignen Organe zusammenbringen zu lassen.«

3) Sich aus Zwang zu unterwerfen, oder dem Feinde den Huldigungseid zu leisten, wo der Staat nicht stark genug ist, dem Feinde diese Bedrückung

zu verwehren, ist keine Beleidigung des alten Souverains; und die Verbindlichkeit, die man dadurch gegen den Feind aus Zwang übernimmt, geht nie weiter, als so lange er seine Obergewalt durch seine Macht behaupten kann.

4) Unterthanen, die sich mit dem Feinde freiwillig gegen ihren Souverain verbinden, und mit ihm die Güter und Verfassung des Staats zerstören, und also Feinde ihres eignen Staats werden, sind Verbrecher, und die Absicht, ihrem Staate eine bessere Verfassung zu verschaffen, kann ihre Verrätherei nicht entschuldigen; da andern mit Übertretung der Pflichten der Gerechtigkeit, Wohlthaten zu erweisen, nur die Wiederholung der bekannten Geschichte jenes Schuhmachers ist, welcher das Leder stahl, um Schuhe an Arme umsonst vertheilen zu können.

Über die Principien der Beurtheilung der Moralität politischer Handlungen will ich mich, weil der Aufsatz schon zu lang ist, ein anderes Mahl erklären. Nur die einzige Bemerkung will ich am Schlusse noch hinzufügen, die zwar sehr gemein ist, aber gegen die in der Ausübung doch fast täglich verstoßen wird, daß nemlich ein Unterthan gegen seinen Souverain sehr viele unmoralische Handlungen begehen kann, ohne daß dieser dadurch berechtiget wird, ihn deshalb zur rechtlichen Verantwortung zu ziehen.

II.

An die Deutſchen.

von Balde und Herder.

Unſre Väter, o Deutſchland, meine Sorge!
Waren nicht, wie wir jetzt ſind. Lies der Vorwelt
Biedre Sitten, und präge Deiner Jugend
Sie ins Gemüth ein.

Mittelglück iſt das goldne Glück des Lebens.
Breite nicht das Gefieder übers Neſt aus.
Nimm die Hacke zur Hand, und übe deine
Munteren Kräfte.

Ad Germanos.

Consilium Auctoris.

(Silvarum Liber III. Ode VI.)

Non et antiqui, mea cura, Teuto,
Nec avi tales obiere nostri.
Prima majorum repetantur acta.
Accipe Vatem.

Aureae leges mediocritatis
Scribe servandas memori juventae.
Penna sit nido minor, et ligonis
Fortior usus.

Auch mit Wenigem, Wen'gem lebt man glücklich.
Zu verschmähn den Reichthum iſt auch Reichthum;
Nüchtern-fröhliche Armuth machet nüchtern,
Tapfer und fröhlich.

Krieg um Kriege führen, iſt ein Wahnſinn;
Um des goldenen Friedens willen führt man
Kriege, daß in der Eichel ſich des Schwertes
Schärfe verwandle.

Sieh auf andre Länder. Zieh' umher ſie,
Daß ſie nirgend in aller Welt, als ſich nur
Fremde bleiben! Sie ſeh' das Ausland an mit
Stolzer Verachtung.

Vivitur paucis quidem beate.
Sunt opes, nullas cupiisse, magnae.
Laeta paupertas facit ipsa laetos,
Sobria fortes.

Bella non propter cumulanda bellum
Sed bono sanctae minuenda pacis;
Est et in falcem gladiis recusis
Utile ferrum.

Ne vagi terris, et ubique nusquam,
Cuncta miremur meliora nostris.
Clarus exemplo praeit et recepto
More Polonus.

Und du Deutſcher allein willſt deine Mutter,
Aus der Fremde gekehrt, franzöſiſch grüßen?
O ſpei aus, vor der Hausthür ſpei der Seine
Häßlichen Schlamm aus.

Rede deutſch, o du Deutſcher. Sei kein Künſtler
In Gebehrden und Sitten. Deine Worte
Seyn wie Thaten, wie unerſchütterliche
Felſen der Wahrheit.

Ille Germanus ſpeculatus autus
Marmor et gemam, ſibimet fidelis
Perstat, et caulae Borealis inter-
nodia praefert.

Quidquid oſtentas, habet Urſa majuV
Majus, à primo celebrata Lecho:
Et minus peccat minor Urſa ſcuto
Picta paterno.

Verius, Teuto, poſes invideri;
Heu! redux matrem cave ne ſalutes
Ore Gallorum; Sequanam ſub ipsas
Evome portas.

Vappa linguarum, patriumque vocum,
Unico ructu ſtomachi levanda:
Solus Arpinas toleretur et ver-
nacula gentis.

Eine keusche Vestalin, deine Tochter,
Dien' am Heerde des Hauses, nicht am Altar
Cytherens, damit die Jungfer würdig
Trage den Brautkranz.

Vom erwachsenen Baume, nicht vom Sträuchlein
Sei die Fackel, mit der ihr Hymen leuchte,
Eine Männin die Braut; die Schwieger sei ihr
Mutter und Freundin.

Nullus in ficto Polycletus ore
Artifex ludat, variusque Hentor.
Verba res fiant Alemanna, saxum immobile veri.

Virgo Vestalis sciat ignis usum:
Nesciat flammas, quibus arsit Ida;
Nesciat Cyprum, meritisque vernet
Taenia tertis.

Nuptias Pelei taceat Catullus.
Sponsa maturis adolescat annis.
Sacra scindatur prius ex adulta
Arbore taeda.

Sepiat spinis teneram verenda
Socrus aetatem, vigiletque mater,
Caeca momento perit insitivi
Fomitis igne.

Zucht und Ehre den beiden Hausgenossen
Heilig; schnöde Gewinnsucht beiden schändlich.
Arbeit und die Muse, Geschäft und Umgang
Theile die Stunden.

Deutschland, lerne den Fleiß durch Preise fördern.
Lob befruchtet die Seele, wie den Acker
Milder Regen, damit die Saat im ersten
Wuchse nicht sterbe.

Echtes Gold und die alte Biedertreue
Kehre wieder zu uns, daß Freunde Seelen
Sich den Freunden eröffnen, und der Sohn den
Liebenden Vater

Noverit, quanti stet honesta virtus:
Dulcis ignoret precium lucelli.
Dividant horas colus, et Camenae, et
Pulvis, et arma.

Praemium duros acuat labores.
Laude, ceu campi pluvia rigentur:
Ne spei primae moriatur ipsa
Messis in herba.

Vena sinceri redeat metalli,
Simplices nudent animos amici,
Et gemens umbras opulentiores
Efferat heres.

Mit gebrochenem Herzen, nicht mit falschen
Heuchelthränen des Krokodills begrabe! —
Neid ersterbe! Der Stolz auf hohen Stelzen
Stürze zum Abgrund!

Turpis à luctu crocodilus absit,
Flere crudelis, neque lacrymosos
Pallio rixus latitans sub amo
Digerat imbres.

Livor, et fastus, ciliique torva
Frontis obliquae seges exsecentur.
Pendet in praeceps animi superbi
Celsa crepido.

III.

Das glückliche Land.

(Zu Reichardts Melodie des Liedes: Kennst du das Land ꝛc. in Göthe's Meister ꝛc.)

Kennst du ein Land wo stets die Veilchen blühn,
Am ewig grünen Busch die Rosen glühn,
Ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
Der Obstbaum reich, und hoch der Weinstock steht?
Kennst du es wohl?
Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir,
Geliebte Freundin, ziehn!

Kennst du ein Land wo unter eignem Dach
Der Landmann ruht im reinlichen Gemach,
Wo Tugend herrscht, wo Freiheit mit ihr wohnt,
Das Laster nie auf goldnen Stühlen thront?
Kennst du es wohl?
Dahin, dahin
Möcht' ich mit dir,
Geliebte Freundin, ziehn!

Kennst du ein Land, wo fern von Eitelkeit
Man hoher Einfalt nur Altäre weiht,
Wo Unschuld knüpft der reinen Liebe Band,
Und Weisheit mehr gilt als gelehrter Tand?
Kennst du es wohl?
O laß dahin,
Laß eilends uns,
Geliebte Freundin, ziehn!

IV.

Litterarische Briefe.

An Herrn Hofrath Heyne.

Vierter Brief.

Halle, den 9. Jan. 1798.

H. H. H.

Ich glaubte mit dem vorigen Briefe zu endigen. Schon dieser Brief wurde mir herzlich sauer. Sie müssen es ihm angesehen haben. Der Ton, auf den Sie mich durch Ihre feine Recension gestimmt hatten, war nicht der meinige. Und was nicht unser ist, kleidet uns übel, oder geräth schlecht. Aber wahrlich, Sie verstehen die Kunst, Ihre Korrespondenten in Athem zu setzen. Daß ich also noch einmal und vielleicht noch einmal schreibe, haben Sie zu verantworten; wie ich schreibe, will ich verantworten.

Im 203ten St. Ihrer gel. Anzeigen geben Sie von einer in der dortigen Societät der Wiss. gehaltenen Vorlesung des Hrn. Hofrath Heyne, die Sie bereits vor etlichen Monaten ankündigten, die gewöhnliche ausführliche Abkündigung. De antiqua Homeri lectione indaganda,

ganda, dijudicanda ac restituenda war die Vorlesung überschrieben. In der vorausgeschickten Ankündigung war sie zwar etwas anders überschrieben. Sie hatte damals den Titel: De antiqua lectione H. — restituenda, etiam per digamma aeolicum. Doch, so lange das Manuscript von dergleichen Abhandlungen im Archive der Societät liegt, kostet es wohl nur ein gutes Wort beim Hrn. Archivarius, um eine so unwesentliche Kleinigkeit, wie ein Titel ist, nach Umständen zu verändern.

Ich kann Ihnen nicht sagen, was man damals hie und da über das Etiam grübelte. Es wollte weder den Liebhabern, noch viel weniger den Gegnern des Digamma in den Kopf. Jene meinten, wenn das Ding von der größten Wichtigkeit wäre, so wäre doch der Titel nicht wohl gefaßt: er lautete, wie wenn jemand eine Geschichte von Europa, auch von Gros-Britannien, ankündigte. Wäre es hingegen wenig bedeutend, oder allerhöchstens so wichtig als die Spiritus und Accente, die wirklich für die Metrik nicht unwichtig sind, so wäre der Titel ungefähr, wie wenn einer schriebe: Vom Streichen der Geige, auch vom Kolophonium. Mir selber, der ich weder ein Feind noch ein Freund des Digamma bin, blieb nichts übrig als zu

meinen, Sie nähmen es mit einem so alltäglichen lateinischen Wörtchen nicht genau. Hatte ich doch in der ansehnlich gedruckten Überschrift des Göttingischen Jubel-Programms, bei welchen Gelegenheiten sonst das Latein in Gala zu gehen pflegt, ein noch auffallenderes Wörtchen gelesen: Celebranda anniversaria quinquagesima, adeoque semisaecularia. Da wußte ich mit dem Adeoque anfänglich noch weniger auszukommen. Nach altem Sprachgebrauche, (und vielmehr, sogar, und was noch darüber geht) führte es auf die Idee, als ob in Ihren Gegenden ein halbes Jubiläum vornehmer als 50 Jahre wäre. Am Ende vermuthete ich, nicht ohne Beifall der Mitrathenden, es könnte etwa unser sonach, somit heißen. Wer noch so viel Altes zu lesen hat als ich, kann gar zu leicht in Verlegenheit gerathen, wo es lediglich auf Kenntniß von Deutsch und deutschen Provinzialismen ankömmt, um das Latein, das sich disseits der See nicht zu lassen weiß, in seinen versteckten Bedeutungen auszuhorchen.

So glücklich gings mir indessen mit dem Etiam nicht. Erst Ihrer Abkündigung war es vorbehalten, Licht und Aufschluß darüber zu geben. Aber nun ist es auch sonnenklar, das schwierige Etiam bezog sich auf meinen Homerischen

Text. Darin war vom Digamma kein Gebrauch gemacht worden: Sie wollten daher vorläufig anzeigen, zu der ächten Kritik und Herstellung der ursprünglichen Les- oder Hör-Art des Homer gehöre — auch das Digamma äolicum. Allein da gerathe ich von neuem in Verlegenheit. Sie melden in eben dieser Abkündigung ausdrücklich: »Zu einem Drucke der Iliade nach dem Digamma würden sich wenige Liebhaber finden; deshalb sei eine Angabe desselben unter dem Texte rathsamer.« — Wer nun eben nichts unter dem Texte hatte, um seine Blöße zu decken? Sie wissen, wer in diesem Falle war.

Was geht uns aber jetzt der äolische oder gar pelasgische unbekannte Hauch an, wie Sie ihn nennen? Mag er meinethalben in oder unter dem Texte aller Dichter stehen, oder in einem künftigen fortlaufenden Commentar zum Hudibras, da wo die bekannten Hauche vorkommen, nachgetragen werden. Jetzt gibt es ganz andere Dinge abzumachen; Dinge, die ich freilich hätte eher verstehen können, si mens non laeva fuisset. Solche alberne Streiche spielt uns die Autorliebe! Eine Zeitlang sah ich die Kunst in Ihrer Recension gar nicht: die Kunst hatte den höchsten Gipfel erreicht, die Ähnlichkeit mit Natur und Wahrheit. Nachher merkte ich wohl, daß es mit

Ihrem Beitritte nicht viel auf sich hatte, daß allerhand große Misverständnisse unter uns herrschten! ob Sie mir gleich nicht, wie ehemals, das Meduſen-Haupt des Ariſtoteles de Poetica entgegenhielten. Aber nun fiel ich wieder auf die Einbildung, Sie wollten, aus Laune oder aus Liebe, meiner Sache mit einigen leichten Truppen zu Hülfe eilen, oder wenigſtens den Schein davon annehmen. Daher hielt ich es für hinlänglich, mit der ſchuldigen Dankſagung für dieſen Dienſteifer ein paar Worte über den ſchlechten Zuſtand der Beikäufer zu verbinden. Endlich helfen Sie mir auf Einmal aus allen Träumen. Was in meiner Schrift nicht zu einer Vorleſung paßte, die älteſte Geſchichte der Kritik nebſt allerlei andern Materien, hieß eine ausführliche Ausführung einfacher Sachen; das Ganze aber — eine Frucht des beiſpielloſen Fleißes des um die Litteratur ſo verdienten Hrn. d'Anße de Villoiſon — eben des Hrn. Villoiſon, der in den Gött. Anzeigen ſonſt ſelten ohne einen ſpöttiſchen Seitenblick vorbeigelaſſen wurde, deſſen großen in gedruckten Briefen und anderwärts wiederholter Weiſe gethanen Verheißungen von unerwarteten Schätzen zum Homer in den Jahren 81 bis 85 ſo ſanft entgegengelächelt wurde, daß ich, durch eine kleine

Bekanntschaft mit dem Leipziger Scholiasten verleitet, in einem Anhange zu Antimachus Fragmenten die inhumane Zudringlichkeit mit einer bescheidenen Zeile abzuwehren versuchte; — eben des Hrn. Villoison, von dessen endlich erschienenem Werke in den nämlichen Anzeigen gutmüthig genug geurtheilt wurde, der Vorrath von grammatischen und kritischen Bemerkungen in den Scholien verdiene nicht, so ganz verächtlich weggeworfen zu werden, ob er gleich für unser Zeitalter zu spät komme, da die meisten, welche griechische Litteratur trieben, sich lieber an Gegenstände hielten, die Kopf und Herz erbauten. — Von dieses Hrn. d'Ansse de Villoison's Prolegomenis sollen die meinigen eine Bearbeitung, oder, wenn man lieber will, eine Verarbeitung seyn. Seltsam genug! Auf demselbigen Blatte, das meinen Mangel an Offenheit aufs liebreichste rügt, mir eine so zutappende Compilation Schuld zu geben! Denn offner und zugleich plumper könnte man unmöglich agiren, als wenn man aus Prolegomenis wieder Prolegomena machte. Dann wäre leicht zu einer Disquisitio, Commentatio, Praelectio Rath gewesen: warum geradezu durch den Titel an die neue berühmte Quelle erinnern?

Demungeachtet lobten Sie stoßweise diese Bearbeitung; jedoch ohne Ihr Urtheil im geringsten zu beweisen, ohne selbst Ihr Recht zum Loben (nicht bloß beim Tadeln ist dieß nöthig) durch eine einzige tiefer eindringende Bemerkung zu erweisen. Nicht einmal darüber erfuhren wir etwas, in wie fern mir die den meisten Fleiß kostende Arbeit, das Heer verlorner unbekannter Schriftsteller von S. 186 an, einigermaßen in die rechten Zeiträume unterzubringen, gelungen sei. Dieß war gleichwohl vorzüglich das, worüber fast niemand, als wer den gleichen Weg gegangen, Belehrung oder Bestätigung erwarten ließ. Nichts hievon, nichts von mehrern ähnlichen Dingen; überall die flachste Betastung des Inhalts; und eine Laus auctoris, ein bis über die Grenzen der Recension überströmendes Lob — das sich aber nicht sowol aus dem Buche, als aus dem großen Herzen des Recensenten und aus einer Schätzung ergoß, die selbst ein undankbarer Mangel an Offenheit nicht hatte vertilgen können. Über dieß Alles geht mir, wie gesagt, jetzt ein neues Licht auf. Allein Ihre Schuld war es nicht, wenn das nicht früher geschah, wenn ich über die Menge schöner narkotischer Lobes-Floskeln die geflügelten Worte übersah, mit denen Sie die Angabe meines letzten Resultats einleiteten: Rec. trug die Sache im-

mer so vor. Wie leicht täuscht einen aber die erste Freude, über Gegenstände, worüber sich mitunter Freunde entzweien, ein gleichgestimmtes Urtheil von dem unerwarteten Fremden zu lesen! Durch den allgemeinen Eindruck begnügt, liest man in solchen Fällen gern ein Sätzchen sinnlos, womit man keinen eigentlichen Sinn zu verbinden weiß. Beinahe wie die ästhetischen Kritiker thun: man bringt durch eine Art von Selbstbetrug, die Worte sachte auf die Seite, zu deren Verständniß man den Schlüssel nicht hat. Woher sollte ich auch wissen können, was Sie immer vorgetragen haben?

In Nummer 203 sind Sie offner und ausführlicher. Sie treten vor eine hochachtungswürdige Gesellschaft und zugleich vor das Publikum, um gewisse schon längst gehegte, Vorstellungsarten vorzutragen, bei denen es wieder ganz und gar nicht Ihre Schuld ist, wenn man sie mit den bessern Begriffen vom Homer, die Sie erst in Umlauf zu bringen das Ihrige beigetragen hatten, für einerlei ansehen, und nebenher mit demjenigen, was ich in den Prolegomenen ausführlich vorgetragen, in Vielem übereinstimmend finden sollte. Doch Sie sagen dieß selbst, mit keinen andern Worten. Es steht bloß ein wenig zer-

streut in den beiden Anzeigen. Beide zusammengenommen, scheint es, Sie trugen kurz, ich trug ausführlich vor. Das wird der ganze Unterschied seyn. Was Wunder nun, wenn wir in Vielem so ungefähr übereinstimmen? In Vielem allerdings; doch, genau besehen, wirklich nur so ungefähr. Denn ausgenommen das Digamma, worüber die Märkische Grammatik und die wohlbekannten Engländer alles Nöthige und Unnöthige gesagt haben; ausgenommen drei oder vier am Wege liegende Einfälle, eine Menge Epochen und Plus machende Distinktionen, wie die sinnreiche Unterscheidung der Zeit, wo für die Doppellauter noch keine Zeichen waren, und nun wiederum der Zeit, wo diese Zeichen waren — was enthält die Anzeige der Vorlesung? Gerade dergleichen, was ich etwa einem Neugierigen aus einem Dutzend Abschnitten des Buches kurz vor Schlafengehen, höchstens auf einem Spazierritte erzählen könnte, wo sich bei einem mittelmäßigen Reuter die Achtsamkeit zwischen das Pferd und den Homer theilen müßte.

Noch während meiner Arbeit erhielt ich von einigen meiner Bekannten, die für die Correctur sorgten, Auszüge und Grundrisse, deren Druck die jetzige späte Vorlesung mitsammt der spätern Abkündigung leicht noch länger hätte verspäten kön-

nen. Allein das waren Übungen von Anfängern, die wenig gelernt hatten, wie man historische Schlußreihen verstümmeln, zusammenhängendes Räsonnement zerfetzen und zerfasern, durch Verrückung der bestimmten wahren Gesichtspunkte Alles in ein willkührliches Licht stellen müsse. Dazu gehören Meister; und sobald sie ihren Namen hergeben, so wird das Stück ein Meisterstück: sonst hieße es anders. Eins wundert mich bei Ihnen außerordentlich. Vor vier Wochen dünkten Ihnen die Sachen gar sehr simpel, Jedermann einleuchtend, kaum eines genauern Auszuges werth: jetzt halten Sie es nicht unter Ihrer Würde, nachdem sie einmal in Anregung gebracht wären, sie noch einmal umzurütteln, und eine Rhapsodie daran zu knüpfen, die verschiedenen arglosen Lesern wie eine zweite Recension vorgekommen ist. Über die Unkundigen, die nicht rechnsten! Die Rhapsodie wurde bereits im August vorlesen; und geschrieben — wer weiß wie lange vorher! Die Recension hingegen fällt in den November, die Abkündigung in den December. Damit ist ziemlich Alles erklärt. Denn es müßte nicht von rechten Dingen zugehen, wenn gewisse schon längst gehegte Vorstellungsarten, selbst über die verworrensten Dinge, vielleicht vor Jahren zu Papiere gebracht, endlich im August verlesen, ihrem Urheber im Novem-

ber nicht einfach und natürlich scheinen dürften. Eine Schwierigkeit bleibt freilich noch: wie zwischen dem 21. Nov. und dem 19. Dec die Sachen sich wieder so verwirren konnten, daß die lange Entwikkelung der einfachen Vorstellungsart nothwendig wurde.

Hiernächst habe ich nur eine einzige sehr einfache Frage an Sie zu thun, die nämlich: Wollten Sie in der Vorlesung, in der Anzeige derselben, in der Recension meiner Prolegg. dem Publikum die Meinung beibringen, als ob ich den Ideengang und die Resultate meiner Untersuchung von Ihnen entlehnt, Ihnen entwendet hätte? Oder wollten Sie diese Resultate bloß mutatis mutandis wieder von sich geben, um, wie Sie sich ausdrücken, ein Wort mitzusprechen?

Zu dem letztern hat, versteht sich, jeder ein Recht. So viel an mir ist, gebe ich jetzt sogar Jedem das Recht, die nämlichen Resultate vor Jahren gefunden zu haben. Auf ein und das andere mögen auch manche stille Forscher durch Beobachtung und Gefühl gekommen seyn. Es scheint gar zu natürlich. Ja, hätte Wood länger gelebt, und hätte er die ganze Materie, in die er einen der geistreichsten Blicke that, von allen Seiten als Alterthumsforscher und Kritiker beleuchtet;

ſicherlich wäre für uns beide, hier wenig zu thun. Lächerlich würde ich mir zuerſt vorkommen, wenn ich weiter einen Buchſtaben darum verlieren wollte, geſetzt daß Alle, die den Homer herausgeben wollten, oder wer nur einen im Hauſe hat, laut und leiſe erklärten, ſie hätten, ſeit wer weiß wie lange, ungefähr ebendieſelben Beobachtungen und Schlüſſe mit ſich herumgetragen; die Sache ſchiene für Leute von Einſicht abgethan. Auf dieſen Fall würde ich, um den Gegenſtänden der Unterſuchung beſſer auf den Grund zu kommen und die Hebung verborgener Einwürfe zu verſuchen, meine Zuflucht zu den verſtorbenen Herausgebern und Kunſtrichtern nehmen. Denn den gedachten Zweck zu erreichen, kenne ich kein beſſeres Mittel, als ſich in Gedanken beſtimmte Gegner und Vertheidiger des Hergebrachten vorzuſtellen, die nicht mit den Ohren urtheilen. Noch weniger endlich könnte ich, ohne ein ſelbſtſüchtiger ſchlechter Menſch zu ſeyn, jemals mich beleidigt finden, wenn ein Gelehrter durch neue Gründe, falls es deren hier giebt, zeigte, daß er für ſich auf einem eignen Wege zu dem gemeinſchaftlichen Ziele gelangt wäre. Willkommen vielmehr ſollte mir ein ſolcher Begleiter ſeyn. Allein ſo iſt, Ihren eignen Äußerungen nach, unſer Fall nicht. Trotz der Erwähnung von 20 und 30 Jahren ſcheinen Sie nicht zu ſagen, daß Sie

seit so lange, nicht einmal, daß Sie seit gr. (seit dem Jahre trug ich meine Ideen in mehrern Collegien bestimmt vor, und verhehlte sie keinem Freunde und Bekannten, der sie wissen wollte; sogar ein paar Schriften könnte ich Ihnen nennen, wo Einiges davon eben nicht in Chiffern steht:) Sie scheinen, sage ich, nicht allein viele Jahre hindurch diese Ideen in der Stille mit sich herumgetragen haben zu wollen; Sie scheinen solche selbst vorgetragen, zu einer Zeit, wo ich sie hätte hören können, vorgetragen, vielleicht sie mir sogar (ungewiß ob als Gedanken oder als Winke zu Gedanken) mitgetheilt haben zu wollen.

Hier ist, was den Grund, den einzigen Grund meiner ernsthaften Rüge ausmacht. Auf diesen Punkt dürfen Sie mir, der Sie ohnehin gern Briefe schreiben, die Antwort nicht schuldig bleiben.

Nie hätte ich gedacht, daß mein jugendlicher Aufenthalt in Göttingen so häßliche Nachwehen für mich haben würde. Ich verlebte die drittehalb Jahre dort so ruhig, fand mich bei dem Gebrauche der Bibliothek, den mir die beiden damaligen Aufseher erleichterten, höchst glücklich, ging zuweilen in Monaten nicht aus dem Zimmer, hatte wenige Bekannte, Vertraute noch weniger. Den rechtschaffenen lieben Köppen, einen Ihrer flei-

sigsten Zuhörer, der ungefähr gleich lange mit mir dort gewesen seyn mag, und mir ein Vierteljahr später nach Ilfeld folgte, lernte ich in Ilfeld zuerst von Gesicht kennen. Zwei der dasigen Lehrer, die der Umstand befremdete, müssen sich dessen noch jetzo erinnern. Daß ich in G. ein wenig unordentlich studierte, wird Ihnen aus den Erzählungen von D. und M. etwas erinnerlich seyn: Sie gaben mir selbst in den letzten Wochen meines Dortseyns, wo ich Sie etlichemal zu sprechen Gelegenheit hatte, deutlich zu verstehen, daß Ihnen meine Art zu leben nicht unbekannt geblieben. Auch würden Sie mich, wenn Sie mich von Seiten meiner Kenntnisse näher gekannt hätten, gewiß nicht zu einer Probelektion veranlaßt haben, deren gutes Glück von den Einsichten, folglich im Grunde von dem guten Willen der Ilfeldischen ältern Lehrer abhing. Andere hatten doch die Reise nicht nöthig.

Mein unregelmäßiges Studieren auf der Universität, das ich so wenig zur Schau tragen, als bei dieser Aufforderung zur Offenheit hehlhaben darf, war eine Folge von verschiedenen, zum Theil in meiner ersten Erziehung gegründeten Umständen, die mich, ohne alle Nebenbetrachtungen, zum wenigsten entschuldigen müßten. Ich war obendrein in G. zweimal gefährlich krank; das erste-

mal gleich im ersten Cursus. Dasmal war der D. Weiß, nachher der Geh. R. Baldinger mein Retter. Diese zwei Männer muß ich als diejenigen nennen, deren Lehren ich am sorgfältigsten hörte, ohne in dem Reste dieses halben Jahres die theologischen und philosophischen Vorlesungen ganz unbesucht zu lassen. Wie viel ich aber bei Ihnen zu hören nur angefangen, wissen Sie, oder können es aus Ihren Listen ersehen. Ich will Ihnen das Nachsehen erleichtern. Von den 10 Collegien, die mir Ihre gel. Anzeigen in der Zeit meines Studirens nachweisen, habe ich mich zu zweien gemeldet, zum Homer (leider zum Homer) und zur römischen Litteratur. Eigentlich sollte ich sagen zu dreien; aber bei dem dritten war gar das Melden alles. Nicht durch meine Schuld, wie Sie sich vielleicht auch erinnern. Es war ein Collegium uber den Pindarus, im zweiten halben Jahre. Von diesem schlossen Sie mich aus, als von einer Art von Privatissimum, wozu nur longe provectissimi den Zutritt hätten. Ich erbot mich, mit so kaltem Blute als mir möglich war, zu einer Probe meiner Kenntnisse im Griechischen. Sie antworteten darauf — entweder nichts oder etwas Unbefriedigendes: ich weiß es nicht mehr: das aber weiß ich, daß ich diesen Pindarus nicht eine einzige Stunde gehört habe. In Ansehung

der zwei andern Vorlesungen kann ich mich auf eine Nachrechnung der Zeit, wie lange ich jede besucht, nicht einlassen. Bei der sehr lückenhaften Chronologie, die mir über dergleichen Dinge meiner jüngern Jahre beiwohnt, ist es alles mögliche, daß ich mit Hülfe Ihrer Anzeigen so weit gekommen bin. Ohnedem wird, denke ich, ein noch lästigeres Detail durch einige gerettete Bruchstücke aus Ihrer Homerischen Einleitung völlig überflüssig werden. Vorjetzt nur noch folgendes. Die unfreundliche Art, wie Sie mich von dem sogenannten Privatissimum (in den Anzeigen heißt es in der That ein Privatum) zurückwiesen, machte in der Folge einen tiefern Eindruck auf mich, als ich auf der Stelle empfand. Und wäre sie nicht so unfreundlich gewesen, so müßte ich mich wenig kennen, wenn ich mich nicht, statt des trotzenden Anerbietens einer Probeschrift, auf Überreden und Bitten gelegt hätte. Denn die Schwierigkeiten des Pindarus machten mir gerade diese Stunde zur interessantesten von allen, die der damalige Lektions-Catalogus versprach. Genug, jene rauhe Begegnung war die vornehmste Ursache, warum ich das fernere Melden und Hören gänzlich aufgab, mich auf meine vorherige Studier-Art allein einschränkte, und nicht einmal eine Stelle in Ihrem philologischen Seminarium suchte, so ungern ich sie in ökonomischer Rücksicht entbehrte.

Einige Jahre nachher wurden Sie mein Lehrer. Warum nicht? Jeder Mensch, der eine Wissenschaft oder Kunst treibt, die in unsern Ländern zünftig ist, muß seinen Lehrer gehabt haben. Ich hatte mehrere gehabt; darunter einen, dessen Talenten und Methode in Sprachen ich meine frühere Bildung vorzüglich verdanke, einen Mann, den Wenige außer seiner Geburtsstadt Nordhausen kennen mögen. Sein Andenken ist mir noch immer ehrwürdig, und ich habe ihn oft und mit innigem Vergnügen in den Cirkeln deret erwähnt, die in seiner Nähe wohnten. Jedoch zur Zunftfähigkeit fehlte mir ein akademischer Lehrer. Zum Glück war der nicht weit zu suchen. Ich wohnte an einem Orte, wo Ihr Name selten ohne Andacht und Händefalten ausgesprochen wurde. Wenn das mehrere gute Menschen um und neben uns thun, so war ich immer des Glaubens, daß dabei irgend etwas Achtungswürdiges zum Grunde liegen müsse. Noch die Stunde denke ich über diesen Punkt nicht anders. Das bloße vello laudari a laudato viro wird es nicht ganz allein ausmachen. Überdieß hatte ich niemals bei mir überlegt, wie viel ich von elementarischen Ideen und von dem Interesse, das ich an klassischer Gelehrsamkeit fand, den Lektionen, die ich bei Ihnen und andern Lehrern angefangen, (ich hörte selbst bei meinem halben Landsmanne

manne Volborth eine, wo lateinisch geschrieben wurde,) oder gewissen bestimmten Büchern, die ich gelesen, auf Rechnung zu setzen hätte. Wer könnte oder möchte auch mit einiger Sicherheit so etwas ausmitteln? So faltete ich denn zuweilen ἐν ἀμαρτί γε δυμῷ die Hände, wie ichs meine Freunde thun sah. Nach und nach wurde ich in den Augen dieser, denen ein Schüler von Ihnen zu heißen der ehrenvollste Titel schien, eben das, was sie selber theils waren, theils zu seyn wünschten; bis es sich bei einer besondern Gelegenheit zeigte, daß ich kaum ein recht exoterischer Schüler gewesen seyn möchte. Es fehlte damals wenig, so hätte ich über Ihre Unzufriedenheit mit meiner Behandlungsart der Schriftsteller und der jungen Leute, denen ich zu viel auszulegen schien, dasselbige gethan, was vorher in der nämlichen Lage Mauvillon thun wollte. Zeugen hievon leben gleichfalls noch. Indeß auch dieses ging vorüber: ich sah bloß aufwallende Hitze, bittere Laune; schlimme Absichten sah ich nicht.

Um das Jahr 80 schrieben Sie eine Nachricht vom Zustande der Ilfeldischen Schule. Darin wurde ich als ein angehender Humanist mit aufgeführt, der in Göttingen Unterricht empfangen. Von wem, verstund sich von selber. Etwa zwei Jahre darauf gab ich etwas im Fache

der griechischen Litteratur heraus; wozu mich der sel. Morus aufmunterte und den Verleger ausmachte. „Nun hießen Sie, dem ich überdem die besten Hülfsmittel von der Göttingischen Bibliothek verdankte, mir öffentlich Lehrer — wie natürlich; dazu Wohlthäter — wie billig: denn für meine damalige Lage glaubte ich Ihnen die meiste Verbindlichkeit zu haben. Überlassen Sie es nun der Entscheidung jedes Unpartheiischen, ob ich unter jenen Umständen, durch Stillschweigen oder auf andere Weise, eine Auszeichnung der Art hätte verschmähen können, ohne gegen die gemeinsten Gesetze der Höflichkeit, ich will nicht sagen der herkömmlichen zunftmäßigen Ordnung, anzustoßen; noch dazu eine Auszeichnung, die um mich herum so viel galt, und just damals in gelehrten Blättern über die Maßen gelten gemacht wurde. In der Anzeige des Büchelchens bestätigten Sie meinen nicht zu kühnen Anspruch durch einen ehemaligen gelehrten Mitbürger. So kamen wir, ohne von beiden Seiten ein ganz unwahres Wort gesagt zu haben — in die völlige Ordnung, in die necessitudo, oder wie ichs nennen soll. Ein kleiner Briefwechsel kam hinzu, der noch von hier aus einige Zeit fortging. Gegen Ende des J. 83. suchte ich Ihnen zuerst die freundschaftlichen Besorgnisse zu heben, die Sie wegen meiner hiesigen

Stelle gehabt hatten, und Sie freuten sich in einer Antwort v. 26. Dec. meiner Zufriedenheit. Ich hatte Sie in meinem Briefe um die Scholia des Hesiodus und Wintertoni Poetae min. zu dem übereilten Abdruck der Theogonie gebeten: Sie wären so gütig, mir diese Bücher zu schicken, und überdieß einen Beitrag von Observv. als Anhang anzubieten. Noch einige Briefe folgten, und ich blieb in der Ordnung. Ich würde immer besser hinein gekommen seyn, und Gelegenheit gefunden haben, was mir zu einer nähern und freundschaftlichen Verbindung mit Ihnen früher gefehlt hatte, einigermaßen nachzuholen, als ich — — diesen und jenen Briefwechsel aus guten Gründen abbrach. Die Gründe wissen Sie, wie ich von gemeinschaftlichen Freunden höre; darum erlassen Sie mir wahrscheinlich den Beweis ihrer Güte. Unsere Ordnung indessen, das ehemalige angedeutete und dankbar erkannte Verhältniß unter uns, wurde dadurch von meiner Seite keinesweges aufgehoben. Selbst jetzt nicht und überhaupt niemals würde ichs mir haben einfallen lassen, Ihnen die wahre Beschaffenheit desselben ins Andenken zu bringen, wenn Sie nicht bei dem gegenwärtigen Anlasse einen für mich so unglücklichen Gebrauch davon gemacht hätten.

Aber seitdem unser Briefwechsel ins Stecken

gerathen, soll ich, wie man erzählt, in meinen Vorlesungen mit Tadel von Ihnen geurtheilt haben. Es kann wohl nicht anders seyn; nur geschah es nicht erst von jener Zeit an. Immer war es mein Fehler, ohne Rückhalt zu loben, wo ich etwas Lobenswürdiges fand, und das zu tadeln, was mir aus Gründen missfiel. Ich that eben das in Absicht auf Sie schon sonst. Allein, wie ich weiter studierte, fand ich, ob ich gleich kaum die Hälfte Ihrer Schriften gelesen, manchrlei Großes und Kleines, was mir nicht allein irrig und ohne Prüfung nachgesagt, sondern selbst dem gelehrten gründlichen Studium alter Litteratur sehr nachtheilig schien. Wenn ich solche Dinge da, wo Sachen und Personen aufforderten, freimüthig ausstellte und widerlegte, so that ich hierin, was ich für Pflicht halte, und von andern Gelehrten, besonders öffentlichen Lehrern, in Ansehung meiner wiedererwarte. Bei Ihnen aber that ich es gewiß noch seltener, als bei irgend einem Schriftsteller, mit Nennung Ihres Namens: dieß ist in Vorlesungen durchaus nicht meine Gewohnheit; es giebt derer, wo ich vielleicht nicht 12mal den Namen dessen, über dessen Buch oder Ausgabe ich lese, noch weniger eine namenlose Andeutung seiner Person über meine Lippen gehen lasse. Öfter nannte ich Sie, wo ich Ihnen beipflichtete, zuweilen in Sachen,

worüber ich nachher, durch fremde Belehrung und eignen Fleiß zu richtigern Einsichten gelangte; überall jedoch, wo es galt, erwähnte ich Sie mit Anerkennung Ihrer Verdienste um philosophische Vergleichung alter und neuer Zeiten, um das Studium der Antike, um eine, wenn sie in den Grenzen bleibt, wohlthätige Verbreitung populärer humanistischer Kenntnisse; und in der Stille bewunderte ich oft die Gewandtheit, mit der Sie von jeher den Geschmack des Zeitalters zu Ihren Absichten zu lenken wußten.

Übrigens war bei meinem Tadel niemals die Rede von Ihnen, nie von dem Menschen, bloß von dem Schriftsteller, bloß von seinen Büchern. Halbköpfe, die diese Unterscheidung für leere Spitzfindigkeit halten, und Scribenten, welche drei Tage lang die Auditorien und einen halben die Straßen der Stadt durchlaufen, um für die nächste Messe das Innere und Äußere einer Universität zu beschreiben, mögen wahrscheinlich bei mir mehr gehört haben, als zu hören war. Es ist die sicherste Art, die Superiorität seiner Ohren in Ansehen zu setzen. Dafür hoffe ich aber noch wahrheitsliebende Zuhörer genug gehabt zu haben, die dem Geschwätze von absichtlichen Angriffen auf Sie widersprechen müssen. Ich stehe mit äußerst wenigen in Briefwechsel: Ihnen sind viel-

leicht mehrere bekannt, von welchen Sie gewissenhafte Nachrichten erhalten können, wenns Ihnen der Mühe werth dünkt. Nehmen Sie hinzu, daß ich noch dieß Jahr öffentlich oder privatim den Autor erklären soll, der mir zu Angriffen, die keinen Schein von Absichtlichkeit an sich hätten, nähere eigentliche Veranlassung gäbe; daß ich in den Jahren, wo ich für die A. L. Z. recensirte, keine einzige Ihrer Schriften beurtheilt, eben so wenig mir im Vorbeigehen irgendwo Äußerungen gegen Sie erlaubt habe, dergleichen Sie sich wohl gegen Ernesti (den Sie, meine ich, auch gehört haben) sonst hin und wieder in den Anzeigen entfallen ließen; daß ich sogar die Gelegenheiten, Sie vor dem Publikum zu tadeln, selbst alsdenn, wenn sie sich darboten, mehrmalen vermieden habe. Kurz, ich hoffte, Sie sollten zu jeder Zeit an mir einen, wo nicht gerechten, doch unleidenschaftlichen Beurtheiler finden, wenn Sie in manchem Ihrer Freunde und Briefwechsler nur begeisterte Verehrer hätten. Von nun an wird mir dieser Vorsatz schon etwas schwerer zu halten seyn; und dennoch hoffe ich ihn zu halten.

Aber sagen Sie mir, ich bitte Sie, wie in aller Welt kamen Sie zu den Andeutungen, daß ich zu meiner Homerischen Arbeit Ihre akademischen Vorträge benutzt hätte? oder wollen Sie mich samt

allen meinen Nachbarn, in die Leseschule schicken? Sie sagen ja bestimmt und geradezu: Recensent trug die Sache immer so vor — und unmittelbar lassen Sie mein Haupt-Resultat nebst einem Stückchen Weges folgen, den ich dazu ungefähr genommen habe. Neu dünkte Ihnen freilich weder das Resultat noch die Beweise von gewissen Sätzen, die Wood und Andere als Muthmaßungen gegeben, und der Chor der einstimmenden Nachsprecher noch immer nicht zu Sätzen hatte machen wollen. Denn es fanden sich hie und da gesetzte Männer genug, welche die erste Grundlage meiner Vorstellungen ernsthaft bezweifelten, und die Frage, ob Homer geschrieben, bejahten. So mehrere Engländer, bei denen überhaupt Woods Hypothesen wenig Glück machten; unter den Deutschen namentlich der gelehrte Beck in seinen beiden Anleitungen zur alten Welt-Geschichte. (S. 217. oder 195 in d. kl.) ein Schriftsteller, den niemand beschuldigen wird, die opiniones doctorum nicht hinlänglich zu kennen, oder ohne geprüfte Gründe am Alten zu hängen. Es ist auch ganz vernünftig, Probleme und Sätze, die man allenfalls im Traume auffassen kann, und ihre zuweilen nicht leichte Demonstration, in der Geschichte wie in der Mathematik, von einander zu unterscheiden. Hierüber konnten Sie indes-

sen in den Anzeigen nach Belieben absprechen; Sie konnten an das, was den Namen des Neuen haben soll, Forderungen machen, wie Sie wollten. Aber da liegt der Klagepunkt keineswegs. Hier liegt er. Indem Sie die Sachen für sehr einfach erklären, und nur die Ausführung unmäßig bewundern; indem Sie Ihre Vorträge dreimal ausdrücklich erwähnen, nebenbei bezeigen, daß die Sache vor der Zeit ihrer Reife in Anregung gebracht sei, meinen Mangel an Offenheit bedauern, von vorweggenommenen Gloriole reden u. s. w., verschwindet der Gesichtspunkt gänzlich, aus dem der Billigste vielleicht Lust gehabt hätte, den unbedeutenden Irthum über Alt und Neu zu betrachten. Am Ende geben Sie gar klärlich zu verstehen, wie wenig helle es in der gepriesenen gelehrten Forschung wirklich aussehen müsse, da Sie, um über die angeregten Zweifel etwas bestimmtes vorbringen zu können, selbst in die Fragen erst Licht zu bringen versprechen — was Sie sofort durch Bezifferung und Beschwabacherung bewerkstelligen.

Heißt dieß bei Ihnen Schriften anzeigen? Ist dieß das von Haller in Rücksicht auf Ihre Zeitung entworfene Recht des Recensenten? Dann behüte uns der Genius der Wissenschaften vor dem Rechte! Und doch ist das Alles noch nicht

einmal Alles. Was mir bei der Vergleichung der beiden Angeigen im höchſten Grade empörend war, iſt die Härte mit der Sie mich von einer andern Seite in eine Lage ſetzen, die nicht ehrenrühriger ſeyn kann. Eben hatten Sie mich meinen Antheil an jenen Ideen öffentlich behaupten ſehen: mit Eins treten Sie auf; nichts weniger, Sie ſchleichen mit der reſpektabelſten Miene des Auftretens, mitten unter die Leute, um ſie in die rechte Küche zu weiſen, wo dergleichen Sachen vor vielen Jahren gekocht wurden. Wenn ſolch ein Verfahren nicht an litterariſche Grauſamkeit gränzt, ſo weiß ich keinen Namen dafür. Was hinderte Sie denn, mit den Materialien meines Buches, die ſeit Jahr und Tag bekannt waren, eine Zeitlang vor mir aufzutreten? Dann hätte das Publikum, das jetzt Ihre beiden Angeigen vergleicht, ein paar belehrendere Gegenſtücke über einerlei Materien erhalten, und ich — mußte meine Langſamkeit für mich beſeufzen oder belachen. Was brachte Sie dazu, die Ingredienzen meines kleinen Gerichts gleich nach dem erſten Genuſſe als verdorbenen Brei aufzutiſchen, anſtatt uns auf eine künſtlichere Zubereitung nach Vollendung der gewiſſen Arbeit warten zu laſſen? Zehn Jahre früher oder ſpäter, ſagen Sie ja, ſogar beim Digamma, konnte zur Sache nichts

thun. — Glücklich, wem es lediglich um die Sache zu thun ist!

Nun ist uns noch ein Gang übrig, um auszumachen, wer derjenige sei, der seit Woods Versuche nichts gethan, um den Zweifeln des hellsehenden Mannes auf einen festen Punkt zu helfen, der vielmehr die gemeine Vorstellung von Homers Epopöen, die dem neuern ästhetischen Geschmacke schmeichelt, als unbezweifelte Wahrheit und als Grundlage für eigene Träume wiederholt, und durch verschiedene Äußerungen den Weg zu einer tiefern Untersuchung versperrt habe. Sie sagen in der Abkündigung: »Es ist so leicht zu zweifeln, und gemeine Meinungen zur Prüfung zu ziehen; wäre es nur eben so leicht, etwas Sicheres an die Stelle zu setzen!« Hier ist in der That der Fall, wo Beides gleich leicht ist. Ich ergreife Ihre Einladung zu einem Spaziergange — in Ihre Schriften, Vorträge und Anzeigen. Beschwerlich kann er Ihnen, eben weil Sie dazu einladen, nicht seyn: mir und Andern, die ihn schon vor Ihrer Einladung machten, war er nicht wenig. Es kann daher wol seyn, daß wir deswegen manche Blume stehen ließen, die sich erst durch künftige genauere Anweisung ihres Pflegers wird nachpflücken lassen. Was sich vors erste gefunden hat, macht indessen ein artiges Sträußchen, das

hinreichend ist, die Dünste der neuen Vorlesung unschädlich zu machen.

Die Hauptsachen, auf die, dünkt mir, das meiste ankam, um eine ordentliche Untersuchung über die ursprüngliche Beschaffenheit des Homer einzuleiten, waren diese: eine historische Bestimmung der Zeit, wann die Bücherschreibung in Griechenland üblich geworden; ein richtiger, den Umständen der ältern Cultur gemäßer, Begriff von der Kunst und Gesangart der Rhapsoden; eine Prüfung der den Alten selbst frühzeitig gleichgültig oder dunkel gewordenen Traditionen von einer Anordnung Solons und einer Sammlung des Homer durch den Pisistratus; ein allgemeiner Blick auf einige, ungeachtet der nach und nach geschehenen Überarbeitung und Glättung der beiden Ganzen, noch jetzt sichtbare Fugen und andere innere Merkmale von ungleichartiger Verfassung. Was den vierten und letzten Punkt betrift, so habe ich darüber bisher wenig gesagt, nämlich gerade so viel, als denen lieb ist, für die eine geendigte Untersuchung solcher Art weiter kein Interesse hat. Das mußte wenig seyn: dennoch hielten es Manche für mehr, als man bei verschiedenen Stücken des Alterthums, schriftlichen sowohl als Kunstwerken, die man für unächt erklärte, zum Beweise seines kritischen Gefühls angeführt hat. Mehr über diese Materie von Ihnen zu fordern, würde Zudringlichkeit seyn.

Allein über die übrigen hätten Sie uns wol früher etwas sagen können. Lassen Sie uns der Reihe folgen. Ich frage Sie: Wo oder wie haben Sie zuerst etwas über die Epoche der verbreiteten Schrift gesagt? Ich meine etwas, das den Schnellglauben an eine Hypothese durch historische Gründe befestigen konnte. Seit 1770 (in dem Jahre erschien Wood's Essay,) mögen Sie allerdings gemeint haben, Homer habe seine Gedichte nicht geschrieben. Früher meinten Sie es offenbar nicht. Denn in der Anzeige von Wood erwähnten Sie die sehr wahrscheinliche Meinung, Homer habe seine Gedichte nicht geschrieben, und man habe zu seiner Zeit von keinem Alphabete gewußt, bloß als Auszug aus dem Buche, ohne den gewöhnlichen Wink, daß so etwas uns bereits bekannt gewesen. Auch schien noch 1773 dem weniger enthusiastischen Recensenten im 2ten Bande der unter Walchs Namen herausgekommenen philol. Bibliothek die neue Meinung von Erwiesenheit ziemlich entfernt. Wenige Jahre nachher, als ich Sie Blackwells und Woods bessere Begriffe vom Homer in Umlauf bringen hörte, hatten Sie zwar nicht übel Lust, die Hypothese für sehr wahrscheinlich auszugeben, jedoch ohne den mindesten Grund beizubringen, den ich nicht schon bei Wood gelesen hatte. Der entscheidendste dämp-

te Ihnen die Existenz der Rhapsoden und ihre allgemein übliche Deklamation; wobei aber vermuthlich mehrere Ihrer Zuhörer denken mochten, daß damit ein wenig zu viel erwiesen sey. Hinterher muß Ihnen selbst der Beweisgrund allzu herzhaft vorgekommen seyn. Denn bei der mißverstandenen Stelle des Apollodor, die ich S. 74 erläutert habe, hielten Sie die Briefschreiberei, sogar des heroischen Zeitalters, im Homer nur für zweifelhaft. Unser Autor, sagten Sie, trug kein Bedenken, Buchstabenschrift und Billets in jenem Zeitalter anzuerkennen, was doch in Il. 6, 168 dunkel ist. (Obscurum est.) Das scheint sich einer Ihrer jüngsten Zuhörer gemerkt zu haben, der in der 4ten Auflage der Köppenschen Anmerkungen bei jener Stelle über die Zeichen noch nichts entscheidenderes beizubringen weiß, als eine Irländische Autorität die aus den unglücklichen Zeichen wieder Buchstaben macht. Warum faßte er nicht lieber die Winke, die ihm die Schule über diesen Gegenstand, wenigstens in den letzten Jahren, bei der Interpretation der Ilias gegeben hatte? Oder lag der Fehler nicht an seiner Fassungskraft, die er wirklich durch gelehrte Proben bewähret hat? Ist dieß der Fall, so sollte ich meinen, meine Ausführlichkeit über das wiewohl gar nicht neue Pro-

blem dürfte verzeihlich seyn. Ich erinnere mich der Zeit noch deutlich, wo ich selbst in Verlegenheit war, wenn mir von einem freundschaftlichen aber männlichen Gegner ein haltbarer Beweis für die Meinung abgefordert wurde. Weit mehr mußte es aber derjenige seyn, der bei jeder Gelegenheit die Buchstabenschrift seit Kadmus Zeiten und die Inschriften beim Herodot als erwiesen und ächt annahm. Deshalb glaubte ich, bei diesem ersten Schritte könnte ein volles Licht nicht leicht schaden, zumahl da er für die eigentliche Kritik des Textes von der größten Wichtigkeit war. Gleichwohl habe ich dort einige nothwendig dazu gehörende neue Forschungen über griechische Paläographie nur flüchtig entworfen, zum Theil in ihren letzten Resultaten berührt, um nicht in ein unverhältnißmäßiges Detail zu fallen.

So fehlt auch noch der Geschichte der Rhapsodik, einem unentbehrlichen Stücke der griechischen Litteratur, vieles zu völliger Aufklärung. Was unmittelbar zu meinem Zwecke gehörte, war erstlich die Bestimmung, worin das ῥάπτειν ἔπη bestanden, ein Ausdruck, der nicht auf Verfertigung sondern auf künstliche Verbindung und Zusammenordnung geht; ferner, daß diese Kunst, wie der rhapsodische Vortrag überhaupt, in einer Art von Schulen, dergleichen die Dich-

kunst früher als die Philosophie hatte, auf eine der Erhaltung der Gesänge nicht zu nachtheilige Weise erleint und getrieben seyn müsse; endlich, wie die Singart dieser Repräsentanten der ältern Barden die Verwechselung, Verdunkelung und den gänzlichen Untergang von manchen ehemals berühmten Namen anderer Homere aufs natürlichste bewirkt habe. Das mehrste hievon gründet sich freilich auf analogisches Räsonnement: aber Sie werden zugeben, dieß erhält zuweilen in der Reihe sicherer historischer Data eine Gewißheit, wie sie kaum die 23 Stiche haben, an denen Jul. Cäsar gestorben ist. Und so kurz ich besonders hier gewesen bin, so ist doch die Tendenz von Allem leicht zu entdecken, um jeden nachdenkenden Leser dahin zu führen, wohin die Sache führen kann.

Daß Sie in einigen Dingen über die Rhapsoden weiter sahen als Dr. s. g. w. A., glaube ich gern. Eine gute und wahre Bemerkung fand ich wenigstens in der Ihnen nachgeschriebenen Einleitung zum Homer. Sie gaben einen Wink, wie die von Plato verspotteten Rhapsoden von den ältern zu unterscheiden wären. Allein über jene Hauptmomente sagten Sie nichts oder etwas Falsches; z. B. über den Namen der Rhapsoden, in dem schon Alles steckt. Ich gebe Ihnen Ihre

eignen Worte, ein Muſter von philologiſchen Zweifeln, wieder, wie ich ſie finde: »Über die Ableitung des Worts ἀοιδός pflegt man viel zu muthmaßen. Die Grammatiker haben eine falſche Ableitung gemacht, als wenn es die Stabſänger hieße, von ἐράβδος. Denn ſie trugen einen Stab beim Deklamiren. Aber das iſt wider alle Grammatik, ſo zu derivirn. (?) Es muß ſeyn von ἀείρω τὴν ᾠδήν d. h. consuere; alſo der mehr Verſe zuſammenſetzt als ſelbſt macht. Das paßt aber auch nicht. Alſo carmina, versus, facere, componere: ἀείρω heißt in der älteſten Sprache ſo viel als ὑφαίνω: doch das geht wieder nicht recht an, obs gleich ſchon beſſer iſt. Die Rh. machten nicht eigentlich Verſe, ſonder deklamirten nur. Am richtigſten folglich ſcheint, ὁ ἀείδων ἀοιδά, canens versus compositos.« Da hatten wirs! Der gemachte Verſe ſingt! Wie mochten nun die heißen, welche ungemachte ſangen? Etwa, αὐτοσχεδιασταί? — Das nämliche Reſultat der Zweifel gaben Sie dem Publikum im J. 1791. S. 109. in den Zuſätzen zum Pindarus, nach dem Sie eine Wortfolge angegeben, die gewiß auch ohne meine Anmerk. S. 107., auf immer neu bleiben würde. Dann ſchreiben Sie weiter: Videntur ἐπικὰ ἔπη non uno modo dicta: primum, quatenus ἐπικὰ ἔπη est versus facere, com-

componere, tum quatenus diversas Iliadis partes, ἔπη, quas memoria tenebant, alteram post alteram recitabant, nach Solons Anordnung nämlich. Das iſt Alles. Auf die übrigen der oben gedachten Punkte ſcheinen Sie nirgends Rückſicht genommen zu haben.

Ob Sie dagegen die Nachrichten von der Piſiſtratidiſchen Sammlung des H. je darauf angeſehen, worauf mich zufällig der erſte Blick leitete, kann ich nicht beſtimmen. Es ſcheint nicht. Wenigſtens wären Sie dann durch eine unausweichliche Aſſociation über die Cykliker auf andere Gedanken gekommen, als Sie in dem Excurſus zum Virgil vortragen und S. 45 in den Anmerkk. zu Proklus Chreſtom. wiederholen. An beiden Orten reden Sie von dem epiſchen Cyklus als einer von Grammatikern, folglich erſt im Alexandriniſchen Zeitalter, verfertigten Sammlung. Über die Homeriſche Zuſammenordnung aber laſſen Sie ſich nirgends ein Wort abmerken, weder in Ihren Schriften, ſo weit ich ſie kenne, noch in den Vorleſungen. Hier lautete Alles ſo, wie in Küſters Büchlein. Dafür gaben Sie uns über das Ganze der Epopöen Homers eine Anzahl einleitender Betrachtungen, über große Handlung, große Abſichten, große Leidenſchaften, große Gefahren, große Hin-

dernisse, große Sentiments, über Erstaunen und Verwunderung, Knoten, Illusion, Anfang, Mittel und Ende der Epopöe, wo ich Ihre erste Disquisitio vor der Äneide und meinen lieben Batteux leibhaftig wieder fand, nebst einem Anhange von der Dauer der Handlungen nach einem Memoire der Akad. der Inschriften, auch von der Trojanischen Chorographie, einer Arbeit, der man noch die Mühe ansah, die sie Ihnen gekostet hatte. Kurz also, wie die Gedichte und Rhapsodieen vor dem Pisistratus möchten ausgesehen haben, davon habe ich von Ihnen keine Sylbe weder in Schriften gelesen, noch in Vorlesungen erfahren.

Es kann seyn, Sie trugen Anderes zu anderer Zeit vor, vielleicht mitunter Widersprechendes; oder gewisse Vorstellungsarten fielen just in Stunden, wo ich abwesend war. Glücklicherweise lassen mich Ihre neuern Schriften nicht im Stiche. Gleich in der neuesten, Lechevaliers Reise nach Troja, giebt es vorne und hinten Mehrerlei, was sich in keinem Betracht im J. 1792 erwarten ließ. Hier sprechen Sie noch gerade wie sonst von dem epischen Dichter Homer. Einmal sogar (S. 269) von dem hochepischen, und das bei einer Gelegenheit, die mit der Geschichte vom Thurme Babels Ähnlichkeit genug hat, um auch den

Moſes zu einem hochepiſchen Autor zu machen. Am unbegreiflichſten iſt mir aber, wie Sie bis 1792 eine gleichförmige Topographie in der Ilias ſuchen, und ſo viele vergebliche Verſuche darüber machen konnten, wenn Sie in dem Werke nach Ihren jetzigen Ausdrücken (S. 2030) Interpolationen ganzer Rhapſodieen von verſchiedenen Sängern entdeckten. Wer das eine entdeckt hat, kann das andere ſchlechterdings nicht ſuchen, noch weniger auf die Art, wie Sie thaten. Erſt als ich mich von den Interpolationen ganzer Rhapſodieen (nicht bloß der 2 Schlußgeſänge) durch ein anhaltendes Studium der Geſchichte des Textes überzeugt hatte, konnte ich aus Gründen muthmaßen, daß weit größere Discrepanzen, als jetzt über das Lokal übrig ſind, von den glättenden Händen der Reviſoren vertilgt ſeyn müßten. Erſt dann konnte ich S. 134 den Wunſch äußern, daß niemand ſich der Iliade halber weiter nach Troja bemühen möchte. Die Bemerkung iſt einfach, und würde, früher gemacht, mehrere Wanderer und Forſcher zur Ruhe geſetzt haben.

Der hochepiſche Dichter Homer bringt mich wieder auf Ihren Virgil, aus dem ich mich jedoch nur Einer Stelle erinnere, die ich ordentlich ante oculos gehabt habe. Es iſt die, wo Sie ſowohl in den größern als kleinern Ausgaben nach

allen Auflagen (p. XXI. XXVIII. 360. 355.) von dem Zierrath und der schönen Verflechtung der Episodiorum in die Haupt-Handlung reden. Sie setzen vom Homer hinzu: Ex toto belli Troiani decursu unum heroem, unum factum selegit, adeoque infinitis aliis rebus ex istius belli historia ad exornandum et amplificandum argumentum recte uti potuit. Verstehen Sie nun mein unum actum, unum heroem selectum, reliqua ad exornandum scilicet callide interposita S. 117? Hätte ich damals Ihre Epist. de nova Homeri editione zur Hand gehabt, so würden mich S. 15 und 19 vielleicht zu ähnlichen Scilicet's verführt haben. Denn auch da schärfen Sie den künftigen Herausgebern des Homer ein, auf des epischen Gedichts Natur, Plan, Regeln und Umfassung einer Haupt-Handlung zu achten. Wie stimmt aber das Alles mit der gegenwärtigen Vorlesung zusammen, wo es Ihnen (S. 2028. ff.) höchst unwahrscheinlich vorkömmt, in so alten Gedichten so viele einzelne Handlungen, subordinirt, als Episoden, eingetragen zu sehen, Theile die zur Haupt-Handlung nicht gehören, sich in Gruppen stellen lassen u. s. w.? wo Sie sagen: Alles neige sich auf die Seite der Hypothese, daß das große Gedicht, die Iliade, aus einzelnen Gesängen erst

ſpäter erwachſen ſei? Durch dieſe Duplicität ſetzen Sie Ihre Leſer in eine wunderliche Verwirrung. Sollen ſie nun der neueſten Vorleſung, zumahl vor dem Drucke, oder dem mehrmals gedruckten Virgil trauen? An Ihrer eigentlichen Meinung über die Sache wird Vielen zu ihrer Beruhigung äußerſt gelegen ſeyn.

Ich verbinde hiemit eine Stelle aus Ihren Anzeigen, die mir wenigſtens dunkel vorgeſchwebt haben mag, als ich S. 119 eine den Plan der Ilias mehr erſchöpfende Ankündigung des Inhalts vermißte. Ich ſchrieb: Subabsurdum foret, talem diligentiam subtiliorem esse dicere quam pro Homerico saeculo etc. Der vorübereilende Tadel iſt, wie Sie ſehen, für den Leſer allgemein; aber er bezieht ſich vielleicht auf die Stelle, wodurch Sie einem Gelehrten, der die wohlgegründeten Zweifel gegen Il. 2. auflöſte, folgendergeſtalt antworteten: »Von den Dichtern müſſe man nicht erwarten noch fordern, daß ſie den Inhalt einer epiſchen Erzählung mit der Genauigkeit eines Epitomators angeben ſollen. Homer drückt ſich bloß im Allgemeinen aus: er wolle den Zorn Achills, mit den darauf, nach ſeiner Trennung vom Heere, erfolgten Niederlagen beſingen. Man wende ſeine Worte, wie man will; mehr ſagt er nicht. Auch hier erwartet man vom Homer die Kunſt und die

Genauigkeit eines Alexandriniſchen Dichters, welche H. nicht haben kann und ſoll.« So ſchrieben Sie im May d. J. 1792. S. 843 der Gött. Anzeigen. Im Jahrgange von 1795. S. 2029 ſcheint Ihnen der große Plan der Iliade aus ſo frühen Zeiten unwahrſcheinlich, und Sie führen außer den unkünſtlichen Planen der cykliſchen Gedichte u. dergl. auch das als einen Grund an: »daß nun nicht einmal mehr die erſte Ankündigung dazu paßt; denn jetzt ſind in der Iliade weit mehr Dinge enthalten, als angekündigt ſind.« Jetzt freilich! Dies war ja aber ſchon im Mai von 1792 eben ſo.

Doch dies iſt unſere Grenze noch nicht. Es wäre auch ſonderbar, wenn Sie nicht die Zierrathe der Episodiorum aus Ihrem Virgil am längſten behauptet hätten. Dies thaten Sie, ich weiß nicht ob zuletzt, in einer Anzeige von 1793. S. 1143, die Sie auf den hiſtoriſchen Plan des Herodot brachte. »Herodots Art, den vielartigen Stoff der Geſchichte epiſodiſch zu ordnen, führte, bei der Ähnlichkeit mit der epiſchen Poeſie Homers, frühzeitig auf die Bemerkung, daß Herodot hierin dem Homer gefolgt ſei.« Indeſſen hier iſt Ihnen die epiſche Poeſie Homers vermuthlich ſchon die jüngere Διασκευή, die der Geſchichtſchreiber vorfand. Denn nun waren ja die Venetianer

schen Scholien da; nun wird es hohe Zeit für Sie, die von allen diesen Äußerungen abgehende Meinung anzunehmen. Seit der Mitte des J. 1793 thaten Sie es, wie man sieht, zwei volle Jahre vor der oft erwähnten Vorlesung! — Ich habe nichts dawider; nur das freuet mich, daß um jene Zeit schon an meiner Ausgabe gedruckt, und die Einleitung dazu in ihrer jetzigen Form geschrieben wurde. Ich sage in ihrer jetzigen Form. Ich möchte gesehen haben, wie man sie in der frühern deutschen aufgenommen hätte, worin sie der Herausgeber des Journals von und für Deutschland im 5. Stücke von 1784 versprach, oder worin sie gar ein Berlinischer Gelehrter nach den ersten Linien kennen lernte, dem ich eine einzelne Schrift darüber zum Verlag anbot, und der durch eine abschlägige Antwort vom 16. Mai 1780 die erste Veranlassung des längern Aufschubes wurde. Dies wird Ihnen zur Erläuterung der Anmerk. S. 113 dienen, wo aber die beiden Ziffern 1779 und 1780 heißen müssen.

Doch die Ziffern und Datums sind mir schon lange widerlich. Sie waren leider hier nothwendig. Angenehmer würde ein Spaziergang in die sogenannte höhere Kritik seyn, wenn mich nicht die Beschäftigung mit dieser niedrigen zu sehr abgemattet hätte. In der That, es wäre ein Pro-

blem, ob Sie zu den gewissen Vorstellungsarten der Vorlesung haben fortgehen können. Nicht als ob dazu eine außerordentliche Anstrengung der Seele und Entfernung von allen Geschäften gehörte, über deren Menge Sie oft klagen: Proben über ähnliche Dinge haben Sie meines Wissens überall, selbst vor Ihrer geschäftvollen Periode, nicht gegeben. In Absicht der Interpolation von Zaleukus und Charondas Fragmenten kamen Sie fast ein Säkulum zu spät zum Aufschlusse.

Es giebt in der Geschichte der Künste des Alterthums, wie in der theologischen Dogmatik, gewisse Gesichtspunkte, wodurch man sich den Weg zu allen ächthistorischen Forschungen gänzlich versperrt. Die schädlichsten solcher Ansichten sind diejenigen, die das Alte unserm Geschmacke, unsern wissenschaftlichen Wünschen und artistischen Ideen anzupassen suchen. Es scheint nicht, als wenn dies beim Homer Ihr Fehler gewesen seyn dürfte. Denn daß alte Dichter als alte Dichter studiert werden müssen, haben Sie häufig erinnert. Mehrere setzen sogar in diese Erinnerung eins Ihrer vornehmsten Verdienste, obgleich Sie selbst in den Commentationen (T. VIII. von 1777. p. 34) richtig bemerken, daß sich das von selber verstehe, und von Vielen zur Genüge erinnert sei. Schwerer werde die Sache, wenn

es auf das Wie ankomme. Hier nun eben thaten Sie beim ersten Eintritte ein paar Schritte fehl, die Sie dann von dem geraden Gesichtspunkte auf beständig abführen mußten. Der eine war: Sie nahmen an, die rohen Sänger vom Linus, Orpheus u. s. w. her hätten durch ihre kürzern Lieder dem großen Propheten der ächten Epopöe, Homer, gleichsam den Weg gebahnt; ganz hätte freilich auch dieser noch nicht die wesentlichen Regeln der Kunst inne gehabt, allein durch Gefühl oder hellen Blick sei er bereits so weit gekommen, Haupt- und Neben-Handlungen kunstmäßig in einander zu weben und zwei Werke hervorzubringen, woraus weiterhin ein Aristoteles die vollkommenste Theorie, und alle spätern Dichter dergleichen Gattung das Muster für ihre Gedichte gezogen hätten. — Vielleicht drückten Sie sich nirgends mit solchen Worten aus; doch den Geist dieser Worte giebt Ihr Virgil, wo man nur hinsieht. Zweitens: eben dieser Homerus habe, »zum Behufe des Artificii poetici, dem Wesen der epischen Erzählung zufolge, in der Mythologie die glückliche Veränderung gemacht, daß die Fabeln, die früher zur Hülle von Philosophemen gedient hätten, forthin, um das Wunderbare und die Einbildungskraft in Spannung zu erhalten, als wirkliche Facta und alte Eräugnisse auf-

getreten wären.« Dies priesen Sie überall, in Schriften wie in Vorlesungen, und nannten es eine herrliche, artige, sinnreiche Erfindung, deren Kenntniß zu aller Interpretation, auch der heiligen Bücher, höchst nutzbar sei. Ich würde es nur eine große Veränderung genannt haben. Sie ist so groß, daß sie nie ein Barde machen konnte, unendlich größer als wenn jetzt umgekehrt Erklärer aus alten Eräugnissen Philosopheme machen, so groß, daß Homer, wenn er sie gemacht, ein Gewaltiger über die ganze Denkart seines Zeitalters hätte seyn müssen. Wie kann das auch eine artige und sinnreiche Invention heißen, die alten Nationalfabeln alio sensu, als die frühern Dichter gethan, wie neue vorzuführen? Eher könnte man einen Streich, wie diesen, unartig und sinnlos nennen: sinnlos, insofern H. den tiefern philosophischen Sinn seiner Vorgänger entweder nicht gesehen, oder aus Manie für das liebe epische Gedicht aufgeopfert hätte; unartig, weil er dadurch seinen Zeitgenossen eine Reihe von Geschichten und Popanzen aufgebunden, die das leidige Heidenthum auf so viele Jahrhunderte hinaus unterstützt haben. Unglücklich wäre hiernach obenein die Erfindung zu nennen; wiewohl allerdings einzig in ihrer Art. Des letztern Umstandes wegen scheinen Sie auch im Virgil der

letzten Hände (Disq. I. zu Aen. p. XXVI. 353.) die Aufmerksamkeit des Lehrlings durch das Successit ecce Homerus mächtiger in Bewegung zu setzen. Doch das Nämliche haben Sie uns in der Comment. de orig. et caussis fabb. Hom. im VIII. T. der Novi Comment. Soc. Reg. Gött. in der Vorrede zu Heraklids Allegorieen, in den Anzeigen dieser und mehrerer Schriften und an so vielen andern Orten vorerzählt, daß ich es vor Müdigkeit jetzt nicht nachweisen kann.

Ich bin —

Wolf.

V.

Hennings Duellgeschichte.

Es ist bei Schriftstellern von kleinem Rufe und großer Eitelkeit nur zu gewöhnlich, daß sie jede Gelegenheit ergreifen, die Aufmerksamkeit ihrer langmüthigen Leser von dem allgemeinen Gegenstande ihrer Untersuchungen auf die unbedeutendsten Umstände ihres unbedeutenden Lebens zu ziehn. Dagegen werden Männer von höherer Geistesart, die das Wahre und Gute mit uneigennütziger Liebe umfassend, den Ruhm, jenes entdeckt und dieses gethan zu haben, nur als unerwartete Zugabe annehmen, nie als Lohn erwarten, noch weit weniger fordern; die neben den Idealen, welche ihnen vorschweben, und den großen Gegenständen, mit denen die sich beschäftigen, in ihren eigenen Augen stets nur klein und unvollkommen erscheinen; solche Männer werden jederzeit die größte Abneigung fühlen, sich von irgend einer Seite zur Schau zu stellen; und wenn Rücksichten, die einem jeden heilig seyn müssen, es ihnen zur Pflicht machen, diese Abneigung zu überwinden, so werden sie auch als Fürsprecher in ihrer eigenen Sache noch gemeinnützig zu werden, und den sie betreffenden besondern Fall, zu einer Veranlassung

allgemeiner lehrreicher Betrachtungen zu machen suchen.

Einer solchen ächtphilosophischen Denkungsart verdanken wir die vortreffliche Untersuchung der Ehre und Moralität der Duelle, die Hennings Duellgeschichte *) angehängt ist, und nebst den Beiträgen zur Geschichte der Duelle und einer Abhandlung über denselben Gegenstand bei weitem den größten Theil der Buches ausmacht. Die Beiträge sind frühern Ursprungs; die Abhandlung ist von einem andern Verfasser; aber der erste Aufsatz wurde von dem Herausgeber selbst, und erst bei Veranlassung des gegenwärtigen Falles geschrieben. Er ist keines Auszugs fähig. Das größte Verdienst einer solchen Schrift, deren Gegenstand zu oft und von zu großen Männern behandelt worden ist, als daß er von Seiten der Gründe nicht völlig erschöpft seyn sollte, kann nur in der Behandlungsart und

*) Der ganze Titel dieses höchstmerkwürdigen Werkes heißt: Meine Duellgeschichte. Zur Berichtigung der Wahrheit und zum reifen Nachdenken über Duelle überhaupt, denkenden Männern vorgelegt von August Hennings, Königl. Dänischem Kammerherrn, Oberkommerz- und Handelsintendanten in den Herzogthümern Schleswig und Holstein, Oberbeamten zu Ploen und Ahrensbök, beider Rechte Doktor. Altona bei Hammerich 1795.

in der Lebhaftigkeit des Vortrags bestehn. In dieser herrscht durchgehends die Begeisterung der Tugend, die sich jedem fürs sittlichschöne empfänglichen Leser unfehlbar mittheilen muß.

So groß und überlegen hier die Vernunft im Kampfe mit einem erbärmlichen Vorurtheile erscheint, so auch, in der Geschichte selbst, der Mann von Grundsätzen gegen seine inkonsequenten leidenschaftlichen Gegner. In so ferne man nur auf das Betragen der Letztern Rücksicht nimmt, ist diese Geschichte von einem Ende zum andern die Verletzung aller Regeln, sowohl der konventionellen der Ehre, als der ewigen der Sittlichkeit und des Rechts. Unsere Leser mögen urtheilen.

Bekanntlich gab der Graf von Schmettow vor einigen Jahren patriotische Gedanken u. heraus, welche mit großem Beifall in ganz Deutschland aufgenommen, und mit dem ausgezeichnetesten Lobe in den besten kritischen Journälen angezeigt wurden.

Neben den vielen treffenden Bemerkungen, die den reichhaltigen Inhalt dieser kleinen Schrift ausmachen, sollen nach dem Urtheile sachkundiger Männer auch manche mehr oder minder wichtige Irrthümer darin vorkommen, und es wäre zu wünschen gewesen, daß ein hinlänglich unterrichteter dänischer Officier das Unrichtige in den Thatsachen be-

stimmt angegeben, und den Gründen Gegengründe entgegengestellt hätte.

Aber ein solcher Gegner fand sich nicht, sondern es trat ein Mann auf, der, ohne sich weiter zu nennen, unter der Larve eines norwegischen Officiers statt einer Widerlegung ein Pasquill schrieb, worin er die Person des Verfassers angriff, und sogar das Andenken seines Vaters hervorrief, um es zu schänden.

Dergleichen ist nun zwar unter dem Pöbel der Schriftsteller nicht ungewöhnlich, und das einzige, was dabei noch Verwunderung erregen könnte, wäre, daß ein norwegischer Officier die Rolle eines anonymischen Pasquillanten übernommen haben sollte, wenn die Ächtheit dieses Titels durch irgend etwas anders verbürgt würde, als durch das Wort des anonymischen Pasquillanten selbst. Aber was auch sogar in dieser Schrift als eine Unart auffiel die wenig ihres gleichen hat, war daß darin ein plumper Ausfall, auf einen namhaften Mann, einen öffentlichen Beamten geschah, der mit der ganzen Sache die zu dieser Fehde Veranlassung gegeben in gar keiner Verbindung stand, und der so wenig Antheil an den patriotischen Gedanken hatte, daß er sie von fremder Hand zuerst erhielt, und bloß an der Schreibart den Verfasser erkannte, der sich aber dennoch gegen ihn nicht da-

zu bekennen wollte. Nun denke man sich sein Befremden, als er in der vermeinten Widerlegung des vorgeblichen Norwegischen Offiziers folgende Stelle fand:

»Ein H..... in P..... schreibt gegen den Adel und die Höfe, obschon er am Hofe und bei den Großen auch vom hohen Adel sich bückte und schmiegte, bis er den Adel und ein adliches Ehrenzeichen erhielt, gegen welche er jetzt deklamirt, weil sein Ehrgeiz nicht genug befriedigt ist, da er nicht alle Distinktionen und Vortheile erhalten kann, die er sich davon versprach; es wäre zu wünschen, daß dieser gelehrte und geschickte Mann sich auf eine andere Art dem Publiko hätte ferner bekannt, und dem Vaterlande nützlich machen wollen, so wie er ehemals schon gethan, wo die Sch..... sche Familie die er jetzt mit Undank belohnt, allein seine Verdienste bekannt machte und ihm zu seiner Erhebung und Beförderung half.«

Weil diese Beschuldigungen sich auf keine Thatsachen gründeten, so war eine Widerlegung unmöglich. Das einzige Mittel für den Herrn von Hennings sich Genugthuung zu verschaffen, wäre die Veranstaltung einer gerichtlichen Untersuchung gewesen, um den anonymischen Verfasser jener Schmähschrift an den Tag zu bringen, und ihn den Beweis seiner ehrenschänderischen Äußerungen

aufzuerlegen, damit in Ermangelung deſſelben, die Strafe über ihn verhängt würde, womit die Landesgeſetze den ehrloſen Infamanten brandmarken. Da er aber die feige Vorſicht gebraucht hatte, den Mann den er angreifen wollte, nur durch ſeine Schriften und die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens und Wohnorts zu bezeichnen, ſo blieb ihm auch in dieſem Falle noch ein Ausweg übrig, wodurch wenigſtens die Sache in die Länge gezogen werden konnte. Dieſes bewog den Herrn von Hennings von allen gerichtlichen Nachſuchungen abzuſtehn, und dieſen Entſchluß, damit ſein Stillſchweigen nicht unrecht ausgelegt würde, öffentlich bekannt zu machen. Er ließ alſo im Juny 1793 obige Stelle aus der anonymen Schrift mit folgender ſich darauf beziehenden Erklärung in die Hamburger Neue Zeitung rücken:

»Dieſe Schrift über Höfe und Adel habe ich unter meinem Namen und Titel drucken laſſen; es weiß alſo jedermann ganz beſtimmt daß ich der Verfaſſer bin, und folglich iſt es nicht zweideutig, daß H mit ſieben Punkten Hennings und P mit fünf Punkten Ploen bedeuten ſoll.

Meinen Namen zu bezeichnen, ohne ihn zu nennen, iſt ſchon die Handlung eines Feigen, und meinen Namen oder mich als Schriftſteller anzuführen, und anſtatt mir meine Irrthümer zu zei-

gen, sich bloß zu begnügen mit Niederträchtigkeiten und Laster anzudichten, ist die Handlung eines Nichtswürdigen. Daß eine solche Handlung keine Widerlegung, sondern nur Verachtung erwarten könne, ist in die Augen fallend. Ploen, den 28ten Mai 1793.

August Hennings.

Die Vorwürfe der Feigheit und Niederträchtigkeit treffen hier den Norwegischen Offizier mit vollem Rechte, in so ferne man nichts weiter von ihm weiß noch wissen kann, als daß er der Verfasser des obigen Pasquills ist; und gesetzt, diese Beinamen wären auch falsch gewählt, so stand es ja jedem Leser und also auch dem Anonymus frei, den Irrthum durch Definitionen und Syllogismen zu berichtigen. Ein Irrthum ist aber noch keine Beleidigung, und diese kann niemals in Ansehung eines abstrakten Wesens, und folglich auch nicht in Ansehung eines Verfassers, in so ferne er mit seinem Buche vollkommen identisch ist, Statt finden. Dadurch daß der Pasquillant in seinem Pasquille erklärt hatte, daß keine Beleidigung oder Beschimpfung, keine An- und Ausforderung ihn bewegen würden, sich nahmhaft zu machen, wollte er auf ewig beurtheilt seyn wie sein Buch.

Auch ließ er seine Erklärung unbeantwortet, und während ganzer fünf Monate hörte man weiter nichts von ihm, obgleich der Graf von Schmettow ihm nicht undeutlich zu verstehn gegeben hatte, daß er die Sache auf dem sogenannten Wege der Ehre mit ihm auszumachen wünsche.

Jetzt aber erschien des Grafen Commentar zu seinen patriotischen Gedanken. Hier fertigte er seinen Gegner auf eine Weise ab, die für dessen Eigenliebe äußerst kränkend, und weil er doch vermuthlich einige vertraute Freunde in das Geheimniß seiner Autorschaft gezogen, und sich wohl gar in seiner Einfalt etwas darauf zu Gute gethan haben mogte, für seine Eitelkeit unerträglich seyn mußte.

Bald darauf hörte man denn wirklich, daß der Norwegische Offizier im Anzuge sey. Die Publicität mit der dieser Ritter inkognito reiste, war wirklich possierlich; so wie es empörend war, daß der Bauer der die besternten und bebänderten Herren Herausfoderer zu königlichen Diensten nach Ploen gefahren hatte, denen die ihn fragten, wer diese Fremden wohl seyn mögten, zur Antwort gab, sie wären gekommen um den Grafen Schmettow zu erschießen. Dieser Bauer mußte den Todtschlag, wenn ihn Vornehme begingen, nicht für ein so gar großes Verbrechen halten, weil er davon

als von einer ganz gemeinen Sache sprach, und mogte wohl gar glauben, so etwas, könnte auf königlichen Befehl geschehn, weil die vermeynten Herren Todtschläger zu königlichen Diensten reisten.

Mit der Nachricht von seiner Abreise aus Norwegen hatte man zu gleicher Zeit das Gerücht verbreitet, daß er nicht nur von dem Grafen von Schmettow, sondern auch von dem Herrn von Hennings Genugthuung fordern wollte. Letzteres schien unglaublich und bestätigte sich doch gleich darauf.

Ein Offizier brachte dem Herrn von Hennings einen Brief folgenden abentheuerlichen Inhalts.

„Da der Kammerherr August von Hennings in denen öffentlichen Zeitungen hat ehrenrührige Ausdrücke gegen den Norwegischen Offizier einrücken lassen, so wird hiemit dem Herrn Kammerherrn zu wissen gethan, daß dieser Norwegische Offizier hier angekommen ist, und den Herrn von Hennings in Zeit von 8 Tagen, als den 3ten Nov. h. a. in Bergedorf ganz sicher erwartete. Hamburg, den 26ten Octob. 1793.

Der Norwegische Offizier.

Der Unsinn dieser Zumuthung muß einem jeden in die Augen fallen. Der Norwegische Offizier hat einen namhaften Mann aufs schändlichste öffentlich beleidigt, und sich selbst durch seine Aus-

nymität vor aller Gegenbeleidigung sicher gestellt. Und dennoch giebt er sich für den Beleidigten aus, und hat die Unverschämtheit eine Genugthuung zu verlangen. Der öffentliche Beamte, der Hausvater, der Mann, der einen ehrenvollen Namen zu verlieren hatte, sollte sich mit einem verkappten Abentheurer herumschlagen, von dem er nichts als eine unrühmliche Handlung wußte. Nur ein Wahnsinniger, schien es, könne einen solchen Vorschlag ernsthaft thun, und nur ein Wahnsinniger ihn annehmen. So lange der Norwegische Offizier sich nicht nannte, blieb er in den Augen seines Gegners der Feige, Nichtswürdige, den er zu sehr verachtete, um auch nur eine gerichtliche Untersuchung gegen ihn zu veranstalten. Nannte er sich, so kam es dem Beleidigten zu, zu bestimmen, welche Art von Genugthuung er von ihm verlangen wollte. Bei näherer Untersuchung fand es sich alsdann vielleicht, daß der Mann so schlecht nicht war als seine Handlung, daß er z. B. sein Buch in einem Augenblicke von Geistes-Abwesenheit geschrieben hatte, und also mehr Mitleiden als Zorn verdiente. Zeigte es sich aber hingegen, daß er seinem Charakter gemäß und mit voller Besonnenheit in schlechter Absicht schlecht gehandelt hatte, so stand es nach allen Grundsätzen der Ehre dem Beleidigten frei, den muthwilligen Ehrenschänder lau-

sen zu lassen, ihn herauszufordern, oder ihn den Gerichten zu überliefern.

Es dachte auch der Herr von Hennings, und gab dem Unbekannten mündlich zur Antwort: daß er sich nicht verbunden glaubte, eine anonymische Ausforderung zu beantworten: daß er aber, wenn sich jemand zu den gegen ihn gedruckten Calumnien namhaft machen wolle, mit ihm reden würde.

Nach dieser Antwort blieb dem Norwegischen Offizier nichts weiter übrig als unverrichteter Sache, seine Rückreise nach Norwegen anzutreten; wie er sich denn überhaupt die ganze Reise hätte sparen können, da er aus des Grafen Schmettow eigener Schrift wußte, daß dieser beständig kränkliche Mann in der späten Jahreszeit kaum einen Tag außer dem Bette zubringen konnte.

Allein vor seiner Abreise sollte doch noch ein Versuch gemacht werden, ob der Philosoph nicht Mensch genug seyn würde, sich durch die Autorität einer angesehenen Person zu einer Handlung bewegen zu lassen, die vor der Vernunft auf keine Weise zu rechtfertigen war. Ein General-Lieutenant, Gr. v. G. ließ sich zu dieser eben nicht sehr ehrenvollen Rolle brauchen. Er, der bejahrte Mann, der eine hohe Würde im Staate bekleidet, kommt in das Haus eines königlichen Beamten, um ihm als ein leichtsinniger Jüngling einen Duell-

Antrag zu thun; er, der als Militär die konventionellen Regeln der Ehre kennen sollte, nimmt sich der schmutzigen Sache eines anonymen Pasquillanten gegen einen rechtlichen, allgemein geachteten Staatsbürger an, und verlangt von dem namhaft Verläumdeten, daß er seinem namenlosen Verläumder Genugthuung geben soll.

Weil der Herr v. H. mit Achtung von dem moralischen Charakter dieses General-Lieutenants spricht, so muß man voraussetzen, daß er durch irgend eine edle Absicht zu diesem nicht zu rechtfertigenden Schritte bewogen worden; und sein Beispiel dient zum Beweise, wie weit ein erster Fehltritt, auch einen sonst rechtlichen Mann, von dem Wege der Billigkeit und der wahren Ehre abführen kann.

Der Antrag wurde mit Würde verworfen. Den Gründen konnte der Herausforderer keine Gegengründe entgegenstellen, und jene hatten einen so lebhaften Eindruck auf ihn gemacht, daß er gleich nach dieser Zusammenkunft an einem dritten Orte sagte, Herr von Hennings hätte wie ein Weiser gesprochen. Doch schien ihm die unangenehme Lage, worin sich der Anonymus durch seine eigne Schuld verwickelt hatte, sehr am Herzen zu liegen; nach dem Lärm der von seiner Reise und deren Absicht gemacht worden, machte er sich lä-

cherlich bei allen die ihn kannten, wenn er so unverrichteter Sache zu Hause kam. Dieses bewog den Herrn von Hennings zu dem freiwilligen Anerbieten, ihm eine Erklärung mitzugeben, daß alles zwischen ihnen beigelegt sei, welches mit Dank angenommen, und wobei natürlich ihm überlassen wurde, diese Erklärung nach eigenem Gutdünken abzufassen. Beide Theile schieden mit gegenseitigen Beweisen der Achtung von einander. Die Erklärung wurde gleich darauf dem Herrn General-Lieutenant zugeschickt, und da er sie bis zum folgenden Nachmittage behielt, auch inzwischen eine Staffette abfertigte, die nur in der Voraussezzung abgefertigt werden konnte, daß die Sache völlig zur Zufriedenheit des Herrn v. H. abgemacht worden, so erwartete dieser, der über alle diese Erbärmlichkeiten schon zu viel von seiner kostbaren Zeit verloren hatte, nicht weiter davon reden zu hören.

Aber wie es Leuten die nach Grundsätzen zu handeln gewohnt sind, immer gehen muß, wenn sie mit solchen zu thun haben, die durch Leidenschaft angetrieben, bald der Vernunft und bald dem Vorurtheile huldigen, so ging es auch diesem. Er sah sich in seiner Erwartung betrogen. Der Mann, der noch Tags zuvor die größte Achtung für ihn bezeigt, ihn als einen Weisen gepriesen

hatte, schrieb ihm jetzt einen Brief im gemeinsten Renommistentone, obgleich seitdem nichts vorgefallen war, was sein Urtheil über ihn hätte ändern können.

»Ew. Hochwohlgeb. Erklärung« so lautete dieser Brief, »ist nicht völlig so als die getroffene Abrede war,« (weder völlig noch auf irgend eine Weise so oder anders, weil gar keine Abrede getroffen worden.) »Im eigentlichen bedarf es auch wohl keiner weitern Erklärung, als daß Dieselben nicht kommen wollen. (Auch der hätte es nicht einmal bedurft, wenn der Herr General-Lieutenant nur vorher bedacht hätten, daß Dieselben vernünftiger Weise gar nicht kommen konnten.) Ich für mein Theil glaube, daß bei Beendigung dieser Sache edel gehandelt werden muß.« (Hier wird also der Duell schlechtweg für eine edle Handlung ausgegeben, und der Student der den größten Theil seiner Universitätsjahre auf dem Fechtboden zugebracht und die meisten Schlägereien gehabt hätte, könnte sich demnach rühmen, vor allen Andern eine Reihe von edlen Handlungen begangen und seine Zeit sehr gut benutzt zu haben, weil er sie vorzüglich darauf verwendet hätte, sich zu edlen Handlungen vorzubereiten. Gott bewahre jeden Staat vor vielen edlen Bürgern dieser-

Art!) und daß ich mich daher enthalte, Dennselben unangenehme Dinge über das Wegbleiben von dem bestimmten Rendévous zu sagen. (Mit dieser feinen Wendung, einer bekannten rhetorischen Figur, will der Herr General-Lieutenant allerdings etwas Unangenehmes sagen und zwar einem Manne, den er für einen Weisen hält, weil dieser Weise von einem Rendévous wegbleibt, wohin ihn ein anonymer Pasquillant, der sich anonymisch mit ihm schlagen will, gerufen hat. Der Herr General-Lieutenant bedenke doch bei kaltem Blute, wie tief ein Weiser in seiner wahren Achtung sinken müßte, der sich so zum Narren haben ließe!). Ein neuer Aufklärungsmodus, der ehedem zwischen Rittern und Edelleuten nicht subsistiren konnte! (Ja die verdammte Aufklärung! sie hat schon so manches aus der Mode gebracht, was ehrmals unter den Rittern und Edelleuten hergebrachte Sitte war. Mit den Rittern ist es, leider! so weit gekommen, daß manche sich ihres Ordenszeichens, seitdem es gar nichts mehr bezeichnet, fast eben so sehr schämen, als ein erwachsenes Mädchen, das mit einer Puppe spielend überrascht wird. Und eine Menge Edelleute, die eben die schlechtesten nicht seyn sollen, predigen in Worten und Thaten die unadelige Lehre, daß

die Vorrechte die sie genießen, ihnen größere Verbindlichkeiten als andern Bürgern auferlegten, und sie es diesen an geistigen Vorzügen, an Gemeinnützigkeit und besonders an Achtung für die Gesetze und Gehorsam gegen die Obrigkeit, zuvorthun müßten. Diese verkehrte Denkungsart hat sich mit der Aufklärung sogar (mit Respekt zu melden) unter die classe roturière verbreitet, die keinen andern Adel als den der Seele gelten lassen, und von dem der seinen Sitz im Blute hat und sich animalisch fortpflanzt, gar nichts wissen will. Doch die Zeiten werden sich ändern. Wenn nur erst die Gegenrevolution, auf die der französische Adel, wie der Jude auf den Messias, hofft, zu Stande gekommen, wird man schon dafür sorgen, die ehrwürdigen Gebräuche des Mittelalters in ihrer vollen Kraft wieder herzustellen. Wir werden, wills Gott! Kreuzzüge und fahrende Ritter mit ihren Schildknappen wieder zu Ehren kommen; die Edelleute ihre zerstörten Raubnester wieder bewohnbar machen und beziehn, sich einander oder ihren Souverain befehden, und zur Erholung über die wehrlosen Reisenden herfallen und sie plündern sehn. Wehe alsdann allen denen, die der Faust und dem Schwerte ihre Vorrechte absprechen und sie der Vernunft zueignen wollten; den Schrift-

ten *) die sich einbilden, daß sie durch Ausbreitung von Kenntnissen ihre Mitmenschen veredeln können, und schon so manchen Adeligen entadelt haben; und diesen entadelten Adeligen endlich, die nach dem neuen Aufklärungsmodo der unter Rittern und Edelleuten ehemals nicht subsistiren konnte, von dem bestimmten Rendévous wegbleiben! Jetzt da diese goldene Zeit noch nicht eingetreten ist, muß man diesen Unfug freilich so hingehen lassen;) Kann er Dieselben zufrieden stellen, so sei es so.

Nach dem Eindrucke, den dieser unter solchen Umständen geschriebene Brief auf jeden rechtlichen Leser machen muß, läßt sich begreifen, wie auch dem Philosophen, an den er gerichtet war, einen Augenblick die Galle dabei überlaufen konnte. Doch der Graf Schmettow brachte ihn schnell zur Besinnung, und hinderte ihn, daß er auch diesmal seiner Würde nichts vergab. Der Brief verdiente keine Antwort, und erhielt keine.

So war nun die Sache geendigt, doch von Seiten des Herrn v. H. allein auf eine edle Weise. Den Triumpf wollte man ihm nicht lassen;

*) Ein edler Ausdruck, dessen sich ein edler Mann in Gelegenheit dieser edlen Geschichte bedient haben soll, um damit die verworfene Zunft der Schriftsteller zu bezeichnen.

man hoffte ihn durch eine öffentliche Beleidigung so zu reizen, daß er in die Nothwendigkeit gesetzt, sich öffentlich zu vertheidigen, von irgend einer Seite eine Blöße geben, und die Gränzen des Wohlstands und der Mäßigung überschreiten würde.

Doch auch diese Probe hat er glücklich bestanden, und seine Sache öffentlich mit einer Ruhe, mit einer Mäßigung, mit einer Größe geführt, die seine Gegner um so mehr beschämen muß, da sie ihn auf die unwürdigste Weise durch einen Brief provocirt hatten, der in ein viel gelesenes Journal der Dänischen Hauptstadt eingerückt wurde.

Der Briefsteller, der sich G. unterschreibt, hebt gleich nach der Einleitung mit einer notorischen Unwahrheit an. Ew. Excellenz, schreibt er an den Freiherrn und General N. N., kann es nicht unbekannt seyn, daß die bereits im vorigen Jahre öffentlich in Drück ausgekommenen, sogenannten patriotischen Gedanken eines Dänen über stehende Heere u. s. w. sehr vieles Unvortheilhaftes und Auffallendes gegen die Armee und dessen einzelne Mitglieder enthalten. Es fand sich ein Norwegischer Officier (sollte heißen: ein Anonymus, der sich für einen solchen ausgab) der sie widerlegte (hat er? wirklich?) Aber

der Graf Woldemar von Schmettow und der Kammerherr von Hennings wurden so aufgebracht über die Bemerkungen des Norwegischen Offiziers (soll heißen: über die persönlichen Calumnien eines anonymen Pasquillanten) daß sie ihn in den öffentlichen Zeitungen auf eine ehrenrührige Art angriffen, (soll heißen: seine ehrenrührige Angriffe mit Verachtung abwiesen) und ihn höhnisch bedrohten, (hiervon findet sich, in so ferne von dem Herrn von Hennings die Rede ist, in den öffentlichen Zeitungen nicht die geringste Spur) und daß der Graf Schmettow außerdem in seinem Commentar fortgefahren ist, ihn in einem wahren Macrofenton (das heiße ich treffend charakterisiren!) zu verhöhnen. Hierauf begab der Norwegische Offizier sich nach Holstein (höchstwahrscheinlich wird bei Gelegenheit der Anzeige der gegenwärtigen Schrift in den verschiedenen gelehrten Zeitungen Deutschlands, dieses Norwegischen Offiziers eben nicht auf eine sehr ehrenvolle Weise erwähnt werden. Sollte er nun auf den Einfall kommen, sich nach Hamburg, Göttingen, Jena, Gotha, Leipzig, Berlin u. s. w. zu begeben, um den verschiedenen Herausgebern renommistische Anträge zu thun, so prophezeihn wir ihm, falls er der Wachsamkeit der

Polizei in allen diesen Städten entwischte, daß er unverrichteter Sache zurückkehren und durch seine Reise nichts weiter gewonnen haben wird, als seinen abentheuerlichen Zug in Gassenhauern verewigt und sich in niedrig komischen Schauspielen dem Gelächter des Pöbels in ganz Deutschland Preis gegeben zu wissen) und forderte (wohl zu merken, anonymisch) sowohl den Grafen von Schmettow (von dem er mit allen Lesern seines Commentars wußte, daß er in dieser Jahreszeit kaum das Bett, geschweige denn das Zimmer verlassen konnte) als den Kammerherrn von Hennings, um ihm nach alter Sitte (auf welches Jahr des Herrn mögte man mit Shandy fragen, bezieht sich hier das Wort alt? Sollte es wirklich jemals Sitte gewesen seyn, daß der namhafte Mann sich verbunden gesehn, seinem ungenannten Ehrenschänder Genugthuung zu geben? Wir zweifeln.) und so wie es Männern von Ehre geziemt, Genugthuung zu geben, welches aber diese beiden Männer nicht für gut fanden, da der eine erklärte, daß er vermöge seines gichtischen Umstände nicht kommen könne (da bedurfte es auch wohl einer solchen Erklärung, die Herren sahen ihn ja selbst und wußten es auch schon ehe sie kamen) und der andere meinte (dieser Hr. G.

ist besonders glücklich in uneigentlichen Ausdrücken; sollte er die eigentlichen nicht finden können, oder nicht finden wollen?) daß sein Amt und Lage ihm nicht erlaubten sich zu stellen. (sollte wohl heißen: fand den Antrag unsinnig und schlug ihn aus, weil er selbst bei Sinnen war) Es kam also niemand; der eine, weil er nicht konnte, und der andere, weil er nicht wollte. Sowohl aus Achtung für den Norwegischen Offizier (vermuthlich kannte er mehr von ihm als sein Pasquill, sonst müßte er es mit seiner Achtung eben nicht genau nehmen) als auch aus Eifer fürs allgemeine Beste glaubte ich mich der Sache annehmen zu müssen (der Herr mag wohl ein Eiferer seyn; ob aber immer fürs Beste, und hier sogar fürs allgemeine Beste, ist eine andere Frage. Er meinte also wirklich, der Dänische Staat hätte Gefahr gelaufen, wenn er sich nicht so thätig bei dieser Sache bewiesen hätte! Wie sich doch Ideen seltsam in gewissen Köpfen verbinden können! Dieser höchst gefährlichen Ideenverbindungen wegen, denen die Eiferer aller Art so ausgesetzt sind, sollte die Polizei in allen Staaten besonders aufmerksam auf diese Gattung von Menschen seyn. Auch Marat war ein Eiferer; auch er glaubte fürs allgemeine Beste zu eifern!) Im Gefolge mit

dem

dem Hrn General von M. und dem Hrn Major von R. reiſete ich nach Ploen, wo ich eine Unterredung ſowohl mit dem Grafen Schmettow, als auch mit dem Kammerherrn v. Hennings hatte, aber keinen von ihnen dazu bringen konnte, bei dem beſtimmten Rendévouz zu erſcheinen, da es immer dabei blieb, daß der eine nicht könne (wenn die Herren Beſucher keine Wunderärzte waren, die durch Berührung plötzlich heilen, oder den gichtiſchen Teufel mit einem: Fahre aus du unſauberer Geiſt, austreiben konnten, ſo mußte es wohl dabei bleiben) der andere nicht wolle (wie es bei Leuten, die nach Grundſätzen handeln, zu gehen pflegt. Sie bleiben bei ihrem Willen, weil ſie aus Gründen gewollt haben. Mit den Eiferern iſt es freilich anders) die dabei einlaufenden Beiumſtände gehören nicht zur Hauptſache (es wäre doch zu wünſchen geweſen, daß er ſie mit angeführt hätte; denn er hat ſo viele von dieſen vermeinten Beiumſtänden weggelaſſen, daß die Hauptſache dadurch ganz unkenntlich geworden iſt. Wir wollen aus chriſtlicher Liebe annehmen, daß dieſes nicht abſichtlich geſchehen, ſondern daß dem Herrn Briefſteller die Gabe der deutlichen Erzählung nicht zu Theil geworden iſt) und würden E. E. nur ennüyiren. (Ein bis-

chen mehr oder weniger Längeweile, darauf käme es nicht an; wenn nur die Sache vollständig dargestellt wäre. Der Vortrag des Herrn Briefstellers ist überall nicht reizend et s'il amuse, c'est a ses dépens) der Norwegische Officier, dessen Gegner nun nicht zu Hause wären (die waren zu Hause, aber von dem Norwegischen Officier weiß niemand, wo er zu Hause gehört) kann also nichts anders thun, als zu Hause reisen (er kann allerdings etwas anderes und etwas besseres thun) und der Armee und jedem braven und jedem rechtschaffenen Manne überlassen zu beurtheilen. (Was die Armee mit dieser Sache zu thun hat, vornehmlich in so ferne sie den Herrn von Hennings betrifft, läßt sich nicht wohl begreifen; da liegt wieder eine von den seltsamen Ideenverbindungen zum Grunde, die einem gesunden nüchternen Verstande unsinnig vorkommen müssen.) Was man von den Leuten denken muß, die wohl auf eine ehrenrührige Art verhöhnen können und wollen (dieses und das gleich darauf folgende sollte wohl so heißen: was man von einem Manne denken muß, der, nachdem er anonymisch einen nahmhaften Bürger öffentlich auf eine ehrenrührige Art angegriffen, noch die Unverschämtheit hat, eine Genugthuung von ihm zu fordern) über wen

konnten noch wollten mit Waffen in der Hand eine rechtschaffene Genugthuung geben. (Wie schändlich hier das edelste Wort unserer Sprache gemißbraucht wird. Eine rechtschaffene Genugthuung mit den Waffen in der Hand. Pfuy, der Barbarei! Der einzige, der hier eine Genugthuung zu geben hatte, war der pasquillantische Ehrenschänder; er mußte sich wegen seines Unrechts eben so öffentlich anklagen, als er es begangen hatte, und sich freiwillig zu jeder mit der Wahrheit übereinstimmenden Erklärung erbieten, die sein beleidigter Gegner von ihm fordern mochte. Das wäre eine rechtschaffene Genugthuung gewesen. Aber die andere mit den Waffen in der Hand hat mit der Rechtschaffenheit nichts gemein.) Die sämmtlichen Officiere unter meiner Inspektion habe ich bei meiner letzten Bereisung der Garnisonen (aus übergroßem Eifer fürs allgemeine Beste vermuthlich) von dieser Stellung der Sache unterrichtet, und sie fühlen mit mir (die Vernünftigen darunter werden nicht nur fühlen, womit sich die Eiferer gewöhnlich begnügen, sondern deutlich einsehn, daß der Herr sich viel unnütze Mühe gegeben, und weit besser gethan hätte, aus dem ganzen schmutzigen Handel herauszubleiben) das Unanständige in dem Benehmen des

Grafen von Schmettow. (Ist es denn unanständig krank zu seyn, blinder Eiferer!) und des Herrn Kammerherrn von Hennings. Ich habe nicht unterlassen, solches diesen beiden genannten Herren selbst, sowohl mündlich als schriftlich zu erkennen zu geben. Der Herr Major von St. kann Ew. Excellenz die in dieser Anleitung von uns geschriebenen Briefe abschriftlich mittheilen.

Ich habe nicht unterlassen wollen ganz deutlich (weder ganz noch deutlich) Ew. Excellenz dasjenige zu melden, was in dieser Sache geschehn ist, da E. E. Urtheil in einer Sache, welche so große Aufmerksamkeit erregt hat, für mich und jeden braven Mann von großem Gewicht ist und seyn muß. Der brave Norwegische Officier hat sich die Kosten und das Ungemach zugezogen, 200 Meilen zu reisen (ich wette, daß der Ritterzug dieses Abentheuerers nächstens in Knittelversen beschrieben in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben seyn wird) und hat nicht einmal den Trost erhalten (der arme Mann! wenn ihm die Absicht seiner Reise doch auch nur zur Hälfte gelungen wäre, und er das Vergnügen gehabt hätte nur einen von den beyden physisch

zu ermorden, denen er schon versteckter Weise eine moralische Wunde beizubringen versucht hatte, welch eine ganz anders angenehme Rückreise würde er gehabt, welche süße Erinnerungen für den Rest seiner Lebenszeit nach Norwegen mit zurückgebracht haben! Doch er tröste sich! in der Geschichte, die wir angekündigt haben, soll Blut genug vergossen werden) seine Verhöhner auf der rechten Stelle zu finden. (Wird es jemals helle in ihm, und er entdeckt nur erst selbst die rechte Stelle, so wird er seinen Gegner schon darauf finden). Für ihn ist also nichts übrig, als zurück zu reisen (et Jean s'en fut comme il étoit venu) aber von jedem braven Manne in den Armeen das Zeugniß zu erhalten, daß er als ein Mann von Ehre gethan hat, was er mußte. (Wenn das, was der Norwegische Officier in dieser Sache gethan hat, ihn nach dem Urtheile gewisser Leute zu einem Manne von Ehre qualificirt, so gereicht es wahrlich keinem zur Ehre, für einen solchen von ihnen gehalten zu werden. Thut er nicht mehr, und etwas ganz anderes, als er gethan hat, so wird er hoffentlich lange und immer vergebens auf das Zeugniß der braven Männer in den Armeen warten) u. s w.

Herr von Hennings bedarf keiner weitern Ge-

nugthuung. Die ganze Sache liegt jetzt öffentlich vor aller Augen da, und überall wird sich nur Eine Stimme für ihn erheben. Aber dem Publikum und der dänischen Regierung sind diese Pasquillanten und Duellanten Genugthuung schuldig, wegen der frechen Unverschämtheit, mit der sie den Gesetzen Hohn gesprochen, und sich ihrer mörderischen alle Tugend und Sittlichkeit untergrabenden Rencommisten-Grundsätze gerühmt haben. Die Regierung kann es nicht unterlassen, die schändliche Publicität zu ahnden, die man dem empörenden Briefe des Herrn G. gegeben hat, und sie wird sicher eine so beispiellose Kühnheit nicht durch eine beispiellose Nachsicht begünstigen wollen. Und ihr Schriftsteller Deutschlands? übt hier mit strenger Gerechtigkeit das ehrwürdige Censor-Amt aus, zu dem ihr in Ansehung aller öffentlichen Handlungen berufen seid. Brandmarkt mit glühenden Zügen die That des Mannes, der eine schändliche Handlung durch eine noch schändlichere in den Augen der Welt wieder gut zu machen vermeinte, und der, nachdem er ungereizt eines unbescholtenen Mannes ehrlichen Namen heimtückisch angegriffen hatte, trostlos nach Hause reiste, weil er ihn nicht hatte ermorden können. Laßt uns jenen einstimmigen Ausruf des Unwillens wieder hören, der eine so erfreuliche Erscheinung war, als vor einigen

Jahren ein anonymer Pasquillant es gewagt hatte, die Ehre einiger rechtlichen Männer anzugreifen; er war lange so strafbar nicht, als dieser, indem er den allgemeinen Ausbruch des Unwillens nicht frecher Weise für eine Beleidigung ausgab, weswegen er Genugthuung fordern müßte, sondern sich vielmehr zu einer öffentlichen Erklärung bequemte, wodurch jener Unwille entwaffnet wurde, und er auf die Achtung rechtlicher Leute wieder Anspruch zu machen hoffen durfte. Ergreift diese Gelegenheit, um das scheusliche Vorurtheil der Duelle zu bekämpfen, zielt endlich dem Ungeheuer nach dem Herzen; peitscht seine lächerlichen Vertheidiger mit den schärfsten Geisseln der Satyre aus dem Felde. Beweist daß es noch eine öffentliche Meinung, eine öffentliche Moral in Deutschland giebt, und Männer, die ihre Sprache mit Würde und Nachdruck zu führen verstehn!

Fecit indignatio.

VI.

Auf Georg Forsters Kenotaph.

Fandest du, Weltumsegler, in trennenden Meeren das Land, wo
Unschuld zum ewigen Bund bietet dem Glücke die Hand?
Oder sahst du auch dort die Kinder der Erde noch alle,
Aehnlich in Schwächen und Noth, langsame Schüler der Zeit?
Ach, von Gefühlen gedrängt: — wie längst auf der nährenden Feste,
Wie auf dem Rücken des Meeres, wo er die Inselwelt trägt,
Wie in jeglicher Sprache, in Hölen und Hütten und Horden
Menschheit ihr Bild dir gezeigt — standest am Rheine du still;
Und mit dürstendem Geist umfaßtest du, was dir als Freiheit,
Lang ersehns, was als Trost menschlicher Brüder erschien.
Auch den Nebel voll flüchtiger Farben ersahst du, in welchen
Sie man hüllte. Doch zeigt Nebel den Schiffenden Land!
Redliche streben, Sie zu enthüllen. Verlarvte Gestalten
Täuschen viele. Du sankst, eh' ihr der Schleier entfiel.

P.

VII.

Neue Werke.

1) Beiträge zur Beförderung der fortschreitenden Ausbildung der deutschen Sprache, von einer Gesellschaft von Sprachfreunden. Erstes, zweites, drittes Stück. Braunschweig in der Schulbuchhandlung.

Eine Anzeige dieser Schrift ist dem Zweck dieses Journals so angemessen, daß unsre Leser sich mit Recht wundern würden, sie darin zu vermissen. Was die Verfasser damit zur Absicht haben, sagt der Titel im Allgemeinen. Umständlich sagt es Herr Campe in der statt einer Vorrede dienenden Abrede und Einladung. Nämlich sie wollen auf die weitere Ausbildung unsrer Sprache dadurch wirken, daß sie

1. die bei unsern vorzüglich gelesenen Schriftstellern vorkommenden Fehler gegen den verkannten Sprachgebrauch anzeigen;
2. streitige Fälle durch Abwägung der Gründe auf beiden Seiten der Entscheidung näher zu bringen suchen;
3. alle Ungehörigkeiten, die sich gegen die Sprachähnlichkeit in den bisherigen Sprachgebrauch eingeschlichen haben, als solche darstellen;
4. statt fremder und fremdartiger Wörter, Wortfügungen und Redensarten, die bekannten ächtdeutschen angeben, oder wenn es an solchen fehlt, neue in Vorschlag bringen, oder vorgeschlagene prüfen u. s. w.
5. die neugebildeten oder aus alten Denkmählern und den verschiedenen Sprecharten von unsern guten Schriftstellern hervorgezogenen Wörter und Redensarten auszeichnen und prüfen.

Jedes Heft soll folgende 5 Hauptbücher enthalten:

1. Ausführliche Beurtheilungen vorzüglicher Schriftsteller in Hinsicht auf Sprachreinigkeit und Sprachrichtigkeit.
2. Gelegentliche Sprachberichtigungen.
3. Gegenurtheile (eines Mitarbeiters über einen andern).
4. Ausführliche Sprachuntersuchungen.
5. Fragen über zweifelhafte Fälle, Antworten darauf, Vorschläge, Nachrichten u. s. w. unter der Aufschrift: Vermischtes.

Schon die Übersicht des Plans muß einen vortheilhaften Begriff von dieser Schrift erwecken. Und dieser Plan ist in den 3 vorliegenden Heften dergestalt befolgt, daß das Werk den Sprachfreunden nicht anders als wichtig seyn kann. Jedes der angegebenen Fächer giebt schon in diesen ersten 3 Heften reichen Gewinn für die Sprache, und es ist sehr zu wünschen, daß die Verlagshandlung in den Stand gesetzt werde, mit der Herausgabe des Werks fortzufahren, wozu es bis jetzt leider den Anschein nicht hat. Ein Buch für die Nachttische schon kann es freilich nicht werden, und mit Romanen wird es nicht wetteifern dürfen; aber allen denen, die in unserer Sprache schreiben wollen, kann es doch wohl nicht unwichtig seyn: und wenn nur diese es ihrer Aufmerksamkeit würdigten, so müßte es ja wohl fortdauern können.

Daß nicht jeder denkende Leser jedes darin vorkommende Urtheil unterschreiben, oder jeden Vorschlag sich gefallen lassen werde, erwarten die Verfasser selbst nicht, wie schon daraus erhellet, daß sie Gegenurtheile zu einem der Hauptbücher gemacht haben. Und gerade dies bürgt vorzüglich, sowohl für die Güte und Reinheit ihrer Absicht, als für die Verdienstlichkeit des Werks. Schwerlich war es nöthig, daß die Verfasser sich so ausdrücklich vor dem Verdacht verwahrten, als wollten sie einen höchsten Gerichtshof in Sprachangelegenhei-

ten ausmachen, von dessen Entscheidungen man sich nicht weiter berufen dürfe; wenn es nicht etwa einer Klasse von schwachen Lesern zu Gefallen geschehe, die überall Gefahr für eine gute Sache sieht, wo gar nichts zu fürchten ist. In der That können in Betreff der Sprache solche Anmaßungen Eines Menschen oder einer kleinen Gesellschaft wohl lächerlich, aber nie gefährlich werden. Zuweilen kommen einzelne unbelegte Urtheile vor, die einer Anmaßung ähnlich sehen, wo vielleicht um der Kürze wegen die Belege weggelassen sind; und die Verfasser selbst haben auf einander ein so wachsames Auge, daß sie sich nicht leicht etwas, das nicht Stich hält, durchgehen lassen werden, wofern das Werk nur fortdauert. Schon in diesen 3 Heften findet man über einzelne Urtheile ein mehrmaliges Für und Wider.

Zum Beweise, daß wir es für verdienstlich halten zu dem Zweck der Verfasser mitzuwirken, heben wir verschiedenes aus, worinn wir nicht ihrer Meinung seyn können. Den Anfang machen Hrn Eschenburgs Sprachbemerkungen über Hallets Gedichte.

S. 36. Angestorben für angeerbt wird für einen sehr guten Ausdruck erklärt. Absterben ist der Sprachähnlichkeit gemäß, und wird nur von dem sterbenden persönlichen Subjekt gesagt; aber ein angestorbnes Stück Land? Ferner angeerbt heißt: was auf mich vererbt, oder durch Erbschaft übertragen worden ist; wollen wir etwa den Ausdruck so ausfüllen: was mir angestorben worden ist? Doch das folgt nach nicht nothwendig, und man könnte sagen wollen: der Grund stirbt mir an. Allein die ganze Zusammensetzung: Ansterben ist verwerflich. Sterben ist ein verneinter Begriff, in dem das Ab, also das Gegentheil von An, enthalten ist; diese beiden Begriffe lassen sich folglich nicht verbinden. Absterben läßt sich sagen, weil durch das ausdrückliche Hinzusetzen das Ab bald ein theilweise vorgehendes Sterben, —

z. B. Hände und Füße waren schon abgestorben; bald ein Sterben in gewissen Beziehungen angezeigt wird; z. B. der Sünde absterben. Daß Sterben in diesen letzten Ausdruck so viel heißt, als unthätig seyn oder werden, ist ganz untadelhaft.

Ebend. der Ausdruck: selbstgezogne Stiere sagt nicht, was er hier bedeuten soll. In der Redensart: vom Landmann selbst gezogne Stiere (wo die beiden Worte selbst gezogne nicht in Eins verschmelzt sind) bezieht sich das selbst offenbar nicht auf die Stiere, sondern auf den Landmann. Die Ausdrücke: selbstgewählt, selbstbeliebig, selbsterdacht u. s. w. so sehr sie gebraucht werden mögen, sind um nichts besser. Ob indeß nicht bei einem Dichter von der Strenge der grammatischen Foderungen etwas nachgelassen werden müsse, und wie weit sich diese Nachsicht erstrecken dürfe, ist eine andere Frage, zu deren Erörterung hier der Raum nicht ist. Ferner macht Herr Eschenburg Sprachbemerkungen über Stutzens Schriften. Es läßt sich erwarten, daß auch hier, so wie über Haller, der wahren und feinen Bemerkungen sehr viele vorkommen. Gegen einige dieser Bemerkungen hätten wir jedoch Einwendungen zu machen, wenn hier der Raum dazu wäre. Wir zeichnen Eine Stelle aus: »Geziert klingt es, wenn S. 288 von Klopstocks Gouffre die Rede ist, der Schriften verschlingt und wieder auswirft. Wir haben ja das gute Wort Meersschlund.« Wenn Sturz in jedem andern Zusammenhange uns das Wort statt eines Deutschen aufgebürdet hätte, so verdiente das allerdings eine Rüge, und wir mußten, so lange wir kein anderes Wort haben, die vier Mitlauter in Meersschlund, so gut als möglich, zu verschmerzen suchen. Hier aber betrifft es bloß einen Scherz, den einige Freunde Klopstocks sich wohl einmahl erlaubt haben, und der der Übersetzung nicht bedarf. Ob Sturz diesen Scherz dem größern Publikum,

dem er nicht verständlich seyn kann, hätte auftischen sollen. — das sei dahin gestellt.

Herr Rüdiger macht Bemerkungen über Wielands sämmtliche Werke, dabei hat er unstreitig einen schweren Stand. Wie viele Leser der Wielandschen Schriften werden eine Rüge kleiner Flecken an ihrem Lieblingsschriftsteller ohne eine Regung von Unwillen lesen können? Wenn indeß seine Bemerkungen gegründet sind, so wird der Sprachfreund wenigstens nach abermaliger Überlegung dahin entscheiden, daß es wohl erlaubt seyn müsse, an den Sonnen unter unsern Schriftstellern die Flecken für das anzusehen, was sie wirklich sind. Und daß bei diesen Bemerkungen die einem so verdienstvollen Schriftsteller gebührende Achtung nicht verletzt werden müsse, versteht sich von selbst. Wir zeichnen unter mehreren Stellen, wo wir nicht seiner Meinung sind, nur einige aus.

S. 68. Bei den Worten Wielands: welches eben sowohl als Musarion (zu welchem es als ein Gegenstück angesehen werden kann) u. s. w. erklärt Herr Rüdiger das zu welchem für eine unrichtige Verbindung anstatt der ächtdeutschen wozu oder wovon. Da das Fürwort erst kurz vorher vorkommt, so wird es hier, wie sehr leicht der Fall werden kann, etwas schleppend; aber auch unrichtig? Wir sehen nicht warum. Eben so wenig warum der kleinere Theil desselben in der kleinere Theil davon verwandelt werden soll.

S. 70. Bei den Worten: einige Jahre bei Seite gelegt zu werden sagt Herr Rüdiger: Richtig ist hier der Ausdruck zwar völlig, aber mich dünkt doch, er würde deutlicher seyn, wenn es hieße: auf einige Jahre, oder noch besser einige Jahre lang. — Unserer Meinung nach ist der Ausdruck ganz unrichtig. Einige Jahre im 4ten Falle, so wie hier, gebraucht, kann allerdings nichts anders heißen, als einige Jahre lang. Aber was heißt denn: einige Jahre lang bei Seite ge-

legt werden? Etwa mehrmals, und das einige Jahre hinter einander? Einige Jahre bei Seite liegen würde grammatisch richtig seyn, wenn gleich nicht gewöhnlich. Auf einige Jahre bei Seite legen würde sich eher sagen lassen; aber wenn das der Sinn seyn sollte, so darf die Präposition nicht fehlen.

S. 77. Auf welcher Sprachähnlichkeit beruht der von Rüdiger gewagte Ausdruck: Gewohnheit an die oberdeutsche Mundart?

S. 78 wird der Ausdruck rascher Allgewalt gebilligt. Verträgt die Allgewalt noch ein verstärkendes Beiwort und sogar eine Steigerung?

S. 79. In unverwandtes Bemühen wird das Beiwort für treffend erklärt. Den unverwandten Blick denkt man ohne Schwierigkeit; aber auch ein unverwandtes Bemühen?

Herr Rüdigers Aufsatz enthält übrigens viel Übersetzungen bisher üblich gewesener fremder Wörter, und unter diesen mehrere sehr glückliche.

Die gelegentlichen Sprachberichtigungen als das 2te Hauptfach dieser Schrift, betreffen den neuen deutschen Merkur, wo vornemlich statt der vorkommenden fremder Wörter gleichgeltende deutsche angegeben werden. — Wir sahen fort, einige Stellen auszuheben, wo wir glauben, von dem Berichtiger abgehen zu müssen.

S. 104 wird Thatbegier für Begierde nach Thaten ein glücklich gebildetes Wort genehmigt. Der Sprachgebrauch unterscheidet Gier und Begierde, gierig und begierig. Rachgier, Neugier, Wissbegierde, gierig nach sinnlichen Genüssen, begierig nach Kenntnissen u. s. w.

Unter der Überschrift: Sprachuntersuchungen kommen 5 sehr lachenswerthe Aufsätze vor. Der letzte von Herrn Campe, der im folgenden Heft fortgesetzt ist, beantwortet die Frage: Was ist Hochdeutsch? und widerlegt Herr Adelungs Behauptung, daß die hochdeutsche Sprache weiter nichts als die Sprache der südlichen

Obersachsens sei, und zwar die Sprachart der höhern Klassen, worunter er nicht etwa den gelehrten, sondern den ungelehrten oberen Stand versteht. Wir vermuthen nicht, daß Herr Adelung hierin viel Stimmen für sich habe, und begreifen daher kaum, warum Hrn Campens Widerlegung so ausführlich seyn mußte. Die Gegenurtheile, als das 4te Hauptfach dieses Hefts, enthalten Bemerkungen über einige in Hrn Campens Preisschrift befindliche Verdeutschungen. Noch kommen hier vermischte Bemerkungen von Hrn Prof. Löwe vor, worin unter andern der Lessingsche Ausdruck: der Mann steht seinen Ruhm gerechtfertigt wird.

S. 202 wird in dem Satze: »diese Grundsätze sind gerade des Alltäglichen wegen am schwersten zu bemerken« der Ausdruck: sind schwer zu bemerken als fehlerhaft angegeben, und dafür gesetzt: bemerkt zu werden. — Wir finden aber, daß aus Mangel einer passiven Form des Infinitivs Ausdrücke, wie folgende: Hierbey ist zu bemerken; (statt: muß bemerkt werden) der Wein ist nicht zu trinken (statt: kann nicht getrunken werden,) er ist nirgends zu finden, (statt er kann nirgends gefunden werden u. s. w. im allgemeinen Sprachgebrauch sind. Eben so würden wir sagen dürfen: sie sind leicht oder schwer zu finden; und so hätten wir dieselbe Wortfügung.

S. 208 wird der Ausdruck: die wohlverstandene Freiheit getadelt, und behauptet, es sei unmöglich, diesen Ausdruck, so wie er ist, zu verstehen; und wer ihn zu verstehen glaubt, irre gar sehr; wenn der Leser sich an dergleichen Ausdrücke gewöhne, so werde der Geschmack und die Urtheilskraft desselben unbemerkt verdorben, und einer wirklichen Barbarei der Weg gebahnt. Dieser Meinung sind wir nun nicht. Übrigens rügt dieser Verfasser vieles, worin wir ihm völlig beistimmen.

Das zweite Heft der vorliegenden Schrift beginnt mit Bemerkungen von Hrn. D. Anton über

Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, und mit Zusätzen von Hrn Campe.

Wir halten es mit Hrn Campe für etwas verdienstliches, den Ausdruck eines trefflichen Schriftstellers in Hinsicht auf Sprachrichtigkeit zu prüfen, obgleich wir nicht sehr darauf rechnen, daß irgend ein Schriftsteller, der einmal im Besitz einer gewissen Schreibart ist, die ihm, wie sich voraussetzen läßt, unter allen die beste und seiner Denkart sowohl, als dem bearbeiteten Gegenstande die angenehmste zu seyn scheint, geneigt seyn dürfte, Bemerkungen dieser Art für die Zukunft zu nutzen. Eher läßt sich hoffen, daß sie denen zu Gute kommen, die erst künftig in unsrer Sprache schreiben wollen; und wenn sie nur diesen die Veranlassung werden, Sprachrichtigkeit und wahres Verdienst der Schreibart zum Gegenstand ihres Nachdenkens zu machen, und an dem Ausdruck des trefflichsten Schriftstellers die Flecken von den Schönheiten zu unterscheiden, so ist das Verdienst nicht unbedeutend.

S. 4 und 5 erklärt sich Herr Anton, unsrer Meinung nach mit großem Recht, gegen die Wörter Organisation und Humanität. Sie sind nicht nur undeutsch, sondern auch so vieldeutig, daß sie dem Leser oft den Sinn des Schriftstellers dunkel machen müssen. Grade diese Wörter, denen fast jeder Schriftsteller einen andern Sinn unterlegt, machen dem, der gleichgeltende ächtdeutsche Ausdrücke vorschlagen will, das Geschäft sehr schwer; denn man ist unbillig genug, alle die so mannigfaltig begrenzten Begriffe, die man in das fremde Wort willkührlich hineingetragen hat, in dem deutschen Ausdruck auf einmal wiederfinden zu wollen. Aber das ist nur ein Grund mehr, sie aus unsrer Sprache durchaus zu verbannen.

S. 7. Statt Sphäre schlägt Herr Campe vor:

vor: Wirkkreis; wer kann aber das doppelte k zwischen zwei r aussprechen?

S. 15. Bei den Herderschen Worten: »Was physisch vereinigt ist, sollte es nicht auch geistlich und moralisch seyn?« sind die fremden Wörter physisch und moralisch gerügt. Allein so wie die Worte stehen, geben sie auch nicht den Sinn, den sie geben sollen. Unstreitig will Herder fragen: Was physisch vereinigt ist, sollte es nicht auch geistig und moralisch vereinigt seyn? Das Wort vereinigt mußte also wiederholt werden. Aber wir vermuthen, der Verf. wollte das es zweimal verstanden wissen, einmal als Subject und das andremal als Prädikat, und fürchtete mit Recht den unleidlichen Uebellaut der Wiederhohlung. So braucht er auch in einer spätern Schrift (in den Briefen über Humanität, das sich, wo es zweimal verstanden werden muß, wenn die Stelle einen Sinn haben soll. Aber die Sprache gestattet dergleichen Freiheiten nicht.

S. 15. wird ein Doppelsinn gerügt, der bloß durch eine Inversion (Versetzung der Worte) entstand. Bei dieser Gelegenheit erlaube man uns eine allgemeine Bemerkung über die Versetzungen, womit wir weder auf diesen noch irgend einen einzelnen trefflichen Schriftsteller hinweisen. Man kann unsrer Sprache das Verdienst nicht absprechen, daß sie so wohl für die ruhige als für die leidenschaftliche Stimmung der Seele, nicht nur eigenthümliche Ausdrücke, sondern auch Wortfügungen und Wortstellungen hat. Zu den Ausdrucksarten der leidenschaftlichen Stimmung gehört nur auch die Inversion. Selbst die Franzosen, deren Sprache die Biegsamkeit der unsrigen nicht hat, fühlen den Werth und Nothwendigkeit dieser Wortstellung, und helfen sich durch eine Umschreibung, z. B. c'est à vous que je parle, statt je vous parle. Wenn nun ein Schriftsteller in dem Zustande wahrer Begeisterung schreibt, so wird er diese Wortstellung, so wie die übrigen Ausdrucksarten der

Leidenschaft oft brauchen; und d
bei gar nicht anstoßen, und es
sen, daß er einen andern als de
druck liefet. Denn diese Ausdru
dann völlig so natürlich, als d
chen für die ruhigere Stimmung
der Leser öfter in Versuchung g
gen: Warum stehen hier die W
anders? so erweckt der Schriftste
daß er nicht in dem Zustande w
schrieb, sondern etwas dem ähnl
stelte, und jene Ausdrucksarten,
nicht bloß erlaubt, sondern di
und guten sind, absichtlich auffu
nicht zu leugnen, daß verschiede
steller zu diesem Verdacht oft Gr

S. 21. Der Ausdruck: das
ders wird ein artiges neues Wo
Was heißt ein artiges Wortg

Einen großen Theil dieser
Herder füllen die Angaben deut
der von ihm gebrauchten aus.
nem deutschen Buche, das doch
Gelehrte bestimmt war, Ausdrü
Demonstration, Luftregi
Einer Organisation, Haup
plasma, Epigenesis, Exte
efflorescirt, variiren, u.
mögte man den Verfasser doch
diejenigen, denen solche Wörter
können, z. B selbst die gebildete
aus dem Kreise seiner Leser, aus
will, oder ob man billigerweise
daß diese, wenn sie ein geistreiche
sich mit allen diesen Wörtern erst

S. 39. berichtigt Hr. Campe
vollkommung und verlangt n
Vervollkommnung heiße. Un
es andere Orten so schreibt, so ist
nichts weiter als Druckfehler. Al

Campe S. 34 Perfektibilität durch Vervollkommlichkeit übersetzen, wenn er das n in dem Zeitworte vervollkommnen für so unentbehrlich hält, als es wirklich ist. Aus glauben, zerreiben, wiederbringen bilden wir die Beiwörter glaublich, zerreiblich, unwiederbringlich, u. s. w. Von vervollkommnen könnten wir also nur vervollkommnlich (durch Wegwerfung der Sylbe en) bilden. Weil das aber Niemand aussprechen kann, so müssen wir uns dieses Worts ganz enthalten. Wir haben der Zeitwörter mehr, von denen wir diese Art Beiwörter nicht bilden dürfen; z. B. zeichnen, rechnen, ebnen, u. s. w. Zu wünschen ist es freilich, daß statt Perfektibilität und Corruptibilität ächtdeutsche Ausdrücke eingeführt werden. Gegen Verderblichkeit statt Corruptibilität ist etwas weniger einzuwenden, doch verdient bemerkt zu werden, daß das Beiwort, wovon das Substantiv gemacht ist, im Sprachgebrauch schon einen andern Sinn hat, nemlich nicht des Verderbens fähig, sondern überhaupt schlimm, oder was schlimme Folgen hat, z. B. eine verderbliche Gewohnheit. Ferner verliert der Sinn des Worts auch dadurch etwas an Klarheit, daß das Zeitwort verderben auf doppelte Weise gebraucht wird, nemlich bald als Thatzeitwort (Verbum activum) und bald als Mittelzeitwort (Verbum neutrum). Wollten wir, wo der obige Gegensatz gebraucht werden soll, uns nicht lieber bequemen zu sagen: Verbesserungs- und Verschlimmerungsfähigkeit?

S. 38 erklärt Hr. Campe mit Recht das neugeprägte Wort Geschlankigkeit für verwerflich, und ersetzt es durch Schlankheit, wogegen weder die Sprachähnlichkeit noch der Wohlklang etwas einzuwenden haben. Aus welchen Gründen könnten wir in Geschlankigkeit den Ballast der ersten und dritten Silbe aufnehmen, wenn das Beiwort nicht geschlankig, sondern schlank heißt? Zwar haben wir leider im Sprachgebrauch

mehrere auf diese fehlerhafte A
stantive, z. B. Leichtigkeit, Se
keit, Gerechtigkeit, Schnelligkeit,
Schlauigkeit u. s. w. Allein w
und nach zu verdrängen suchen,
wa mit denen die allzuvertraut s
tigkeit, nicht mehr geschehen k
allen Dingen enthalten, neue U
einzuführen. Für manche der a
sind wenigstens schon hin und w
Schlauheit, Reinheit, Se
brauch. Daß diese Bemerkung
ter: Schwierigkeit, Richtig
keit, Schuldigkeit, Geschm
sigkeit, u. s. f. nicht erstrecke
hoffentlich keiner Erinnerung.

S. 49. wird sublimiren d
kern übersetzt. Gegen dieses W
gendes einzuwenden. Hinaufl
Sprachähnlichkeit zufolge (in hin
aufrücken, hinaufführen) n
als durch Läuterung in die Höh
miren aber heißt: durch Erhebu
also in der Bildung dieses Wort
lung von Zweck und Mittel vorg
gehört diese Zusammensetzung de
unächten, weil darin zwei ungle
das Ortsverhältniß und die Läut
werden. Eine ähnliche Bemerkun
pe S. 22 mit Recht gegen das F
derbreiten. Im vorhergehend
Hr. Rödiger sublimiren durch

S. 92 wird der Ausdruck Gl
verworfen, und ohne Angabe
Glied vor Glied verändert.
welcher hier ausgedruckt werden
dig sehr oft vorkommen muß, so
Ausdrücke eine nähere Prüfung,
Glied vor Glied erinnert a
Reihe, und ist in Ansehung der

dem Ausdruck: Mann vor Mann und mehreren dergleichen einerlei. Die Präposition vor ist hier ganz richtig gebraucht; allein wenn wir eine Reihe mustern, und entweder die Reihe hinunter gehen, oder die Reihe vor uns vorbei gehen lassen, um jedes Glied einzeln zu betrachten, so denken wir nicht sowohl daran, daß wir ein Glied vor dem andern, als daß wir das eine nach dem andern sehen. So wahr und richtig also der Ausdruck an sich ist, so sagt er nicht eigentlich das, was wir sagen wollen. Mit dem Ausdruck: Mann für Mann sagen wir, daß indem die Reihe vor uns vorübergeht, der zweite in die Stelle des ersten, der dritte in die Stelle des zweiten u. s. w. tritt, daß, so lange das Vorübergehen der Reihe dauert, unser Auge auf einerlei Art beschäftigt bleibt, daß nur die Gegenstände wechseln, und wir für den einen immer wieder einen andern erhalten.

In den Sprachuntersuchungen dieses Hefts kommt außer der Fortsetzung des im ersten Heft angefangnen Aufsatzes von Hr. Campe gegen Hrn. Adelung mit der Überschrift: was ist hochdeutsch? noch ein andrer gleichfalls gegen Hr. Adelung gerichteter Aufsatz von Hrn. Cludius vor, der die Frage beantwortet: Können und dürfen Sprachgelehrte etwas zur Verbesserung der Sprache beitragen? Hier wird behauptet, daß aus dem mittlern Zeitalter die Sprachlehren der neuern Sprachen noch mancherlei lateinischen Sauerteig enthalten, daß wir aber diesen abschaffen sollten, und daß gebildete Personen schon jetzt, abweichend von der lateinischen Grammatik, aber dem Geiste, dem Regeln in den ähnlichen Fällen der deutschen Sprache gemäß, sprechen und schreiben: mir träumt, mir deucht u. s. w. ferner mir hungert, mir dürstet. Von den letzten beiden Wortfügungen haben wir noch nicht bemerkt, daß gebildete Leute sie brauchen. Die angegebne Regel, »daß die Person nur im Gegenstandsfalle (accusativ) genannt

werden kann, wenn sie der Gegen
ject) ist, und der Gegenstand
wenn er als Person angesehen wird
tig; aber die Ausdrücke: mich hu
stet, mich wundert, mich verdrießt
s. w. lassen sich damit vereinigen.
nemlich bloß durch Auslassung des
lich des unbestimmten Fürworts es
len in solchen Fällen entweder bl
ohne Rücksicht auf die Ursach anzeig
dürstet, oder es dürstet mich;
machen einen ganzen Zusammenha
zum Subject; als: Ich bedaure, d
dieser Reise so viel zu leiden gehab
nur, daß Sie sie so gut üb
ben.

In eben diesen Aufsatz wird
dieser Entschluß kostet mich
haft angegeben, und mit Recht;
sche Unterscheidung: es kostet
bildlichen Sinn, oder es koste
buchstäblichen, beruhet auf einer
gel, und wenn dergleichen in den
eingeschlichen ist, so müssen wir su
zu reinigen. Die Unrichtigkeit
diente eine weitere Ausführung,
lich ist.

S. 181 heißt es in einen and
der Geberdensprache lehrt die N
schen. Im vorhergehenden S. 138
den, daß verschiedne Schriftstelle
fang gemacht, das Zeitwort lehr
tiv der Person zu brauchen. Das
nur in dem Fall geschehen, wenn
im Accusativ dabei steht. Bloß
der Person halten wir diese Wort
unzulässig.

Das dritte Heft der vorliege
das reichhaltigste. In dem Fach
tersuchungen kommen vorzüglich

sätze vor. Noch mehr als die beiden ersten Hefte muß dieses dritte, das dem Protokoll einer debattirenden Gesellschaft nicht unähnlich ist, bei den Sprachfreunden den Wunsch erwecken, daß die Fortsetzung dieser Schrift möglich werde. Wenn einer der Mitarbeiter ein übereiltes Urtheil gefällt hat, so kann man ziemlich sicher darauf rechnen, daß ein anderer in den folgenden Aufsätzen dasselbe prüft und berichtigt: und überhaupt kann aus der Art, wie die Mitarbeiter sich einander und ihre Materie behandeln, nichts anders als reiner Gewinn für die Sprache erwachsen.

Wir heben abermals unter den Bemerkungen, die wir beim Durchlesen dieses 3ten Hefts, gemacht haben; nur die wichtigern aus.

Ein sehr gedachter Aufsatz von Hrn. Mertian in Augsburg, der hier unter den Sprachuntersuchungen vorkommt, hat die Überschrift: Über das Bedürfniß eines neuen Kunstwörtersystems für die Sprachkunde. Man hatte nemlich den Uebelstand fremder und noch dazu größtentheils unpassender Kunstwörter der deutschen Sprachlehre gefühlt, und versucht, ächt deutsche an deren Stelle einzuführen. Der Verfasser prüft die bisherigen und stellt ein neues Kunstwörtersystem auf. Ob dieses, so wie es da ist, aufgenommen werden wird, daran zweifeln wir. Unter die deutschen Kunstwörter, die man bisher einzuführen versucht hat, gehört auch der Ausdruck Eigenschaftswort für Adjectiv. Es ergiebt sich sehr bald, daß dieser Ausdruck gar nicht glücklich gewählt ist; denn es ist Bedürfniß der Sprache, außer den Eigenschaften im metaphysischen Sinne, viel andre Begriffe durch Adjective zu bezeichnen. Aus diesem Grunde ist uns dieser Ausdruck immer anstößig gewesen. Hier findet sich nun ein auffallendes Beispiel, wie leicht ein unrichtiges Kunstwort zu unrichtigen Urtheilen verleitet. Einer der Mitarbeiter erklärt es für einen Fehler unsrer Sprache, daß sie den Umstand der Zeit und des Ortes auch durch

Beiwörter bezeichnet, und vermitt
Sachen als Eigenschaften beilegt;
denn die Ausdrücke: die jetzigen
he Krieg, der morgende Tag,
rismen. — In dem 4ten Aufsatze u
untersuchungen vom Hrn. Prof. W
schweig und dem 5ten Aufsatz vom
we wird diese Art von Adjective
Schutz genommen und sehr gut v
gleich sieht man an diesen Beispiel
Schrift selbst, die übereilten Urth
einigen allzuraschen Berichtigeen
ren, nicht nur nicht gefährlich sin
dazu dienen, daß neues Licht übe
breitet wird.

Der letzte Aufsatz der Spra
heißt: Klopstocks Bemerkun
Wortvereinung, mit Zusätze
Hier bemerkt Hr. Campe es mit
Lücke in unsrer bisherigen Sprach
für die zusammengesetzten Wörter
Merkmale ihrer Aechtheit und ni
angegeben. Er selbst giebt solch
male viere an, und entwickelt si
kannten Talent aus dem Zweck
setzungen. Das vierte Merkmal b
zwei zu verbindende Begriffe vo
möchten, daß sie leicht in Einen
können. Sollte es wohl überflü
dies Merkmal ausdrücklich mit auf
Hr. Campe hat es hinzugedacht,
spielen erhelle,) daß die beiden B
vereinbar seyn möchten? Da diese
le zugleich die Regeln für ächte
gen werden, so würde sich sogleic
um hinaufläutern, sorbild
ächte Zusammensetzungen sind. Be
Campe selbst. Ueber hinaufläu
uns schon erklärt. Von Forbil
Gegenurtheilen dieses Hefts

hatte das Wort in den Titel dieser Schrift brauchen wollen, und verwirft es nachher wieder, jedoch nicht aus diesem sehr einfachen Grunde. In der Folge werden die (grammatischen) Regeln, nach welchen unsre Sprache zusammengesetzte Wörter bildet, zum Theil mit Klopstocks Worten angegeben. Wir sollen wohl lieber sagen, mit Klopstocks Wörtern, denn sie sind oft in ganz andere Verbindungen gestellt, und daher erscheinen hier einige Aussprüche als Klopstocksche, die man in seinen Gesprächen wirklich nicht findet. Sehr ungern bemerken wir diese Seite an dem übrigens schätzbaren Aufsatz. Zwar sagt Hr. Campe, daß es seine Absicht gewesen, aus der dichterischen Einkleidung in die Sprache des gemeinen Lehrvortrags zu übersetzen, und aus Klopstocks Bemerkungen den reinen Ertrag als treuer Berichterstatter auszuziehen. Allein dies ist ein mißliches Geschäft und bei der Vergleichung findet sich, daß ihm einige Abweichungen von der Regel, die er sich selbst vorgeschrieben hatte, entfahren sind.

S. 134 frägt Hr. Campe, warum wir in Rechenkunst den ganzen Ableitungslaut en beibehalten, da wir doch nicht Brechenmittel, sondern Brechmittel sagen. Wir antworten: in Rechenkunst, Rechenbret, Zeichenkunst ist der Ableitungslaut wirklich nicht beibehalten, denn mit Beibehaltung dieses Lauts müßten wir sagen: Rechnenkunst, Zeichnenkunst. Nun würden wir freilich nach Wegwerfung des en sagen und schreiben: Rechnkunst, Zeichnkunst. Weil aber keine menschliche Zunge in dieser Folge von Buchstaben unmittelbar vom ch zum n übergehen kann, sondern sich ganz unwillkührlich das in der Ableitung schon da gewesene e (zeichenen von Zeichen) wieder einschiebt, so sind wir ja wohl berechtigt, obige Substantive so zu schreiben.

S. 176. Die Zusammensetzungen: ohnberührt, ohnbeschwert, ohnbefugt, ohnstreitig, die hier vertheidigt, und von unberührt u.

ſ. w. dem Sinne nach unterſchie
ten wir für unzuläßig und ſprach

S. 179 wird die Wortfügu
verworfen, und mir dünkt an
Wollten wir aber auch den Au
Dünke dich nicht zu klug?
er Sprachähnlichkeit für ſich hat
iſt, müßten wir nicht mich d
halten?

Wir müſſen abbrechen, und
noch den Wunſch, daß es unſer
möge, die Fortſetzung dieſer Schri
chen. In dieſem Fall läßt ſich er
allein die Regeln für die Bildu
geſetzten Wörter noch vollſtändig
den, ſondern auch daß für die
ter überhaupt durch alle Klaſſen
ſtellt werden, und die wahre B
leitungsſylben feſtgeſetzt werden.
kein leichtes Geſchäft, die meiſt
pfundenen Sprachähnlichkeiten
griffe zu erheben. Sehr viele L
drücke, wie folgende: Entſagun
lichkeiten, Abhelfung der
Throngelangung, u. ſ. w. d
unſrer Schriftſteller findet, mißbil
viele werden ſich die Gründe dazu
nen. Die Mitarbeiter an dieſ
hinreichend gezeigt, daß ſie dieſem
kommen gewachſen ſind.

---

2) Luiſe. Ein ländliches
Idyllen, von Johann
Königsberg MDCCXCV
Nicolovius.

Nur ein Mann von hoher Einſ

es Herzens und ächt deutschem Biedersinn, der elbst vertraut mit der Natur lebt, und im Kreise juter unverdorbner Naturmenschen die reinen Freuen des häuslichen Lebens in vollen Zügen genoßen und in allseitiger herzlicher Theilnahme im rugsten Bewußtseyn hundertfach wiedergenoßen hat, en das bunte Weltgewirre mit all seinem armseligen Prunk und seiner übertünchenden Schminke einen Augenblick irren kann — nur ein solcher Mann konnte ein so herziges, die reinste Unschuld und Liebe durchaus athmendes Gedicht erfinden und es aus seinem Innern so darstellen, als wäre das Ganze Zug vor Zug treu nach dem Leben copirt.

Nur ein ächter Künstler konnte seiner Darstellung bei aller hohen Naturwahrheit eine so reine, vollendete Kunstform geben, daß dasselbe Gedicht die strengste Anforderung der höchsten Kritik so ganz befriedigen, in all seinen Theilen die letzte Vollendung erhalten und doch zugleich für den unbefangensten kunstlosesten Naturmenschen durchaus genießbar werden konnte. Denn wie auch bei manchem einzelnen Verse, der von Amtswegen deutsche Kritiker auf den ersten Anblick stutzen mag, so ist doch mit gutem Grunde zu behaupten und mit der Erfahrung zu bewahrheiten, daß, wenn dieses Gedicht recht vorgelesen wird — und daß dürfen Verse doch als erste unumgängliche Bedingung fordern — jeder Mensch, jedes einigermaßen zur Aufmerksamkeit gewöhnte Kind es durchaus faßen, und in den sich so rein, so bestimmt abdrückenden Bildern die froheste Behaglichkeit genießen wird.

O daß viele, jung und alt, dieses seiner innern und äußern Natur nach so reine humane Gedicht oft in frohen Familienkreisen so lesen, und lesen hören mögen und mit froh erschloßenem Gemüthe die innre Reinheit und Würde der Charaktere und Gesinnungen beherzigen und zu eignem Leben in sich verarbeiten mögen. Daß doch vielen glücklichen Vätern und Müttern reine Wonne

durchschauern möge, wenn sie leser
ehrwürdige Pfarrer von Grünau se
se sich freut:

Jo, du geliebte Tochter, ich bin a

Als die singenden Vögel im Wald h

Welches die lustigen Zweige durchb
gen i

Achtzehn Jahr sind es heute, da sch
gel

Jetzt mein einziges Kind, so verstand
geh

Wie doch die Zeiten entfliehn! Zehn
wie

Dehnt sich der Raum vor uns! un
wenn wir

Gestern erst geschah es, so deucht
Ge

Ging, und Blätter zerpflückt', und
Einm

Fröhlich die Botschaft kam: Ein
geboh

Manches beschied seitdem der Allmä
Bo

Auch das Böse war gut! Denn G
end

Weißt du, Frau, wie es einst nach
reg

Und ich, Luis' auf dem Arme, mit
des G

Athmend gieng; wie das Kind nach
emp

Und mich küßte: Papa! da regnet
Him

Streut die der liebe Gott, damit in
mel

Ja, vollblühende Segen und himmlische streuet der Vater,
Welcher den Bogen der Huld ausspannete: Blumen und Früchte!
Daß wir mit Dank einsammeln und Fröhlichkeit! Denk' ich des Vaters,
O dann erhebt sich mein Herz, und schwillt vor regerer Innbrunst
Gegen unsre Brüder, die rings die Erde bewohnen:
Zwar verschieden an Kraft und Verstand; doch alle des Vaters
Liebe Kindlein, wir wir! von einerlei Brüsten genähret!
Und nicht lange, so geht in der Dämmerung eins nach dem andern
Müde zur Ruh, von dem Vater im kühlen Lager gesegnet,
Hört süßträumend der Winde Geräusch und des tropfenden Regens,
Schläft, und erwachet gestärkt und verständiger. Kinder, wir freun uns
Alle vereint, wenn Gottes verklärterer Morgen uns aufweckt!

Doch genug hier aus dem Munde des ehrwürdigen Pfarrers von Grünau! Zu seiner gefühlvollen Rede geselle sich hier noch der schönste Moment des liebenden Paares, wie die schöne Braut im wohlgewählten verschönernden Brautschmuck bebend und errötend da steht, vor ihr der überwältigte Bräutigam vor süßem Erstaunen verstummend:

So wie ein ländlicher Mann, dem das Herz mit süßer Entzückung
Menschlichkeit nähret und Natur, und der Kunst nachahmende Schönheit,
Fröhlich den Apfelbaum in voller Blüte betrachtet,
Welchen er selber gepflanzt an der Lieblingsstelle des Gartens;

Lange freut' er sich schon, wie er hi
t
Fern in die Stadt ein Geschäft; do
Vo
Führt sein Weib in den Garten, un
hender
Der voll röthlicher Sträuße, begl
Da steht, schauernd im West, und
ihn u
Staunend betrachtet er lang', und
Al
Also staunt' auch der Jüngling de
sc
Blühenden Braut; es empört' ihm
men
Aber die Arm' ausbreitend mit Inn
J
Schnell an die Brust; und die Se
fließen
Wonne berauscht, im langen und b

Das sind Verse! Gleich den
henden Apfelbaum, vom milden
des glücklichsten Himmels, den
Natur zum Trost, mit glücklicher
den verpflanzt. —

Ueberaus merkwürdig ist dies
werk auch als ein rein deutsche
durchaus in keiner andern Sprac
dre Nation in der Welt gerade
ausgeführt werden konnte; ja es
irgend eine andre Nation dieses
ganzen Reinheit und Schönheit je
mag. Auch würd' es sehr schwer
zweiten Gedicht der Art, Persone
nen zu finden, die so ganz rein
deutsch wären. Der Dichter ha

großer Zartheit des Gefühls seinen glücklich gewählten deutschen Gegenstand, durchaus, bis auf den kleinsten Zug, in Sitten, Ideen, Bildern und Sprache rein National erhalten. Dadurch hat das Gedicht eine so lebendigansprechende Individualität bekommen, die für jeden guten biedern Deutschen, dem im reinen frohen Familienleben, wie es itzt vielleicht der gute, glückliche Deutsche nur lebt, warme Anhänglichkeit und biedre Treuherzigkeit zum Bedürfniß ward, überaus erfreulich und herzrührend ist.

Jedem patriotischgesinnten Deutschen von Geschmack muß es daher auch freuen dies schöne reine Gedicht in so zierlichem, reinem, äußerm Gewande zu sehen. Druck und Papier sind äußerst befriedigend. Auch zieren drei Kupfer und eine Titelvignette von Kohl, Henne und Guttenberg nach Chodowiecki gestochen, diese lieblichen Idyllen. Nur das Kupfer zur zweiten Idylle, der Morgenbesuch, scheint uns indeß dieses schönen Kunstwerks ganz würdig zu seyn; auf den andern Blättern erkennt man den mit hoher Wahrheit ergreifenden und darstellenden Künstler nur in den Köpfen der Alten. Die übrigen Physiognomien und Stellungen erregen die Vermuthung, daß der deutsche Meister und seine braven Gehülfen das Gedicht vor der Arbeit nicht gelesen haben; seine ächte Deutschheit würde sonst gewiß den in Auffassung und Darstellung der sprechenden Individualität so glücklichen Meister ganz anders begeistert haben.

3) Schweizerbriefe an
schrieben im Sommer 17
zweiter Theil. Berlin b
mann. 179[illegible].

Es herrscht ein guter reiner Sin
fen. Durchaus erscheint der
Mann dem Wahrheit und Mens
zen liegt, dem Recht und Gerech
gilt.

Man suche keine umständl
der Schweiz in diesen Briefen: d
in dem ersten Briefe an seine F
„Meine Briefe aus der Schwei
len keine Briefe über die Schw
S. 18 was mir auf meiner Rei
und mittheilbaren Empfindungen
strömen wird, will ich in den
mich sammle und ausruhe, in
sammenfassen, so klar und wahr
len seyn wird. Daß dabei m
das Land, wo ich bin und über
diesem Lande angehören, sich
kommt mir schon im voraus
vor.«

Der Verf. hat mehr gethan,
hat. Die Hauptmomente seiner
gleich zuweilen nur mit wenig W
bestimmt bezeichnend und chara
ben. Am wenigsten hat er sich
der so oft beschriebenen Naturs
und romantischen Schweizerlande
es aber geschehen ist, erkennt m
seinen Sinnen und zarten Gefüh
und wenn man durch solche S
keine neuen Blicke in das Land
doch darinnen den reingenießer
schen besser kennen und lieben,
und Betrachtungen finden das

in der gegenseitig wohlthuenden Stimmung, in welcher gute vertrauensvolle Menschen so gerne Gefühle und Gedanken wechseln. Es möge hier nur einiges zur Probe stehen, um die Manier des Verfassers zu bezeichnen; gewiß wird es niemanden gereuen diese herausgehobenen Stellen an Ihrer Stelle wieder zu finden, und noch einmal zu lesen; dort stehn sie als ein nothwendiger Theil des reinen Abgusses von ruhig genossenen Lebensmomenten.

»Was ist es, das mir den Grund und Boden, auf den ich jetzt trete, so werth, so feierlich, so heilig macht? daß zur Schöpfung und Erhaltung dieses Bundeslandes, so wie es nun ist, so viel gethan, so viel gerungen, so redlich gearbeitet, so freudig geblutet und mit so wundergleicher Tapferkeit gesiegt worden ist, wie für die Existenz keines einzigen Landes, in der neuern Geschichte. Alle übrigen Nationen des heutigen Europa sind das, was sie sind, größtentheils durch Zufall, einige durch die Geistesmacht überlegener Fürsten geworden. Die Schweiz, als ein Ganzes, verdankt ihr Wesen den vereinigten Kräften ihrer Bürger, das heißt sich selbst.« (u. s. w. S. 22.)

»Das verbündete Schweizerland glänzt von keinem Namen, der alle andere verdunkelt. Wilhelm Tell rächte sich wie ein Mann. Die drei Stifter des Bundes schwuren einander einen Eid, den jeder freie Schweizer, Urner und Unterwaldner schon im Herzen geschworen hatte. Rudolf Reding der Alte, ohne dessen Rath der Tag bei Morgarten vielleicht nicht würde gewonnen seyn; — — Petermann von Gundoldingen, der Schultheiß von Lucern, der, als er im Siege bei Sempach sein Leben ausblutete und gefragt wurde, was er an die Seinen noch zu bestellen habe, zur Antwort gab, er habe an seine Lucerner Mitbürger zu bestellen, daß sie keinen Schultheißen wieder auf so lange Zeit, als ihn selbst, anstellen sollten (u. s. w. S. 26 u. 27), alle diese wackeren und mit Namen

genannten Männer thaten, jed
was einem Schweizer zu thun ge
vielleicht mancher Ungenannte, v
ter ihnen fochten, auch gethan he
er in seiner Lage gekonnt hätte.
thaten sind ausgegangen von E
dieser war der Geist der Nation
zelnen Mannes. Auch die bür
der Schweizer ist durch sich selbst
keinem Solon, keinem Lykurg ist
te die Rede. Doch dieses haben
sten Völkern, zu ihrem und der
mein.«

Sehr treffend charakterisirt
Schweiz als das Land des Friede

»Freundliche Ruhe,
Völkerverherrlicherinn!
Tochter der Gerechtigkeit!
Du mit dem heiligen Schlüs
Zu Rath und Streit!
Dein ist liebliches Handeln,
Dein ist liebliches Fühlen
Zur rechten Zeit,
Doch wälzt ein Mann in sei
Liebkosen Ungestüm,
So stellst du wie ein Felsen
Entgegen ihm,
Und wirfst den Stolz und Ü
Hinunter in der Wellenfluth

»Sind das Schweizerverse
Das nun wohl nicht. Aber der
in schöneren Tönen seinem Volke
Spielen zu Delphi sang, hätte s
drucke gemäßer singen können,
auf mich gemacht hat, so viel ich

ritte von ihr sah. Ich bin im Lande des Frie-
ens. Das fühl ich bei jedem Schritte, es sei auf
tädtischem Pflaster, oder auf reinlichen Dorfwe-
jen, oder auf der großen Straße des Landes.«
u. s. w. S. 34.)

Aus Bern schreibt der Verfasser seiner Freun-
inn:

»Wären Sie hier in Bern, so müßten auch
Sie einmal Politik mit mir reden. Und warum
das? Nicht weil man hier mehr Politik spricht,
als an andern Orten, sondern weil Jung und Alt,
Mann und Weib, man sei, wer man wolle, sich
dem Lande, wo man einheimisch oder auch nur
zum Besuch ist, wenn man es anders lieb gewon-
nen hat, durch jede Art von Berührung des Be-
sondern in diesem Lande näher bringen muß. Das
Besondere in der Hauptstadt eines aristokratisch-
regierten Landes ist die Art, wie es regiert wird.
Monarchien gleichen der Ordnung der Welt und
des einzelnen Menschen, in denen jede Bewegung
von Einheit ausgeht und hinwirkt auf Einheit.
Das Gute in ihnen erfolgt wie von selbst. Demo-
kratien gleichen der natürlichsten Ordnung einer
Gesellschaft, in welcher keinem verwehrt ist, mitzu-
sprechen und mitzuhandeln nach seiner Einsicht und
Kraft. Das Gute in ihnen erfolgt wieder wie von
selbst. Aber daß eine geschlossene Zahl von Fami-
lien, die sich nur nach ihrem eigenen Ermessen ver-
engt oder erweitert, die höchste Obergewalt be-
hauptet, über alle andre Familien im Lande, alle
höchsten Staatsämter nur mit ihren Agnaten be-
setzt, und über Krieg und Frieden eigenmächtig
entscheidet, und daß bei einer solchen Ordnung der
Dinge das ganze Land sich besser befindet, als
man sich in den meisten Monarchien und Demo-
kratien zu befinden pflegt, dieß ist außer Art u. s.
w. S. 380 bis 390, wo mit Scharfsinn und gesun-
dem Urtheil, »vom Regierungseiste, der
mehr ist als Regierungsform,« so gehandelt wird,
daß keinem vernünftigen Menschen die Frage mehr

einfallen kann: ob, »weil die
den glücklichsten Staaten der g
aristokratische Staatsordnung u
sei?« —

Den wichtigsten Theil dieses
machen die eingestreuten Betrach
bei dem Verf. durch die Gege
schen um ihn herum veranlaßt

Deutschland, seine N
tionalcharakter, Patriot
rung, großer Gang der M
te, Volksbildung, Weibli
schaft, Wohlstand, Ehr
Reichthum und Armuth —
und interessanten Themata, ü
Selbstdenker und echter Mensc
tungen anstellt, die durch ihre
tende Einkleidung auch solche L
gründliches Räsonnement zu lieb
hen und vergnügend unterrichte

Wir können unsern Lesern
nige abgerißne Stellen über
heraus vorlegen, die sie gewiß z
bald hinziehn werden, um da
deutete in seiner ganzen Ausfü
genug wenn sie daraus den Sin
des Verfassers auch von dieser

Gleich beim ersten Eintritt in
der Verf. seiner Freundinn von

»Eine süße Stille wie die
oft an Ihrer Seite über das W
der Anhänglichkeit des menschli
ist, umgiebt mich hier. Die Ru
nach den vorübergerauschten Ers
ges fühle, ruft vaterländische Er
ner Seele hervor. Jetzt, da ic
bin, wo ich anzukommen mich se
Deutschland, wie ein Mädchen
Geliebten zum Traualtare gehn
schmuck an ihre jungfräuliche Zei

ist denn Deutschland nicht deiner Liebe werth? — Zum erstenmale bildeten sich mir die einzelnen Eindrücke, die Deutschland mit seiner Natur und seinen Menschen in mehreren Gegenden auf mich gemacht hatte, zu einem Ganzen. Es kam mir vor, als ob der Deutsche als Deutscher, wenn gleich wenig, doch etwas Merkwürdiges sei. Manche Naturschönheiten, die ich in Deutschland genossen hatte, kolorirte mein Gedächtniß so lebendig und treu, daß ich begriff, es gehöre viel dazu, wenn sie von der Schweizernatur übertroffen werden sollten.« (u. s. w. S. 13.)

»Die Schuld, warum unsre Nationalkritiker keinen deutschen Nationalcharakter auffinden können, liegt nicht an den Deutschen, sondern an jenen Kritikern, die im Begriff eines Deutschen Dinge suchen, die nicht in ihm liegen, und nie in ihm lagen. Von der Zeit an, wo Deutschland der Form nach ein Reich ausmacht, ist es dem Wesen nach nie ein Ganzes gewesen. Sammlet man aus den ältesten historischen Nachrichten von den Germanen alle Züge, die einen allgemeinen Charakter bezeichnen könnten, so ist mit den drei Eigenschaften Muth, freier Sinn und Redlichkeit das ganze Gemälde vollendet. Ein schönes Gemälde! Wer zweifelt daran? Aber was für Beziehung liegt darin auf Nationalität, wodurch ein Volk unter den Völkern kenntlich seyn soll, wie ein Mensch unter den Menschen? Alle edelgearteten Geschlechter und Stämme, aus denen nachher Völker wurden, hatten die Züge des Muths und des freien Sinns, und zum Theil auch der Redlichkeit, mit den alten Germanen gemein. Kein Klima, kein Welttheil, kein Zeitalter widerspricht diesen Tugenden. Nationalität aber soll das Besondre und Eigene, die Physiognomie einer Nation seyn. Keine allgemeine Tugenden oder Laster, sondern bestimmt, auffallende und einem Volk ausschließlich angehörige Aeußerungen gewisser Geistes-Eigenschaften, bei denen es oft unausgemacht ist,

ob wir sie mit dem Klassenna
oder eines Lasters füglich bele
setzt also Nationalität, wo sie
voraus? daß eine Gesellschaft b
Menschen ein sittliches und bür
Nation sei. Wo sie dies nicht
der Vereinigung, wenn Mensche
ken der bürgerlichen Ordnung g
gezogen zu werden, immer me
schlafe, da kann ursprüngliche
liche Verwandschaft, die Lücke
nung wohl zum Theil ausfüllen
das Gefühl des innigen und wi
hangs ersetzen.« (u. s. w. S. 6

»Unter dem gewaltigen Ka
Geschichte eine deutsche Mona
deutschen Staat konnte auch d
erfinden. Unter dem Schatten
deten die Unterjochten, was
vermochten. Kaum aber lag
Karls nicht mehr auf der ge
schlug mit voller Elasticität jed
kenreichs in seinen natürlichen
u. s. w. S. 65. In Deutschlan
wieder sein altes Recht hervor.
Uhr, die der große Künstler Ka
mengefügt und mit Blut gang
erhielt sich und erhält sich bis
auch nur das Gehäuse. Die U
derwerk, war zersprengt. Ihr
ben sich aneinander, ohne sich
Springfeder, Nationalgeist
an, und die Wirkung der arb
Reichsvorstehers, den man Kais
sich mit jeder Kaiserwahl, un
ganz u. s. w. S. 66—68. Deu
als etwas Hervorragendes, etwa
der französischen entgegen. N
Deutschen nur an dem, was ih
brav, so unerschrocken, so frei

lich im Reden und Thun, wie der Deutsche der Mittelzeit, war der Franzose und der Spanier der Mittelzeit auch. Und was war es, das dem Deutschen fehlte? Unter manchen andern Geisteseigenschaften, die Sie selbst errathen mögen, auch die Nationalität u. s. w. S. 69 u. 70. Eine andere Frage ist es, ob sich nicht bei dieser Absonderung der deutschen Staaten jeder Staat für sich wohl befindet. Was ich Ihnen beweisen wollte, war nur, daß man dem Deutschen Unrecht thut, wenn man von ihm, als Deutschen einen Nationalcharakter fodert. Seht, muß man unsern Volkskritikern antworten, den Hessen als Hessen, den Hanoveraner als Hanoveraner, den Wirtemberger als Wirtemberger, den Hamburger als Hamburger an! Und wenn ihr dann an ihnen keine merklichen Nationalzüge entdeckt, so liegt die Schuld an euern Augen. Aber von einem Deutschen fodert nicht, daß er mehr sei, als ein Mensch, der deutsch spricht.

4) Rückblicke auf den, wenn Gott will, für Deutschland nun bald geendigten Krieg. Nebst einigen Erläuterungen, die Propaganda, Jakobiner und Illuminaten betreffend. Kopenhagen 1795.

Der freimüthige und denkende Verf. trägt zuerst in gedrungener Kürze die Gründe der kurzsichtigen Parthei vor, die bisher zum Kriege gegen Frankreich gerathen, und noch mit mehr Bitterkeit und Heftigkeit als bloß strenge Wahrheitsliebe sich zu erlauben pflegte, in leidenschaftlichen Rathschlägen zur Fortsetzung des Krieges gegen Frankreich und zu Anwendung gewaltsamer Mittel gegen die vermeintliche weitere Verbreitung des neuen französischen Uebels kund wird.

Mit vieler Ruhe beantwortet er dann jene

im 14. §. vorgetragenen Grün
gründlich, und für jeden, der
sern überzeugt seyn will, gew
beruhigend. Am liebsten legte
die sehr ausführliche, lehrreiche
digende Beantwortung des 13.
von dem eben so unklugen als
schrei von Aufruhrpredigern, he
und versteckten Illuminaten in
de ist. Sie nimmt aber den R
113 ein: und so begnügen wir
§. mit seiner Beantwortung her
ser werden daraus den Geist d
kennen lernen.

§. 14. »Hier helfen aber k
tel. Ihr müßt das Uebel mit
ren. Vor allen Dingen hebet d
verbietet alle geheime Bündni
Gespräche wachen, die geführt
eine strenge Bücher-Censur, u
breitung gefährlicher Schriften!

Antwort zum 14. §. »
als der Rath, durch heftige
Censuren und Verbothe dem
zu steuern, wovon Ihr träumt.
fenbart sich so deutlich die Sc
rung und das Bewußtseyn eine
kung, als durch dergleichen Vor
ist fähiger, Aufruhr im Volk
wenn man die freie Cirkulation
Meinungen hemmen will. D
nicht durchsetzt, versteht sich vo
greift auch da die Menschen a
sten Seite an, und bringt sie
Alles erträgt und duldet der Un
ihm nur die Freiheit bleibt,
Freuden, seine Hofnungen, seine
me Andern mitzutheilen. Wo a
nengießert werden darf, da wird
Verborgnen gebraten; sobald m

sich an diesen letzten Schranken von politischer Freiheit zu vergreifen; entsteht Murren und Meuterei. Das Verbotene fängt an, in vermehrtem Reize zu erscheinen; man verbündet sich heimlich gegen die ungerechten Einschränkungen; selbst Personen, die vormals durch Verschiedenheit der Meinungen getrennt waren, reichen sich nun brüderlich zur gemeinschaftlichen Verbündung gegen Geistes-Unterdrücker und gegen Ausspäher die Hände. Euch sollte ja schon die Geschichte älterer und neuerer Zeiten belehren, daß man in Ländern, wo die größte Freiheit, seine Meinung öffentlich zu äussern, herrschte, am wenigsten von Empörungen hört. England in seinen bessern Zeiten, Dännemark und Schweden unter den jetzigen weisen Regierungen mögen Euch zu Beispielen dienen! Und wollt ihr jetzt Deutschland durchreisen; so werdet Ihr bemerken, daß da, wo jedermann frei reden und schreiben darf, was er will, die größte Ruhe und Ordnung herrschen; da hingegen, wo man strenge Censur-Edikte publicirt, die Lese-Gesellschaften einschränken will, und durch Kundschafter das, was über politische Gegenstände geredet wird, erhorchen und ausspähen läßt, zuerst Muthlosigkeit Platz nimmt, und dann die Zeichen einer Gährung sich offenbaren, die vielleicht bald das Übel herbeiführen kann, dem Ihr vorbauen wollt. Hierzu kömmt noch, daß man es in Deutschland doch nie dahin bringen kann, daß Verordnungen von der Art befolgt werden. Wann sind je so viele Flugschriften erschienen, als seit der Zeit, da dergleichen Maßregeln hie und da in Ausübung gebracht werden? Welche Bücher cirkuliren am häufigsten in den Österreichischen Staaten? Gerade die, welche in dem Verzeichnisse der verbotenen Schriften prangen. Dieser Catalogus librorum prohibitorum thut dort die Dienste der lobpreisendsten Recensionen.«

»Wählet also bessere und edlere Mittel, Ihr Fürsten, um Ruhe, Gehorsam, Ordnung, Zufrieden-

und Eintracht herzustellen und zu erhalten! Machet sobald als möglich unter leidlichen Bedingungen dem unglücklichen Kriege ein Ende. — Jeder Friede ist ehrenvoll, der geschlossen wird, um Bürgerblut zu schonen. Zaudert nicht lange, sonst möchte vielleicht unter den Verbündeten selbst das Feuer der Zwietracht auflodern, und das zweite Übel ärger als das erste werden. — Gott gebe, daß dieser Rath nicht zu spät kommen, und daß es überhaupt noch Zeit seyn möge, einen Theil der unseligen Folgen dieses Krieges von uns abzuleiten. Möchten Regenten und Völker aus dem Beispiele, das ihnen die Franzosen auf ihre Kosten gegeben haben, lernen, welche fürchterliche Scenen man zu erwarten hat, wenn man durch Mißhandlungen aller Art eine Nation zwingt zu gewaltsamen Umkehrungen zu schreiten! Rufet den Rest Eurer Heere in eure Länder zurück; lasset die armen Söldner ihre bunten Röcke ausziehn und zu ihrem Pfluge, zu ihren Weberstühlen, in ihre friedlichen Hütten zurückkehren! Entsaget allem unnützen Aufwand, allem Flitterstaate, allem Menschenhandel, allen thörigten und kostbaren Spielereien; befördert durch Beispiel und zweckmäßige Anstalten, Sittlichkeit, Geistes-Kultur und bessere Erziehung! Lasset jeden frei reden, glauben, denken und schreiben, was er will, in sofern er niemand muthwillig kränkt und sonst ein ruhiger Bürger ist! Höret die Vorschläge, und nehmet den Rath jedes verständigen Mannes zum Besten des Ganzen an! Gebet mit Aufrichtigkeit und Würde Rechenschaft von Anwendung der Schätze, die Euren Händen anvertrauet werden; verschleudert nicht die Summen, die der fleißige Landmann im Schweiße seines Angesichts aufbringt! Unterstützet, ermuntert das verkannte, schüchterne Talent; erleichtert jede Art von Noth und Leiden, so viel an Euch ist! Lasset gleiche Ehre und gleiche Rechte jedem nützlichen Staatsbürger angedeihen; nur der lästige Müssiggänger werde verachtet und vernachlässigt!

orget für klare, bestimmte, dem Genius der Zeit
gemessene Gesetze, für unpartheiische, schnelle,
cht kostspielige Justiz und Polizei, damit Eigen-
um und Freiheit und Leben und Gesundheit ge-
hert seien, froher Muth und Zuversicht und
ohlstand im Volke herrschen, und Friede und
reude sich küssen mögen, wie das alte Kir-
engebet sagt."

VIII.

Neue Werke, die nächstens erscheinen werden.

In der Ostermesse 1796 kommen in der Nicolaischen Buchhandlung zu Berlin heraus:

Merkwürdige Rechtssprüche der hallischen Juristen-Fakultät, herausgegeben von D. Ernst Ferdinand Klein.

Es ist zwar schon längst von Rechtsgelehrten bemerkt worden, daß es Fälle gebe, wo nicht eigentlich das Gesetz selbst, sondern nur die Anwendung des Gesetzes auf den vorliegenden Fall streitig ist, und man hat daher auch die Preußischen Richter, wenn sie in zweifelhaften Fällen bei der Gesetzkommission anfragten, mehremals beschieden, daß es die eigne Pflicht des Richters und nicht der Gesetzkommission sei, die Anwendung der Gesetze auf die vorkommenden Fälle zu bestimmen. Allein so klar auch der Unterschied zwischen Zweifelhaftigkeit des Gesetzes selbst und zwischen der zweifelhaften Anwendung der Gesetze dem bloßen gesunden Menschenverstande einleuchtete, so schien doch dieser Unterschied nicht logisch richtig zu seyn, vielmehr geschah es, wann es das Ansehn, als müßte entweder eine Rechtsfrage (quaestio juris) oder eine streitige Thatsache (quaestio facti) vorhanden seyn, erstere aber nothwendig ein zweifelhaftes Gesetz zum Grund haben; wobei noch in Erwägung kommt, daß Mangel eines positiven Gesetzes in dieser Rücksicht einem zweifelhaften Gesetze gleich zu achten ist, wenn alsdann darüber gezweifelt wird, ob etwan das Naturrecht zur Anwendung zu bringen, oder ein positives Gesetz ausdehnend erklären sei.

Der Herausgeber der obengedachten Rechtsfä-

le sind bei weiterem Nachdenken, daß, weder in gend ein allgemeiner Rechtssatz, noch irgend ein Faktum streitig ist, dennoch die Schwierigkeit der Entscheidung darin bestehen könne, daß man nicht weiß, unter welchen Rechtssatz man das besondere des Falles subsumiren soll. Zwar wird alsdann der Kurzsichtige das Gesetz einer Mangelhaftigkeit anklagen, weil er aus Mangel der Urtheilskraft für jeden besondern Fall (casum in terminis) ein eignes Gesetz sucht: aber der scharfsichtigere oder geübtere Richter wird einen solchen Fall mit Sicherheit entscheiden, weil er die Kunst versteht, das Faktum in seine rechtlichen Bestandtheile aufzulösen und für jeden den angemessenen Satz ausfindig zumachen. Hierzu gehört eine gute Urtheilskraft, welche zwar da, wo sie die Natur ganz versagt hat, nicht geschaffen, aber doch da, wo sie im Keime liegt, durch Uebung entwickelt werden kann. Die Urtheilskraft ist nemlich nachdem, was Kant in der Einleitung zu der Kritik der Urtheilskraft darüber gesagt hat, das Vermögen, das besondere als enthaltend unter dem Allgemeinen zu denken; und die Urtheilskraft des Richters ist zwar in so fern bestimmend (Kant am angeführten Orte S. XXIII. und folgende) als das Gesetz, worunter der Fall subsumirt werden soll, schon gegeben ist: allein sie verfährt nach Art der reflektirenden Urtheilskraft, in so fern sie das Gesetz, unter welches der Fall subsumirt werden soll, zuvor aufsuchen muß. Man muß auch nicht glauben, als ob das Gedächtniß allein beschäftiget sei, um die verschiednen Gesetze, unter welche etwa das Besondere des Falles subsumirt werden könnte, dem Richter gleichsam vor Augen zu stellen; denn sonst würden diejenigen, welche das geübteste Gedächtniß haben, auch die stärkste Urtheilskraft zeigen. So wichtige Dienste auch das Gedächtniß hierbei leistet und so nothwendig es daher auch ist, es auf alle Weise zu bereichern, zu üben und zu stärken, so reicht es doch bei weitem nicht zu, um den gu-

ten Richter zu bilden. Es gehört dazu eine Art von Gefühl, welches zwar mit dem moralischen viel ähnliches hat, aber von diesem darin verschieden ist, daß es die Zwangs- und Gewissenspflichten richtig unterscheidet, und den Richter bei der Auflösung des Faktums in seine rechtlichen Bestandtheile leitet. Der Herausgeber verspart sich die weitere Ausführung dessen, was sich über die richterliche Urtheilskraft sagen läßt, zu einer andern Gelegenheit, und bemerkt hier nur, daß auch die beste Urtheilskraft einer Uebung bedürfe und eine sehr mittelmäßige durch eine verständige und häufige Uebung zu einem hohen Grade der Vollkommenheit gebracht werden könne. Diese so nützliche Uebung besteht in der Beurtheilung vieler Rechtsfälle und zwar von der verschiedensten Art. Da nun der Erfahrungskreis des Einzelnen selten weit genug reicht, um ihm eine große Anzahl der mannichfaltigsten und schwierigsten Fälle zur Entscheidung vorzulegen: so ergiebt sich daraus der Nutzen, welcher aus dem Lesen merkwürdiger von andern bearbeiteter Rechtsfälle erwächst. Hiebei ist jedoch zu bemerken, daß dergleichen Sammlungen von Rechtsfällen nur; in so fern die Aufsuchung des Allgemeinen zum Besondern schwierig war, eine eigne Klasse juristischer Schriften ausmachen, weil sie, in so fern sie Ausführungen von Rechtssätzen enthalten, eigentlich zu den Abhandlungen gehören. Es wäre zu wünschen, daß diejenigen, welche Rechtsfälle herausgeben, diesen Gesichtspunkt gehörig fassen und uns nicht unter diesem Namen bloße Sammlungen von Abhandlungen liefern möchten. Zwar hat auch der Herausgeber die Schwierigkeiten, welche damit verbunden sind, erfahren; denn so sehr er auch überzeugt war, daß der Hauptnutzen solcher Rechtsfälle auf die Geschichtserzählung beruht und daß besonders solche Fälle, wo die Thatsachen sehr verwickelt und die Auflösung in die rechtlichen Bestandtheile sehr schwierig ist, ausgesucht werden müssen: so mußte er doch auf der an-

ern Seite verhüten, daß die Geschichtserzählung dem Leser nicht zu langweilig werde, weil sonst der, von dem Aktenlesen ermüdete Geschichtsmann sich schwer entschließen dürfte, ein Buch zu ergreifen, dessen Durchlesung eben so verdrüßlich wäre, als die eben bei Seite gelegten Akten. Daher hat der Herausgeber besonders auf solche Rechtsfälle sehen müssen, wobei zugleich kurze lesenswürdige Abhandlungen vorkommen, damit der gemeine juristische Leser das, was er den nützlichen Inhalt nennt, nicht vermissen möge. Sein Hauptaugenmerk blieb aber doch, solche Rechtsfälle darzustellen, die sich entweder durch die Form der Darstellung oder durch die schwierige Auffindung des Allgemeinen zum Besondern auszeichneten. Da, wo die Sache nicht wegen der dahin einschlagenden zweifelhaften Rechtssätze juristisch merkwürdig war, nahm er auf die psychologische oder politische Merkwürdigkeit Rücksicht, und zuweilen mußte die Lustigkeit der Begebenheit den Leser bei guter Laune erhalten. Dahin gehört besonders der 27te Rechtsfall, welcher die Ueberschrift führt: Es lebe die Gänsefreiheit. Es hatten nämlich in Bützow die Gänse sonst die Freiheit genossen, frei in der Stadt herum zu spazieren. Diese Freiheit wurde von Obrigkeitswegen verboten und dadurch ein Tumult und eine Kriminal-Untersuchung veranlaßt. Der Herausgeber hat dabei folgende Anmerkung vorausgeschickt, welche hier deswegen Platz gefunden hat, damit sie auch dem unjuristischen Publikum bekannt werden möge.

Der Gerechte erbarmt sich auch seines Viehes. Es scheint zwar, als ob dem Viehe bloß an der Nahrung, und wenig an der Freiheit, sich und seine Stimme im Publiko zu produciren, gelegen wäre; und als ob eben deswegen die Hirten der Völker nur für nothdürftiges Futter sorgen dürften. Aber sollten nicht vielleicht die Bürger zu Bützow sich auf das Bedürfniß der Gänse besser verstanden haben, als manche Vezierc und Demagogen

auf das Bedürfniß der Völker? Nicht zu gedenken, daß diese es zuweilen an Nahrung für Leib und Seele zugleich fehlen lassen, so scheinen auch jene besser eingesehen zu haben, wiewohl den Thieren aller Art freie Bewegung und freies Geschwätz gedeihe. Die übrigen zweifüßigen Thiere müssen sich freilich bescheiden, daß sie nicht alle Vorrechte der Retter des Kapitoliums genießen können. Allein so wenig die Gänse das Kapitolium gerettet haben würden, wenn man sie am Schreien gehindert hätte: so wenig kann man die der Heerde drohende Gefahr kennen lernen, wenn die Schaafe nur nach dem Takte des Hirtenstabes blöken dürfen, und den Hunden das freie Bellen untersagt wird.

Diese Warnung für die Hirten muß ich noch einen Zuruf an die Heerde beifügen. Wenn du getreten wirst, liebes Vieh, so beiße nicht unbedachtsamer Weise in alles, was dir zunächst aufstößt. Die meisten Tritte geschehen aus Mangel der Vorsicht, und nicht aus bösem Willen; deiner aber wartet, wenn du beißest, der Stock, der Maulkorb und die Kette.

Besonders, liebe Gänse, mäßiget eure Stimme im Publiko, damit der Viertelsherr *) nicht eurer Spur folge, und nicht dem öffentlichen Geschwätz und dem freien Spaziergange zugleich ein Ende mache!

*) Die Viertelsherren zu Bützow hatten die frei herum spazierenden Gänse gepfändet.

IX.

Gebet

Als sich die Friedensunterhandlungen verwirrten,

von Herder nach Balde.

Welch ein Ende der Last, die wir getragen,
So viel Jahre getragen ohn' Erbarmung,
Hast du uns bestimmet, o du der Menschen
Rettet und Vater!

Heilge, erste Vernunft, die aus dem Chaos
Einst erfand das rosige Licht, und unser
Dunkel siehst, o holde Macht, erfind' uns
Selber den Frieden!

Inhalt des vierten Stücks.

I. Nach welchen Grundsätzen soll man politische Meinungen und Handlungen der Privatpersonen beurtheilen? . . Seite 1

II. An die Deutschen, von B. und H. . 41

III. Das glückliche Land, von L. . . 47

IV. Litterarische Briefe.
Vierter Brief an Hrn. Hofrath Heyne in Göttingen, v. Hrn. Prof. Wolf. . 45

V. Hennings Duellgeschichte. . . . 90

VI. Auf Georg Forsters Kenotaph, v. P. 120

VII. Neue Werke:

1) Beiträge zur Beförderung der fortschreitenden Ausbildung der deutschen Sprache, von einer Gesellschaft von Sprachfreunden. 121

2) Luise. Ein ländliches Gedicht in drei Idyllen von Joh. Heinr. Voß. . . 138

3) Schweizerbriefe an Cäcilie, geschrieben im Sommer 1794 144

4) Rückblicke auf den, wenn Gott will, für Deutschland nun bald geendigten Krieg. Nebst einigen Erläuterungen, die Propaganda, Jakob. u. Illumin. betreffend 151

VIII. Neue Werke, die nächstens erscheinen werden: Merkwürdige Rechtssprüche der hallischen Juristen-Fakultät, herausgegeben von D. E. F. Klein . . 156

IX. Gebet. Als sich die Friedensunterhandlungen verwirrten, v. Herder nach B. 161

Deutschland.

Weh dem, der frei uns nennt
Und Deutschlands Schmach verkennt.

Stollberg.

Fünftes Stück.

Berlin, 1796.
Bei Johann Friedrich Unger.

Deutſchland.

Dem Verdienſte ſeine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!
Schiller.

Fünftes Stück.

I.

Michaelis und Reiske *) von Schlözer.

Anhang zu Michaelis litterariſchen Briefwechſel.

— — ut post fata quiescat
Livor — —

Ich habe eine Special-Verpflichtung, von dieſer alten unſeligen Fehde noch ein Wort an das Pu-

*) Dieſer Aufſatz war ein Geſchenk, welches Herr Hofrath Schlözer der hinterlaßnen Familie des ſel. Michaelis, bald nach deſſen Tode machte. Zufällige Umſtände und Verſäumniſſe haben die Bekanntmachung deſſelben verzögert, aber man glaubt es könne nicht zu ſpät für den Wunſch der Hinterbliebnen geworden ſeyn, das Andenken eines Mannes und Vaters von einer harten Verunglimpfung zu reinigen, und zugleich einen der vielfachen Beweiſe des edeln Eifers der Freundſchaft des Verfaſſers für den Verſtorbnen, zu beider Ehre, öffentlich aufzubewahren.

blikum gelangen zu lassen. Ich war es, der dem sel. Michaelis den (von ihm auch befolgten) Rath gab, auf das An das Publicum des Hr. Prof. Reiske, welches weit und breit Sensation machte, nicht zu antworten: nicht als wenn ich glaubte, daß Anworten auf Beschuldigungen, die des Mannes moralische Ehre angriffen, entbehrlich wären, sondern weil ich hoffte, daß dereinst ein Dritter, der vielleicht Akten in die Hände bekäme, mit kalter aber sorgfältiger Kritik, jene angefochtene Ehre siegreicher, als Er selbst in seinen Affekt, würde retten können.

Solche Akten habe ich jetzo vor mir — eigenhändige Briefe von dem sel. Reiske an Michaelis, und an Heyne. Grausam war die Arbeit in Privatbriefen verstorbener Männer, also in Briefen die nie fürs Publikum, folglich sorglos geschrieben waren, herum zu wühlen, und sogar Extrakte daraus fürs Publikum — denn dieses muß einmal, durch das bisher leider! im Druck verhandelte, zu erweislich irrigen Meinungen hingerissen worden — machen zu müssen.

Meine Geschichtserzählung mit den Belegen ist mir selbst unleidlich lang geworden. Aber hätte ich dem Leser die Belege erspart: so hätte man ihn bei erster Gelegenheit, durch Klatschen, Schimpfen und bloßes Abläugnen, abermals zum Besten ha-

ben können. Auch darf man ja wohl unſern Zeitgenoſſen, Einen gedruckten Bogen mehr, über eine Verhandlung, bieten, die die Ehre, ſogar die moraliſche Ehre eines unſterblichen Mannes, betrift.

Vielleicht ſtiftet dieſe Publikation noch einen erheblichen Nebennutzen. Gelehrte, die die Ehre, das Vergnügen und die Laſt weitläuftiger Korreſpondenzen haben, werden entweder keinen Brief mehr wegſenden, ohne kaufmänniſch eine Abſchrift davon zurück zu behalten (ſo mache ich es ſeit 32 Jahren, und hätte ich es nicht gethan, wie würde es mir, Herausgeber der Staatsanzeigen, mit ſo manchen niedrigen, oder nur vergeſſenen Korreſpondenten ergangen ſeyn!) oder ſie werden, wenn ſie es nicht gethan, gegen ihr bloßes Gedächtniß mistrauiſch werden, und mit Ehrekränkenden Beſchuldigungen Anderer, minder ſchnell zur Preſſe eilen.

Der Fr. Prof. Reiske bezeuge ich meine aufrichtige Hochachtung nicht nur für ihre Gelehrſamkeit, die ihren Geſchlecht, unſrer deutſchen Nation, und unſerm ganzen Jahrhunderte, eine bleibende Ehre macht, ſondern auch für den Eifer, mit dem ſie ihren ſel. Mann vertheidiget hat.

Aber von eben dieſer Denkungsart der edlen Frau erwarte ich auch die Gerechtigkeit, daß ſie

mir mehr als Verzicht, wenn ich einen Mann vertheidige, dessen vielleicht einziger Vertrauter in dessen letzten Lebensjahren ich zu seyn die Ehre hatte — einen Mann über dies, der nicht nur 22 Jahre mein Kollege, sondern der mein speciellster Lehrer war, dem ich meine ganze Bildung im kritischen historischen Fache zu verdanken habe — — noch mehr einen Mann, der mein Wohlthäter von meinem 19ten Jahr an gewesen ist, der vom Jahr 1754 bis 1769 in alle meine litterarische und manche andre Schicksale mit einer Thätigkeit und Uneigennützigkeit gewirkt hat, die, falls ich sie dereinst umständlich erzählen sollte, den Mann jedem so ehrwürdig machen wird, wie Er mir ist.

Nie würde mich indeß die Dankbarkeit verblenden, seine wirkliche Fehler zu entschuldigen, oder gar abzuläugnen. Aber Ihn auf eine so empfindliche Weise von einer Seite angegriffen zu sehen, wo ich Ihn, nach meiner eigenen, und auf 31 jährigen Erfahrung gegründeten Überzeugung für völlig unangreiflich halte, konnte, durfte, mir nicht gleichgültig seyn.

Göttingen, d. 24. Dec. 1791. Schlözer.

Reiske *), geb. 1716, bezog 1733 die Universität Leipzig, fiel hier mit wahrer Begeisterung auf das Arabische, gieng deswegen 1738 nach Holland, und kam von da 1746, mit arabischen Kenntnissen und Handschriften, und dem Titel als D. Medicinae, belastet, nach Leipzig zurück, wo er 1748 Professor der arabischen Sprache, jedoch nur mit einer Pension von 100 Rthlr. wurde.

Michaelis, geb. 1717, seit 1746 Professor in Göttingen, ließ um diese Zeit eine Geschichte der morgenländischen Sprachen in den Zeitungen ankündigen, und that in dieser Ankündigung ehrenvolle Erwähnung von R. dies veranlaßte Letzteren zu seinem ersten freundschaftlichen Brief an M. vom 4. April 1749. (S. 44.)

Nach 5 Jahren ließ R. seine Annales Moslemicos drucken, schickte solche den 22. Octobr. 1754 (S. 46.) an M. und bat dringend und klagend um eine günstige Recension in den Götting. Gel. Anzeigen, auch wo möglich in den Com-

*) Weiterhin gelten folgende Abbreviaturen R. — Reiske. M. — Michaelis. H. — Heyne. Fr. R. Col. . . . — gehet auf die Beilage zur Allg. Litt. Zeit. unter dem Titel: An das Publikum, dessen 4 Quartseiten ich nach den 8 Columnen citire. Die Seitenzahlen zwischen ( ) weisen auf den Litterarischen Briefwechsel Michaelis hin, in welchem die hier citirten Briefe, jetzo gedruckt vorhanden sind. Mai 1795.

mentar der Societät (er meinte wohl die Relat. de libris novis) Auch falls M. seine Übersezzung des Abulfedaischen Leben Mohammeds von Gagniers Übersetzung verschieden fände, so prévénirt er ihn, daß solches daher komme, weil der Leidner Codex, den er konferirt hätte, viele andre und bessere Lesarten enthielte, als der Bodlejische, den Gagnier abdrucken lassen.

M. recensirte das Buch überaus günstig, in den Götting. Gel. Anz. 1755, den 6. März S. 249 (dies hatte nachher R. vergessen, s. unten) R. dankte ihm den 1. Mai 1755 (S. 48.) für diese freundschaftliche Anzeige,

> wenn gleich solche nichts geholfen haben, indem er von der Auflage von 1000 Exemplarien, auf der vorigen Messe mit Mühe 50, und auf der lezten kein einziges, abgesezt — auch von den Herren in Leiden, denen er das Buch zugeschickt, weder Geschenk noch Antwort erhalten habe.

Hier fängt die 30 jährige Geschichte von dem Buche Gagnier an.

A. GAGNIER.

I.

M. hatte nicht nur in der gedruckten Recension gesagt, sondern, wie es scheint, R. auch schriftlich gemeldet, »er könnte seine Übersetzung

nicht beurtheilen, weil er den arabiſchen Abulfeda nicht hätte.«

Hierauf a. trägt ihm R. in obbemeldtem Brief vom 1. Mai 1755, (S. 48.) auf ſeine in Leiden gemachte Abſchrift, von dem Prof. Kocher in Bern, bei dem ſie ſchon ſeit mehreren Jahren liege, ſich kommen zu laſſen. Und b. in einer Nachſchrift ſchreibt er: (S. 52.)

voluissem emendationes codicis Gagnierlani excerptas ad te mittere, sed otio careo, et tempus angustum est. Quare malui librum ipsum ad te mittere, quem, ne citius opportuna occasio se offerat, futuris nundinis ad me remittes.

Dieſer liber ipse wird von R. ſelbſt in ſeinen Schreiben an H. vom 26. Febr. 1768 unverkenntlich charakteriſirt. Er hatte ihn (gedruckt Oxonii 1723 fol. 160 S.) in Leipzig in einer Auktion erſtanden. Das Buch war in weiße Pappe gebunden, auf der mit des Prof. Kappe, des vorigen Beſitzers Hand ſtand. »Abulfeda vita Mahomedis per Gagnierum.« R. ſchrieb ſeinen Namen, die Zeit wenn er das Buch gekauft, und wie viel er dafür bezahlt (einen Dukaten) vorne auf das Titelblatt, dieſes Exemplar nahm er nachher nach Holland mit, verglich den Gagnier Bodlijiſchen Text mit der Leidner Handſchrift, fand eine Menge Varianten, und ſchrieb ſolche ſeinem Gagnier bei, den er zu dem

Behuf in lauter einzelne Bogen aus einander schnitt, welche er jedoch in der alten Pappe beisammen liegen ließ. — —

— Das war der liber ipse, den R. unverlangt, mit einem gefälligen Brief, den 1. Mai 1755 an M. schickte.

Man merke, dieser Brief war vom 1. Mai 1755. Nun schrieb R. an H. den 26. Febr. 1768.

In einigen Monaten darauf, (wie ich ihm meinen Gagnier übersandt hatte) erhielt ich einen Brief von Hrn. G. R. M. datirt den 1. Januar 1755. davon der Anfang also lautet:

mirifice Tua delector humanitate et amicitia cujus tesseras habeo librum mutuo missum (den Gagnier) et codicem Mscium mutuo oblatum (ich verstehe den übrigen von Kocher abzufodernden Abulfeda) Utroque gaudeo:

R. irrte hier zwiefach. Erstlich meinte er nach 13 Jahren, wie sein Brief an H. klar zeigt, er habe seine Annales Moslem. und seinen Gagnier zugleich an M. geschickt: aber laut seinen eigenen Briefen, schickte er jene den 22. Okt. 1754. und diese erst den 1. Mai 1755. Zweitens, der Brief, worin M. den Empfang des Gagnier an R. bescheinigt, kann also unmöglich vom 1ten Januar gewesen seyn: noch im März da die Recension der Annal. Moslem. gedruckt worden, hatte ihn M. nicht, erst im Mai schickte er

R. von Leipzig ab. Wahrscheinlich las R. für 1. Jun. »1. Jan.« wenigstens fing gerade seit diesem Monat Jun. auch die Korrespondenz wegen der arabischen Druckerei an (s. unten).

Fr. R. Col. 3, giebt wieder ein andres Datum von (vielleicht 2ter) Bescheinigung an, »M. habe den 26. Aug. 1755 an R. geschrieben, er habe dieses Buch erhalten, und entschuldige sich, daß er noch keinen Gebrauch davon machen können.«

II.

1755 den 10. Sept., in eben dem Brief dem R. sein Dankschreiben an den Minister für Erlaubniß, seine Arabica in Göttingen drucken zu lassen, beilegt und worin er an M. die seltsame Foderungen macht, schrieb er:

> meinen Abulfeda können Ew. ꝛc. so lange behalten und gebrauchen, als es Ihnen beliebt. Ich habe noch ein ander Exemplar bei mir, das zum Abdruck fertig ist: es mangeln aber daran die Prolegomena, wie ich es zu nennen pflege.

Hier muß die von Kocher in Bern zurückgeforderte Abschrift des Abulfeda gemeint seyn: M. muß sie also, nach R. Auftrag vom 1. Mai 1755 ihm abgefordert, und bekommen haben (s. unten S. 22.)

Was R. hier Prolegomena nennt, ist wohl wie Hr. Prof. Tychsen vermuthet, die alte Geschichte vor Mohammed.

III.

R. hatte, in Betreff seiner gewünschten Vokation nach Göttingen, das harte Reskript vom 17. Jan. 1757 erhalten (s. unten S. 61.). Alle weitere Verhandlung über die arab. Druckerei war abgebrochen. R. war in einer Art von Verzweiflung und in diesem Zustande ließ er, die unverzeihlich grobe Invektive gegen M. in der

Geschichte der Königl. Akad. der schönen Wissenschaften zu Paris (Leipzig 1757. die Vorrede vom 14. Merz)

S. 148 — 200.

drucken. Der ganze Aufsatz enthält sehr viel wahres, und erstaunlich viel Gelehrtes: aber was gewann R. damit, daß er gegen M. so beleidigend schrieb? Hatte ihn dieser wirklich beleidiget? Und war es so, wie doch durchaus noch nicht entschieden war: wars nicht gegen alle Lebensklugheit, den damals nicht nur in der litterar. Welt, sondern auch bei Regierungen, mächtigen Mann, sich auf immer zum Feinde zu machen?

Nicht zu gedenken, daß dieser Aufsatz seinen Verfasser, als einen Schwärmer für seine Wissenschaft, in einer Gestalt darstellte, die ihm ohnmög-

lich Achtung verschaffen konnte. Denn auch ein wahres Genie, daß sich den herrlichsten Plan entwirft, welchen aber auszuführen es, durch Conjunkturen nicht begünstigt, zu ohnmächtig ist, wird, wenn es durch Mauern brechen will, ein Gegenstand des Mitleids und der Verachtung.

Von nun an hörte natürlich alle Korrespondenz zwischen R. und M. auf, nur den kalten Brief vom 2. Mai 1765 (II. S. 488.) (s. unten) ausgenommen.

Das Mscr. vom Abulfeda und der verglichene Gagnier, bleiben volle 13 Jahre bei M. liegen: R. foderte sie nicht ab, und M. schickte sie nicht von selbst zurück; wie seltsam!

IV.

Noch vor dem Bruche zwischen diesen beiden Männern, hatte M. im Jahr 1766, aus der Mosheimischen Auktion ein Exemplar von Gagnier für 5 Rthlr. 8 Gr. erstanden, dem eben die Varianten beigeschrieben waren, welche R. aus dem Leidner Codex gesammelt hatte. Das Factum ist aus dem, noch auf unsrer öffentlichen Bibliothek vorhandenen Mosheimischen Auktions-Katalogo bescheiniget.

Dieses Exemplar ist sehr wohlbehalten in seinem altenglischen Lederbande mit Linien, und mit

einem Titel auf dem Rücken. Nie konnten die Bogen einzeln aus einander geschnitten gewesen seyn, wie bei dem oben (S. 12.) charakterisirten Koppe Reiskischen Exemplar. Beigeschriebene Varianten finden sich hier von Anfang bis zu Ende. Und auf dem Titelblatt, etwa in der Mitte, rechter Hand am Rande stehet in 4 Zeilen:

Cum Cod. Leidensi contulerat J. J. Reiske. ex cujus exemplari varietatem lectionis descripsi.

Zehnmal hatte wohl der sel. M. diese 4 Zeilen gesehen, und im Affekt nichts darin, als den Namen Reiske gelesen.

Aber wer dieser Descriptor gewesen, und wie das Buch in die Mosheimische Bibliothek gekommen sei, weiß noch bis diese Stunde kein Sterblicher. Nur weder M. noch R. ist dieser Descriptor: ich kenne Beider arabische Hand sehr gut, und keiner von Beiden schrieb so schön und deutlich arabisch.

V.

Nach vollen 13 Jahren, etwa zu Anfang des Jahrs 1768 fielen R. seine langvergessene zwei Bücher wieder ein, die M. immer noch bei sich hatte, und er foderte sie zurück. (den Brief finde ich nicht)

Er erhielt eine Antwort die ihn befremdete. Was dieses Befremden veranlaßt habe, errathe ich nur aus R. Schreiben an H. vom 26. Febr. 1768. R. erzählt darin nur umständlich, bei welcher Gelegenheit er, vor 13 Jahren, seinen Gagnier an M. geliehen, und klagt, seit der Zeit habe er weder Recension (steht die nicht in den Götting. Gel. Anz.? In die Relatt. kam keine, denn diese hatten aufgehört) noch sein Buch mit Augen wieder gesehen. Er führt M. Recipisse unter dem unrichtigen Dato vom 1. Jan. (statt 1. Jun., oben S. 13) an und schreibt:

Erwägen Sie . . . nach 13 Jahren . . . wenn man beides (den von Kocher abgefoderten Abulfeda und den Gagnier) 13 Jahre lang behält, seit der Zeit thut, als wisse man von nichts, und zuletzt, wenn man an die Rückgabe des Anvertrauten erinnert wird, das eine gar läugnet! das Exemplar von Gagnier, darin die Varianten aus dem Leidner Codice von meiner Hand geschrieben stehn, ist nie in der Mosheimischen Bibliothek gewesen, sondern ich habe es zu besagter Zeit, aus obbesagter Ursache, und zu solchem Endzwecke, Hrn. HR. M. geleihet, mutuo misi, wie er selbst sagt, nicht dono. Wie käme Mosheim zu einem Buche, das ich beschrieben hätte? zumal zu einem solchen Buche, das ich nicht missen kann, wodin mein Name vorne auf dem Titelblatte steht? . . .

Nun folgen alle die schon oben S. 12 angegebnen Wahrzeichen, die seinen Gagnier unver-

kenntlich charakterisiren müßten, falls derselbe noch in dem Stande wäre, in welchem er ihn an M. geschickt hatte. » Aber daran dachte R. nicht, daß der Gagnier auf den sich M. berief, ein von dem seinigen verschiedener Gagnier seyn konnte; — daß er R. der facilste Mann in solchen Fällen, wie ich von seinen Schülern weiß, sein Exemplar an einen andern, mit der ausdrücklichen Erlaubniß, die Leidner Varianten abzuschreiben, gegeben haben konnte; — oder daß ein schlechter Mensch, dem er sein Exemplar geliehen, diese Abschrift ohne sein Vorwissen gemacht haben, und also noch ein 2tes Exemplar von der Art existiren könne. — An alle diese mögliche Fälle dachte R. in seinem Affekt nicht, sondern fährt fort in seinem Briefe an H.

Wie könnte ich, der ich Mosheimer nie gesehen habe, in dessen Bibliothek ich nie gewesen bin, mit dem ich nie den geringsten Verkehr gehabt habe, wissen, wie das Buch inwendig und auswendig aussieht? Thun Sie mir doch, mein werthester Hr. Prof. die Liebe und überfallen den Hrn. HR. M. und lassen sich das vorgebliche Mosheimsche Exemplar weisen, und sehen nach, ob Sie die von mir angegebenen Wahrzeichen darin gewahr werden.

Auf diesen Brief vom 26. Febr. 1768 an H. folgte ein 2ter an ebendenselben vom 22. März. R. schreibt darin:

Ich danke meinem lieben Gott, daß die Sache mit Hr. HR. M. so weit gediehen ist. Meine Betrachtungen über desselben seltsame Forderung werden Sie in der Vollmacht finden. Hat man mit Leuten von so grillenhaften Einfällen zu thun, so kann man sich unmöglich des Unwillens enthalten.

Und ein 3ter Brief an H. vom 3. Mai schließt sich mit den Worten:

Ich bin Ihnen für Dero Mühwaltung in der Sache mit Hr. M. gar sehr verbunden. Das heißt wohl recht, dem Löwen (oder soll ich dem Wolfe sagen?) seine Beute aus den Zähnen gerückt.

Was das für eine seltsame Foderung, was das für grillenhafte Einfälle von M., gewesen, weiß ich nicht: ich habe die Vollmacht nicht vor mir.

Weder Löwe noch Wolf! sondern Vergesser. — Wehe uns arbeitsamen Gelehrten wenn wir Bücher borgen, und die Rückgabe, so wie die Eigenthümer die Rückforderung vergessen, und wir nach Olympiaden gemahnt werden, uns aber nicht sogleich besinnen können, sondern wohl gar behaupten, wir hätten das Buch entweder nicht bekommen, oder wieder abgeliefert. —

Wehe uns, sage ich, wenn man uns in solchen Fällen, die beinahe unvermeidlich sind, eines vorsetzlichen Abläugnens bezüchtigt, und das

vergeſſene Buch eine Beute heißt, die man dem Wolfe aus den Zähnen rücken muß! ...

So viel iſt indeſſen gewiß: M. hatte, vor dem Mai 1768, ſo wohl das von Kocher abgelieferte Mſcpt. (deſſen er ſich vielleicht, bei der erſten Mahnung nach 13 Jahren, auch nicht ſogleich, beim erſten Überfall, zu beſinnen gewußt) als den Reiskeſchen Gagnier (den er eine Zeitlang mit ſeinem eignen, den Mosheimſchen, verwechſelt hatte) zurückgegeben.

VI.

Alles war in Ordnung zwiſchen M. und R. ſeit dem April 1768.

R. mag wohl in ſeinem Leben nie erfahren, — nicht einmal je darüber nachgedacht haben, wie die Sache mit ſeinem und dem (erwieſen exiſtirenden) Mosheimiſchen Gagnier zuſammenhinge.

Aber achtzehn Jahre nachher, wieder ein Auftritt: 9 Jahre nach R—es Tod, veranlaßt durch deſſen Fr. Wittwe, der es Gott verzeihe!

R. ſchrieb, im nächſten Jahr nach geendigter Fehde 1769, ſein Leben. Er ſtarb 1774.

Erſt 1783. (Die Zuſchrift iſt vom 12ten Febr.) lies ſeine Fr. Wittwe dieſes Leben drucken. M. bekam es erſt ſpät (1786), nach einer ſchweren langwierigen Krankheit, zu leſen, und bemerkte darin.

darin, außer andern Anzüglichkeiten gegen sich, die Stelle S. 127.

Im J. 1754 hatte ich ihm meine Annales Moslem. zugeschickt, und ihn gebeten in den Commentariis Goettingis zu recensiren, und damit er desto besser im Stande wäre, solches zu thun, schickte ich ihm mein Exemplar de vita Muhamedis a Gagniero, Oxon. 1723. mit, zu welchem ich die Varianten aus dem Leidner Codice hinzugeschrieben hatte. Allein nicht nur gewährte er mich meiner Bitte nicht, sondern — — —

Michaelis, der im lebendigen Gefühl seiner wahren und allgemein anerkannten Größe bekanntlich fast nie von den gegen ihn gedrückten anonymischen Lästerungen Notiz nahm — diesen Mann empörten gleichwohl jene, hier zum zweitenmal angebrachte Gedanken-Striche eines Verstorbenen, die wirklich in diesem Context pasquillantisch waren. Denn hätten diese Striche nicht Leser, die M. von der Seite nicht kannten, und doch von dem alten Zwiste vor vielen Jahren etwas gehört hatten, auf den Verdacht bringen können, M. habe das Buch nicht wieder zurückgegeben, habe es abgeläugnet ꝛc.

Hätte M. damals (1788) nicht vergessen gehabt, daß er schon im Jahr 1768 alles das vergessen hatte, was wegen Gagnier im J. 1755. zwischen ihm und R. verhandelt worden; wäre er sich der R—schen Briefe bewußt gewesen, die er

noch in guter Verwahr hatte, und die ich hier vor meinen Augen liegen habe; und hätte er diese Briefe aus einem 40jährigen Wuste von Correspondenz — wir Gelehrte haben keine Knechte, Registratoren oder Secretäre genannt — herausfinden können: so hätte er seiner Würde gemäß in öffentlichem Drucke dagegen sagen können, und gegen einen Verstorbenen sagen müssen:

R. begeht Gedächtnißfehler. Seine Annales Moslem habe ich wirklich in den Göttinggel. Anz. recenſirt, er dankte mir dafür. In den Commentariis der Societät konnte ich sie nicht recenſiren, denn da wurden nie Bücher recenſirt: in den Relatt. de libris nov. konnte ich es auch nicht, denn diese hatten eben damals aufgehört. — Auch schickte er mir seinen Gaguier nicht mit den Annal. Mostem., sondern über 6 Monate nachher, wie meine Recenſion von den Annal. Moslem bereits gedruckt war. Die Gedankenstriche gehen vermuthlich auf eine bereits vor 18 Jahren abgethane Sache. R. hatte mir 1755 den Abulfeda im Manuſc. und den Gaguier gedruckt, aber mit seinen beigeschriebenen Varianten, geliehen, und foderte mir beyde in 13 Jahren nicht ab; daher vergaß ich beide. Im Jahr 1768 mahnte er mich: auf das Mſct. besann ich mich bald, und gab es zurück, auf seinen Gaguier aber konnte ich mich lange nicht besinnen, weil ich selbst ein Exemplar davon, gerade auch mit den Reiskischen Varianten am Rande, aus der Mosheimschen Auction seit 1756 besaß. Endlich klärte sich die Sache auf: ich hatte 2 Gaguiers liegen, fand den Reiskischen wieder

auf, und gab ihn seinem Eigenthümer; ich weiß nicht mehr, gegen oder ohne Quittung zurück.

So hätte M. antworten sollen! Aber so wie er und R. im Jahr 1768. wesentliche Umstände von dem vergessen hatte, was zwischen ihnen dreizehn Jahre vorher (1755) vorgefallen war: so war wieder im J. 1786 alles Unangenehme aus M—s Gedächtnisse verwischt, was ihm achtzehn Jahre vorher (1768) in eben dieser kleinlichen Sache begegnet war. Sogar der damals völlig ins Reine gebrachte Unterschied zwischen seinem Mosheimschen und dem zurückgegebenen Reiskeschen Gagnier, war nach 18 Jahren dem 70jährigen Manne völlig entfallen. Er lies also in seiner Bibl. I S. 148 drucken.

Dies Buch [Gagnier] ist wirklich in meiner Bibliothek; nur von R. habe ich es nie bekommen, und auch das steht auf dem Titelblatt geschrieben: aus der Mosheimschen Auction gekauft. . . Ja ich muß gestehen, ich selbst ward beym Lesen unruhig und zweifelhaft, ob mich mein Gedächtniß, das mir beydes so gewiß sagte, betröge? ob vielleicht das Buch durch meine Nachläßigkeit unter die aus Mosheims Auction erkauften gerathen, und so von mir gezeichnet sei? Denn freilich von Gedächtniß-Fehlern, sonderlich wo es auf 30 Jahre hinausgeht, wird sich niemand freihalten.

Aber nun tritt er S. 150 den — freilich ganz unnöthigen — Beweis, aus dem noch auf hiesiger

Universitäts-Bibliothek aufbehaltenen Mosheimschen Auctions-Catalogo, an, daß er das Buch wirklich damals erstanden habe; setzt immer voraus, daß dieses Exemplar dasjenige sei, von dem R. spreche; will sich diesen nicht als einen »vorsetzlichen Lügner,« sondern als einen Irrenden, denken und giebt als einen möglichen Fall an, daß R. sein Exemplar an ihn M. schicken wollen, es aber an Mosheim eingeschlossen habe, u. s. w. und erbietet sich am Ende S. 151 der Fr. R. das Buch unentgeldlich wieder zuzustellen, wenn sie es wahrscheinlich machen könnte, daß obiges der Fall sei.

Also von allem dem, was in dieser Sache 1755. und nachher 1768. vorgefallen war, wußte M. 1786 nichts mehr! Aber der R—ischen Briefe, die in seinem großen Correspondenz-Kasten lagen, erinnerte er sich nicht mehr! Der 70jährige vergessene Mann — aber, der auch mitten in seinen Vergessenheits-Sünden, wegen seiner pietistisch ängstlichen Gewissenhaftigkeit, ehr- und liebenswürdige Mann!

VII.

M. schickte diese bereits gedruckten aber noch nicht ausgegebenen Blätter der N. Orient. Bibl. S. 147—152 in der Jubilate-Messe 1788, der Fr.

R. zu. Natürlich schlug diese das Anerbieten, den Mosheimschen Gagnier anzunehmen, aus; dagegen verlangte sie, daß M. seine ganze Recension von ihres Mannes Leben zurücknehmen sollte. Natürlich beugte sich M. nicht unter diese Foderung, die seine literarische und moralische Ehre führdete.

Nun erfolgte von der Fr. R. das

»an das Publicum«

worin sie Col. 3, obige (S. 24) 3 Gedankenstriche mit folgender Stelle aus der Handschrift ihres seel. Mannes ausfüllte:

Hr. H. R. Heyne, Hr. M. Schweighäuser und noch ein paar andere Herrn von Strasburg, die eben um die Zeit hier waren (da ihm M. seiner Meinung nach, die arabischen Lappen vor dem Maul wegwischte) und mit mir umgingen, als die Sache vorging, wissen, was für einen Streich er mir mit meinem Mscr. von Abulfedas Geschichte und mit der Gagnier Edition von eben dieses Arabers vita Muhamedis hat spielen wollen, die ihm aber durch Hrn. H. R. Heynes redliche Bemühung nicht gelungen ist.

Nun folgt die in R—s Leben gedruckte, bereits oben S. 24 angezogene Stelle.

Im Jahr 1754 hatte ich ihm — — — Allein nicht nur gewährte er mich meiner Bitte nicht, sondern

Und dann geht das Supplement der Fr. R. aus der Handschrift ihres Mannes fort:

sondern ——— läugnete auch, nach Verlauf von 14 Jahren, als ich besagtes mein Exemplar ihm wieder abfodern lies, dass es mir zugehöre. Zwar gestand er, dass mein Name drinne stünde und viele von mir hinzugeschriebene Varianten, so dass er sich selbst wundere, wie ich dahinein käme. Gleichwohl aber behauptete er das Exemplar wäre sein, und er habe es aus der Mosheimischen Auction für sich erstanden. Kann wohl ein Vorgeben unverschämter und ungereimter erdacht werden. Endlich plackte ich es doch noch mit vieler Mühe von ihm heraus. Itzt besitzt es H. M. Schweighäusser, dem ich es schenkte, weil ich ein anderes habe, und folglich jenes entbehren konnte. (Vergl. mit oben S. 3.)

So weit R. Die Fr. R. setzt nach von ihrem Eigenen hinzu, Col. 3.

Wer erstaunt nicht, wie der Herr Ritter noch itzt mir ein Buch zur Belohnung für die äuserste Niederträchtigkeit anbieten kann, das er schon im Jahr 1768 hat herausgeben müssen? und wie er eine so ganz falsche Erzählung von dem Buche itzt nochmals öffentlich wiederholen kann, da er doch meinem Manne in Briefe vom 26. August 1755. der itzt vor mir liegt, ausdrücklich schreibt, er habe es erhalten, und sich entschuldigt, dass er noch keinen Gebrauch davon machen können. Hieraus kann man auf die Zuverlässigkeit des übrigen schliessen, was er in der Recension sagt.

VIII.

M. erfuhr etwas, ich weiß nicht wie? von diesem Ausfalle der Fr. R. und beehrte mich mit der zutraulichen Anfrage, ob ich glaubte, daß e

antworten müßte, oder seiner Ehre unbeschadet schweigen könnte?

Gelesen hatte ich alles, was bis dahin von beiden Seiten im Drucke verhandelt worden war: nur zu urtheilen getraute ich mich nicht; die ganze Sache kam mir und vielen andern zu räthselhaft, so abenteuerlich vor. Denn ich, ich kannte den Mann seit 32 Jahren, von der Seite: der Mann war nicht fähig, einem andern, vollends einem nicht reichen Manne, ein Buch abzuläugnen. Wer ihn in diesen Verdacht zog, war mir ein Lamettrie, der den Wassertrinker Haller für einen Säufer ausschrie. Auch hatten ja R. und Fr. R. die Rückgabe selbst bezeugt. Also in fester Ueberzeugung, daß sich die Sache mit der Zeit in Misverstand und Gedächtnißfehler auflösen würde, rieth ich M. seiner Ruhe zu schonen und zu schweigen.

Indem wir hierüber, zum ersten und letztenmal vertraulich sprachen, fiel es mir ein, ihn zu bitten, mir das Objectum litis — seinen aus der Mosheimschen Auction erwiesen erstandenen Gagnier — vorzuzeigen. Er brachte ihn sogleich, und auf den ersten Blick las ich die auf dem Titelblatte beigeschriebene 4 Zeilchen (oben S. 18.) Ich zeigte sie ihm, erstaunte und schwieg.

Hätte doch Er, oder ich, diese 4 Zeilchen, 4 Monate — oder noch besser, 18 Jahre früher gelesen!

R—s Gagnier also war von dem Mosheimschen ganz verschieden: auf letzteren hatte R. nie Anspruch gemacht, auch nicht machen können, und ersteren hatte M. nicht abgeläugnet, sondern zmal (1768 und 1786) also nach resp. 13 und 31 Jahren, von der Gegenpartei selbst Zeugnisse wegen der Rücklieferung erhalten. Den Mosheimschen Gagnier besaß M. bona fide und unangefochten. R—s Name stand darin, aber nicht als Besitzers dieses Exemplars, sondern als ersten Excerptors der Varianten, die ein Dritter in das Mosheimsche Exemplar übergetragen hatte.

Ob diese Abschrift mit R—s Wissen und Willen gemacht worden, wer sie gemacht habe, und wie sie an Mosheim gekommen sei, ist immer noch unbekannt, thut aber zur vorliegenden Frage nichts.

— Auch unter welchen Umständen die von der Gegenpartei selbst eingestandene Rückgabe des R—schen Exemplars schon 18 Jahre vorher geschehen sei, was von beiden Seiten für Mißverständnisse und Gedächtnißfehler dabei eingetreten, die den unnatürlichen Verdacht einer nur versuchten Abläugnung eines Buchs, das für M. gar keinen Werth hatte, weil er ein anderes schönes Exemplar besaß, nur veranlassen gekonnt, blieb mir ebenfalls so lange unbekannt und unbegreiflich,

bis mir nach M. Tode die oben ausgezogenen R. schen Briefe an M. und H, in den Jahren 1755 bis 1768, die M. selbst theils rein vergessen, theils nie gesehen hatte, in die Hände fielen, und mir allen längst mit Ungeduld gewünschten Aufschluß gaben.

IX.

Für einige Arten von Lesern dürfte eine kurze Recapitulation nicht überflüßig sein.

1755, 1 May borgt mir Cajus, ein dienstfertiger Gelehrter, unverlangt ein Buch.

— — 1. Juny bescheinige ich den Empfang und bedanke mich.

— — 26 August bitte ich um Verzeihung, daß ich das Buch noch nicht gebraucht habe.

— — 10. Sept. schreibt mir Cajus, ich könnte es behalten so lang ich wollte.

1756, . . . habe ich das Glück, eben dieses mir wichtige Buch in einer Auction zu erstehen. Natürlich hätte ich nun Cajo sein Exemplar, als mir nunmehr nicht weiter nöthig, zurückschicken sollen, aber ich vergaß es.

1757, im März, brouillirt sich Cajus mit mir, unser Briefwechsel hört auf, aber ich denke nicht an die Rücksendung des Buchs und

Cajus denkt nicht daran, es von mir abfordern zu lassen.

1765, 2. May also nach 8 Jahren, schreibt Cajus zum erstenmal wieder an mich, wiewol nur kalt. Er mahnt mich nur um die Recension seines Demosthens, aber weiter mahnt er mich mit keiner Sylbe um ein Buch, das nun volle 10 Jahre bei mir lag.

1768, im Jan. fällt ihm plötzlich sein mir vor bald 13 Jahren geliehenes Buch ein, und er fordert es zurück.

Ich weiß daß ich das Buch habe; aber ich weiß auch daß es mein gehört, (das nämlich in der Auction erstandene) Cajus hingegen weiß auch, daß er mir 1755 das Buch (sein Exemplar nämlich) geliehen, und nie wieder zurückbekommen habe. Lange fiel keiner von uns beiden auf den natürlichen Gedanken, daß es zwei verschiedene Exemplare seyn, und wir folglich beide recht haben könnten.

Endlich besann ich mich mit Schrecken, suchte nach, fand, und gab Cajo sein Exemplar zurück, und behielt das meinige und kassirte alle die Briefe, die indeß, in diesem unangenehmen Vorfalle, zwischen Cajo und mir gewechselt worden waren.

1769. schrieb Cajus sein Leben, und gab mir darin auf den Kopf schuld, ich hätte ihm das J.

vorher sein geborgtes Buch abläugnen, es aber endlich doch mit Zwang ihm herausgeben müssen. Noch blieb diese Biographie ungedruckt.

1774, 5 Jahre nachher, starb Cajus.

Erst 9 Jahre nachher

1783, ließ seine Wittwe diese Biographie und auch die darin befindliche für mich ehrenrüge Stelle zwar nicht ganz, aber was noch weit schlimmer war, mit Gedankenstrichen drucken. Erst

1786 ward mir diese Stelle bekannt. Ich, ein nun 30jähriger Mann, wußte kein Wort mehr von allem dem, was vor 18 Jahren (im J. 1768) und noch weniger von dem, was vor vollen 31 Jahren (1755) über die mir nicht nennenswerthe Kleinigkeit zwischen mir und Cajo war verhandelt worden.

Nur »Gagnier — mit Varianten beschrieben — und der Name Cajus auf dem Titelblatte — liegt vor mir. Dieses Buch gehört mein, ich kann es gerichtlich beweisen, gleichwohl biete ich es Cajt Wittwe an. Sie schlägt es aus, und lästert mich. Ich schweige auf meines Freundes Rath, — und sterbe. Vielleicht entscheidet die Nachwelt hierüber, zwischen mir und Cajo, oder vielmehr Caji Wittwe.

A. Arabiſche Druckerei.

X.

Als R. 1754, 22. Oct. ſeine Annal. Moslem. an M. ſendete, ſchrieb er am Ende:

S. 48. Quid ſit arabica vestra typographia quam auctore illustri vestro Maecenate instrui audivi. Erit splendidum illud theatrum ostendendo Tuo ingenio. Faxit Deus ut rumor illi irritus ne ſit.

Ob dieſes Gerücht damals (im Oct. 1754) wirklich gegangen, und wie es an R. gekommen ſei, weiß ich nicht. R. ſelbſt ſchrieb an M. 1755. 1. May.

S. 50. Suggessi consilium hoc (ut idoneam typorum arabicorum copiam Academiae vestrae mihique dono det Rex) illustri vestro Maecenati, Münchhausenio, und bittet M. Gesnern und alle, die beim Miniſter etwas vermochten, ſeinen Vorſchlag zu befördern.

M. ſelbſt verſichert in der N. Orient Bibl. 18. 134. Göttingen habe erſt durch R—s Vorſchlag die ſchönen arabiſchen Lettern erhalten. Hier iſt ſeine Erzählung, beinahe wörtlich; Schade nur, daß die Data der Briefe nicht angegeben ſind.

R. schrieb an Münchhausen, und stellte ihm vor, daß er R. viele der Gelehrsamkeit wichtige arabische Schriften zu drucken habe, und daß in London sehr vorzügliche arabische Typen wären, weswegen er bäte, Münchhausen möchte auswirken, daß der König 2 Güsse dieser Typen machen ließe, und den einen Göttingen, den andern aber ihm, zum Abdruck arabischer Werke schenkte.

Münchhausen schickte diesen R—schen Brief an M. und verlangte dessen Gutachten darüber. M. antwortete: die Sache mit den schönen Typen in London sei richtig; auch sei R. ein großer Gelehrter, und es werde dem Könige zur Ehre gereichen, wenn er einen auswärtigen Gelehrten durch ein Geschenk arabischer Typen unterstützte, auch würde es ihm M. lieb seyn, wenn dergleichen auch für Göttingen angeschafft würden.

XI.

M. eilte, wie es scheint, R. von allem dem zu benachrichtigen, legte ihm aber auch sogleich schon die Frage vor, wer dann die arabische Druckerei, wenn sie zu erhalten wäre, nützen, d. i. wer den theuren Verlag der zu edirenden Bücher bestreiten würde? R. antwortet:

1755, 7. Jun. Iucundissimae Tuae mihi literae venerunt, vir celeberrime, Tui erga me studii luculenti testes; unde spem concepi, fore ut preces quas nosti meae, et institutum quod animo agito, felices successus nanci-

scantur. Pro commendatione, qua conatus meos ad illustriss. Münchhausenium ornasti, quas debeo maximas tibi ajo habeoque gratias.

Interrogas cui usui nobis futuri sint typi arabici, si iis potiamur, et quisnam edendis libris arabicis sumtus sit erogaturus? Ardua fateor questio, neque, si dixero, periculum hoc omne me subiturum, effugere non potero, quin aut vanitatis aut insaniae me damnes. Audi tamen quaeso quid audere tantam rem me jubeat. Si semel factum fuerit initium edendorum librorum arabicorum a libellis paruae molis, nullus dubito, emtores illis non defuturos. Quantum equidem de perquam modicis Diariis meis deparcere potero, id omne in hoc institutum conferam, qui paruo victito, familiam non alo, nullum sectabor lucrum sed satis habebo, si facti sumtus redeant et nouis edendis suppeant. Ubi typi adsint, sumtuosius non est, arabicos quam latinos aut germanicos edere. Multorum annorum in qua elabore materia et multiplex ad manus est. Ubi semel innotuerit, esse in potestate mea typos arabicos, et instrui a me domi meae typographiam arabicam, indeque bonae no-

tae libros prodire; tam humiliter angusteque de proceribus nostra aulae, aliarumque quibus literae honori curaeque sunt, non existimo, ut desperem, eos uilissimo instituto symbolam extraordinarium collaturos; praesertim si augustissimi regis M. Britanniae exemplum eos accendat, quod quanti momenti sit, ipse intelligis. DEO tandem confido, quem incassum indidisse animo meo tantum ardorem bene de literis arabicis merendi, non possum in animum inducere.

Positiv also versichert R., falls er einen Guß arabischer Typen zum Geschenke nach Leipzig erhielte, wozu ihm Hoffnung gemacht wurde, den Verlag der edendorum selbst zu übernehmen. Er der 100 Rthlr. Pension hatte, wollte arabische Bücher, im J. 1755, wo vielleicht in Deutschland nicht 20 Gelehrte waren, die sich mit dem Arabischen viel abgaben, in seinen Verlag nehmen? Er, der nur 5 Wochen vorher (s. oben S. 10.) selbst an M. seine traurige Erfahrung überschrieben hatte, wie sehr er bei seinem lateinischen (nicht arabischen) Abulfeda, als Selbstverleger, zu Schaden gekommen sei?

Wußte er nicht, daß von jedem Buche wenigstens 200 Stück verkauft werden müßten, wenn er seine baare Auslage wieder herausziehen sollte? —

Meinte er, zur Emporbringung einer neuen Literatur brauche es weiter nichts, als Urschriften von derselben drucken zu lassen? Und Höfe sollten das Projekt thätig mit Gelde unterstützen? Wie wenig kannte der doch schon 40jährige Mann seine deutsche Hofwelt! — Oder Gott sollte Zwecke ohne Mittel erreichen machen, d. i. Wunder thun, zu Gunsten des R—schen Enthusiasmus für arabische Literatur?

XII.

Mittlerweile ging die Correspondenz zwischen Münchhausen und M. das R—sche Gesuch betreffend ununterbrochen fort. Münchhausen fragte bei M.

1755, 29. Jun. an, was die arabischen Lettern kosten würden? ehr könne er sich auf keinen Antrag beim Könige einlassen.

M. antwortete: jeder vollständige Guß würde etwa auf 180 Rthlr. kommen.

Dies schien dem Minister zu viel zu seyn, er bestellte daher nur Einen Guß, nur für die Göttinger Universität: und nun mußte M., auf des Ministers Befehl, an R. melden »die Lettern würden angeschafft, und stünden ihm auch, zum Drucke seiner arabischen Schriften in Göttingen, zu Dienste.«

So

So erzählt M. in der N. Orinet. Bibl. S. 138.

Das war also ein feiner Anschlag: aber auf feine, verdeckte, höfische Anschläge verstand sich R. nicht, sondern — hier fängt eine Reihe von Misverständnissen an, zu denen den Mann, in den nächsten anderthalb Jahren, seine totale Welt-Unerfahrenheit, verbunden mit seiner damaligen verzweiflungsvollen ökonomischen Lage verleitete — schrieb an M.

1755. 5. Jul. (S. 56.) Für gütige Mittheilung des Schreibens vom Hrn. Secr. Valck, sage Ew. schuldigen Dank. Aus demselben habe die geneigten Gesinnungen Sr. Exc. des Hrn. Kammerpräsidenten gegen mich und mein Ihnen bewußtes Vorhaben, mit vielem Vergnügen ersehen, und finde keine Ausdrücke hinreichend, meine Erkenntlichkeit gegen ein so unverdientes Wohlwollen an den Tag zu legen.

Was die Sache selbst anbelangt, mache mir ganz kein Bedenken, meine arabische Manuscripte in Göttingen drucken zu lassen. Vielmehr sehe ich es sehr gerne, daß man mich einer höchst beschwerlichen und weitaussehenden Sorge für Anlegung und Bestreitung einer arabischen Druckerei, für Verlag, Verkauf u. s. w. überhebt. Nur ist in Ansehung des Verlags bei mir noch einiger Zweifel übrig. Das mir mitgetheilte Schreiben hat mich nicht mit völliger Gewißheit belehrt, ob die löbl. Königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen die Verlagskosten über sich zu nehmen gesonnen sei? Wäre dieses, wie ich hoffen will: so schmeichle ich mir

mit der Hoffnung, daß man meine Bemühung mit einer kleinen Erkenntlichkeit, darinnen ich mich billig werde finden lassen, ansehen werde.

In Ansehung der Correktur finden sich zwar einige Schwierigkeiten, doch möchten sie sich noch wohl heben lassen. Auch kann ich Ew. bei Dero häufigen gelehrten Beschäftigungen nicht zumuthen, an Revision der Druckerproben Theil zu nehmen. Doch wird unfehlbar unter Dero Zuhörern ein hierzu bequemes Subjectum zu finden, das einen tüchtigen zuverläßigen Corrector arabicum abgeben könne. Zudem so würde ich auch den Setzern leserliches Exemplar zu Händen zu stellen befliß sen seyn.

Nun ersuche Ew. Ihr mögliches zur Beförderung meines Vorhabens beizutragen, von dem fernen Verlauf und Entschlusse mich zu benachrichtigen und dero Gewogenheit mir beizubehalten.

Wenn der Minister erst den. 29. Jun. (da sich M. hier nicht im Dato geirrt) angefangen hat mit M. über den Preis der arabischen Typen zu korrespondiren: so kann diese Antwort von R. vom 5. Jul. noch keine Antwort auf die Final-Resolution des Ministers seyn; und wenigstens noch 2 Posttage müssen verlaufen seyn, ehe jene auf den zu hohen Preis der Typen gegründete Resolution erfolgte. Das R—sche Ansuchen aber mußte schon früher verworfen worden seyn, und hier stelle ich mir den Gang der Sache so vor, wie sich ihn wohl jeder denken wird, der je in Geschäften v.

er Art, von Regierungen gebraucht zu werden, ie — nicht immer beneidenswerthe — Ehre gehabt at.

1. M. hatte Rn. aus deſſen Brief vom 7ten Juny als einen zwar achtungs- aber auch zu- leich mitleidswürdigen Enthuſiaſten kennen gelernt. Selbſt verlegen wollte der arme Mann! — in Hoffnung auf Publikum, Kammerherren und den ieben Gott! Nun empfohlen hatte M. einmal den Mann und ſein Anſuchen beim hannöverſchen Mi- iſter: verpflichtet aber war er Ehrenhalber dem Miniſter, der ihn mit ſeinem Zutrauen beehrte, eine neue Entdeckung mitzutheilen, daß nämlich as Geſchenk von 180 Rthlr. verloren, ſogar hädlich geweſen wäre für den Projekteur ſelbſt, er zwar ehrlich, aber unüberlegt wie ein Kind, zu Werke ging, Michaelis ſchlug alſo — keinen Be- eis habe ich hievon, aber die Folge belehrt es, nd Pflicht und Ehre nöthigten ihn dazu — dem Miniſter vor, Rn. das verlangte ihm, unbrauchbare, n wohl gar unglücklich machen könnende Geſchenk zu verſagen, mit dem Beifügen: »Göttingen werde ine arabiſche Druckerei bekommen, in der R. druk- n laſſen könnte, was er wollte.« Dieſen Vor- hlag genehmigte der Miniſter: Balck übermach- den Beſcheid an M. und dieſer an R.

Aber R. verſtand ihn unrecht. Er, den M—s

Anfrage über den Verlag (oben. S. 38.) indeß zum Nachdenken gebracht hatte, legte den Bescheid so aus, als wolle die Societät der Wissenschaften (die keinen Pf. Fonds hat) sein Verleger werden, erbat sich in dem Falle vorläufig eine Erkenntlichkeit, und hatte beinahe Lust, M. als seinen Korrektor anzustellen.

Wer anders als der Weltunerfahrne R. war einer solchen Exegese fähig? Ein Mann ohne Vermögen konnte mit einer arabischen Druckerei, selbst wenn sie ihm geschenkt würde, nichts anfangen; und nun sollte R. eine fremde Druckerei an einem andern Orte nutzen, für Verlag, Korrektur, Transport ꝛc. stehen? Er besann sich: aber auch von seinen Visionen auch aus moralischen Gründen abzustehen — ein armer Mann kann der würdigste Mensch von der Welt seyn, aber wenn er nur 1 Rthlr. sichre Einkünfte hat, und ins Gelag hinein kostbare Projekte macht, handelt nicht blos unweise, sondern auch unredlich, weil er auch Andre in seine Unfälle hineinzieht, — fand er immer noch in M—s gewiß nicht unverständlichen, wenngleich feinen Winken, das was er träumen und schrieb daher den seltsamen Brief vom 5. J. (oben S. 42) an ihn. Was konnte, was mußte M. nach diesem Briefe thun?

II. Er schrieb, denke ich (schließe es aber aus

Zuversicht aus dem folgenden R—schen Briefe vom 10. Sept.) zum zweitenmal an R, öffnete ihm, jedoch noch mit Delikatesse, das Verständniß weiter, und erklärte ihm diesmal im Namen des Ministers, daß er zwar kein Geschenk von einer eignen arabischen Druckerei zu erwarten habe, aber wohl seine Werke hier in Göttingen drucken lassen könne. Dabei rieth er ihm, 1, ein Danksagungsschreiben an den Minister (für die auf seinen Betrieb nach Göttingen bestimmte, und auch ihm zum Gebrauche freistehende arabische Druckerei) ergehen zu lassen, 2, in diesem Schreiben aber sich ja nichts von den Misverständnissen (und Grillen) die sein Brief vom 5. Jul. enthalten, merken zu lassen.

M. schrieb an R. unverholen, daß er ihm eine unangenehme Nachricht zu hinterbringen habe (s. die folgende Antwort): aber R. fühlte nichts. M. hätte ihm schreiben müssen:

> Sie sind ein Projekteur, der Plane ins Wilde und Weite macht. Die verlangte arabische Druckerei kriegen Sie nicht; was wollten Sie auch damit anfangen? Wir bekommen eine hieher nach Göttingen, aber die hilft Ihnen nichts. Oder erhalten Sie von Höfen eine mir freilich unerwartete Unterstützung, nun, dann so lassen Sie hier auf Ihre Kosten drucken.

Hätte M. so geschrieben; dann erst hätte ihn R. verstanden, aber — ihm auch als einem inhumanen Manne, die Haut vollgeschimpft.

XIII.

Also, aus M—s zweitem, deutlicherem, wiewohl für R. noch nicht genug deutlichem Bescheide, antwortete R.

1755, 10. Sept. (S. 58.) Ich habe mit größerem Vergnügen als Ew. wohl meinen, des Hrn Kammer Präsidenten Entschließung vernommen, und mich deswegen in beigehendem Schreiben schuldigermaßen bedankt. Ich habe für nöthig erachtet, eine Abschrift davon Dero Urtheil vorzulegen. Doch zweifle nicht, Dero Absichten nachgekommen zu seyn. Wenigstens habe nichts von alle dem berührt, wovon sie mir einen Wink haben geben wollen. Sollte aber ja dennoch etwas mit untergelaufen seyn, das Dieselben nicht billigen könnten: so bitte mich desfalls zu belehren, und unterdessen das abgedachte Schreiben zurückzuhalten.

Das habe ich mir gleich anfangs eingebildet, daß mein Vorschlag (vom 5. Jul.) meine arabische Ausgabe zu Göttingen, nicht allein ohne meinen Beitrag, sondern auch noch dazu unter der Bedingung einer Erkenntlichkeit für mich, zu drucken, würde verworfen werden. Denn das war zu viel gefodert. Ich foderte es aber in der Absicht, den auswärtigen Druck von der Hand zu lehnen, und den Druck unter meinen Augen zu befördern. Ich that solches um so viel mehr, da mir diese Foderung nicht unbillig zu seyn bedünkte. Beim ei-

wärtigen Drucke finden sich allerhand Unbequemlichkeiten. Ich muß alsdenn den Korrektor bezahlen: wird aber etwas hier gedruckt, so korrigire ich es selbst, und mache mir es nach meinem Sinne. So erspare ich auch die Fracht von den abgedruckten Exemplaren von Göttingen hieher. Ferner fürchte ich mich sehr vor der Ungewissenhaftigkeit der Buchdrucker und Buchführer. Drucken sie etwas auf Kosten des Verfassers, so schießen sie heimlich Exemplare, nach die sie zum unverwindlichen Schaden des Verlegers unter dem Wische verkaufen. Man kann solches nicht einmal verhüten, wenn man an Ort und Stelle ist; geschweige denn, wenn man etwas auswärts drucken läßt. Doch fällt dieses Bedenken in gegenwärtigem Falle weg.

Endlich, ließe ich etwas hier drucken, so hätte ich Kredit, und dürfte nicht alles auf einmal bezahlen.

Das sind die Ursachen, warum ich meine arabischen Autores lieber hier, als anderswo gedruckt hätte. Ew. machen mir Hoffnung, daß solches wohl geschehen möchte. Ich freue mich darauf; die Typi würden wenig abgenutzt werden, denn ich würde von jedem Autor. wenig Exemplare abziehen lassen.

Ich mag es gar wohl leiden, daß die ganze Anstalt auf meine Rechnung geschrieben wird, wenn Ew. es für dienlich und nöthig erachten. Ich gebe meinen Namen um so viel williger dazu her, je mehr es mir zur Ehre gereicht, daß des Herrn Kammer-Präsidenten Exc. so viel für mich zu thun geruhen.

Die Erinnerung wegen der Dedikation ist

gegründet. Ich würde auch ohne dieselbe meine Pflicht beobachtet haben. Wer einen Baum pflanzt, der muß von Rechtswegen auch die ersten Früchte davon genießen.

Dieser R—sche Brief vom 10. Sept. hat zwei verschiedene Hälften, deren jede besonders commentirt werden muß.

R. legt ein Schreiben an Münchhausen bei, das ihm schwerlich M. angegeben hatte. Dieses Schreiben von gleichem Dato (10. Sept.) hat Fr. R. Col. 5. abdrucken lassen. Ich setze die Haupt-Stellen daraus, mit Übergehung der Komplimente, ebenfalls hieher, da ich sowohl das Original in Fol. als R—s an M. eingeschlossene Abschrift vor mir habe.

Ich habe durch Hr. Prof. Michaelis mit vielem Vergnügen vernommen, dafs Ew. mein letzthin an Dieselben ergangenes unterthänigstes Ansuchen in so fern zu bewilligen geruhet haben, dafs Dieselbe arabische typos aus England kommen lassen, die in Göttingen zum Abdrucke meiner arabischen Aufsätze ben angewendet werden sollen. Ich finde nicht Worte genug, meine Freude und Dankbarkeit wegen einer so erwünschten und ungemeinen Begnadigung an den Tag zu legen. . . Ersuche demnach Ew. unterthänigst, mich benachrichtigen zu lassen, wenn die Typen werden angelangt seyn, und ich

Exemplar in die Druckerei senden soll. Zugleich bitte auch, mir allergnädigste Erlaubniſs zu verschaffen, um das erste arabische Buch, das aus diesen neuen Anstalt zum Vorschein kommen wird, und das etwa des Abulfeda Geschichte, oder des Hariri Erzählungen, seyn möchten, Dero glorwürdigsten Monarchen schriftlich zu widmen, und zu Dessen geheiligten Füſsen zu legen.

Ich werde mich bemühen, der Erwartung, die Ew. von mir gefaſst haben, nachzukommen, und einer so unverdienten Wohlthat mich würdig zu erweisen, als diejenige ist; wofür ich meine Erkenntlichkeit zu bezeugen gegenwärtig die Ehre habe.

Mancher erhitzter Projekteur hat sich einmal in den Kopf gesetzt, daß 11 + 13 — 26 sei: man sage und rechne ihm zehnmal vor, er irre sich; er ist nicht zu überzeugen. R. wußte aus 2 Briefen von M. »die arabischen Typen kämen nach Göttingen, hier könne er — wohl zu verstehen, auf seine Rechnung, d. i. gegen sichere Bezahlung — drucken lassen, was er wolle« dennoch braucht er hier noch den Ausdruck, diese Typen sollten zum Abdrucke seiner arabischen Ausgaben angewandt werden, und erwartet Nachricht, wenn er Exemplar in die Druckerei senden solle.

Doch das waren blos ein paar schiefe Ausdrücke — in der Hauptsache hatte doch R. M—s

Winke befolgt, und nichts vom Verlage, von Erkenntlichkeit ꝛc. einschließen lassen.

Also fand M. keine Ursache, sich der ihm gegebenen Erlaubniß, den Brief zurückzuhalten, zu bedienen; sondern schickte ihn, als ein bloßes Dankſagungs-Schreiben von R. dafür, daß seine Arabica in Göttingen gedruckt werden dürften — welches aber in Wahrheit keines Dankes bedurfte — an den Minister ein.

Aber nach der zweiten Hälfte dieses Briefs zu urtheilen, hatte R. doch endlich völlig begriffen, daß er keine arabische Druckerei für sich zum Geschenke zu erwarten habe; daß die Societät der Wissenschaften nicht sein Verleger seyn, nicht ihm Honorarien bezahlen werde; sondern daß er blos, wie jeder andre, in der Göttingschen arabischen Druckerei, gegen baare Bezahlung drucken lassen dürfe. Sogar erwachte endlich der Gedanke bei ihm, daß das ihm geschehene Anerbieten für ihn in seiner Lage unausführbar sei.

Anstatt aber gänzlich davon zu abstrahiren, fiel er auf ein neues Projekt: er wollte die Göttingschen arabischen Typen nach Leipzig wenigstens geliehen haben. Hatte ihm M. selbst dazu Hoffnung gemacht? M. wird es unken läugnen: und war dann diese Druckerei nicht auch für Göttingen brauchbar? R. aber, der noch immer träumte,

daß der Minister so viel für ihn thäte, der doch nichts that, und der in M—s Ausdrücken, »daß alles auf seine Rechnung geschrieben werden, und Er seinen Namen dazu hergeben solle« ganz was anders fand, als die Anfoderung, daß alles auf sein Risiko gehen müsse — dieser immer hoffnungsvolle Projekteur mag sich auch hierin eine Hoffnung erträumt haben, an die M. nie gedacht, und die kein andrer auf jene Ausdrücke gebaut haben würde.

Indem M. das R—sche Danksagungs-Schreiben an den Minister schickte, erstattete er ihm zugleich Bericht vom Inhalt dessen, was R. ihm M. geschrieben: und mußte er's nicht? Der Minister, dem schon R—s Äußerungen vom 5. Jul. (oben S. 42) und noch früher vom 7. Jun. (oben S. 39) bekannt seyn mochten, ward endlich ungeduldig; und hatte er nicht Ursache dazu?

Fr. R. Col. 5. sagt, M. habe R—s Danksagungsschreiben an den Minister ein Original von einem Briefe genannt. — Ist falsch. Sie sagt ebendas. M. behaupte, dieses Danksagungs-Schreiben habe den Minister ungeduldig gemacht — Ist eben so falsch. Beides gilt von R—s Brief an M. vom 10. Sept., verbunden mit denen vom 7. Jun. und 5. Jul. Das waren Originale

von Briefen! Die konnten einen Miniſter und deſſen Rathgeber ungeduldig machen.

XIV.

R. ruhete und harrte nun bis ins folgende J. 1756. Erſt wie er an M. eine ſeiner neuſten arabiſchen Schriften (vielleicht Abulwalidi Risalet) ſchickte, ſchrieb er ihm, mit merklich mehr Kälte als ſonſt, und mit einer Art von Trotz und Hohn:

1756, 20. May. (S. 65.) Vielleicht habe in ein paar Wochen die Ehre, Ihnen etwas beſſeres zu ſchicken. Ich mache jetzt wirklichen Gebrauch von einem annoch geringen Vorrath arabiſcher Schrift, den ich mir angeſchafft habe, und der ſich mit der Zeit mehren möchte, wofern die aus England erwartete Schrift nicht unterdeſſen anlangt, die vielleicht ſchon unterwegs iſt. Für den weiten Weg, den ſie vor ſich hat, bleibt ſie nicht zu lange aus, ſollte ſie auch ein paar Jahre auf der Reiſe zubringen. Ich werde mir die Freyheit nehmen, Ew. von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, indeſſen ꝛc.

Im Novbr. kamen endlich die Typen an ſt. R. Col. 6, meldet, M. habe an R. geſchrieben.

1756, 2. Decbr. die Typen wären aus England angekommen, auch habe M. ihm verſprochen, ihn mit einem geſchickten Korrektor zu verſorgen, wenn er etwas in Göttingen wolle drucken laſſen, beklage aber, daß er

ihm keinen Verleger zuweisen könne. Noch rühme er sich in diesem Briefe seiner Bemühungen bei dem Minister, um diesen zu vermögen, daß er R—n mit einem ansehnlichen Gehalt auf Reisen schicke.

R. antwortete noch in eben dem Monate.

Dies ist der unglückliche Brief, in dem Eine Stelle M—n in Flammen setzte, wegen der er Masregeln nahm, die zwischen beiden Männern eine unauslöschliche Feindschaft und gegenseitige Beleidigungen, die der Eine sogar über sein Grab hinaus erstreckte, veranlaßten. — Dies ist der vor mir liegende Brief, 3 enge Quart-Seiten stark, und durchaus wie alle vorige, von R—s eigner Hand, von welchem Fr. R. Col. 6. vermuthet, daß er untergeschoben sei! Ach, er war nur für 2 Augen geschrieben: schwer muß es den auf der Seele drucken, der mich in die Nothwendigkeit versetzt hat, ihn hier für mehrere Augen zu kopiren.

Da er ganz verschiedene Dinge enthält, so will ich sie numeriren. Num b. steht auch schon wörtlich in der N. Orient. Bibl. I. S. 139.

XV.

1756, 28. Decbr. R. an M.

a. Aus beiden (M—s Schreiben sowohl, als dessen Beurtheilung der Mittel ꝛc. die ihm M. zur Recension in den Actis Erudit. mitgespielt hatte) habe die Geflissenheit ersehen, mit welcher Dieselben sowohl der

einen Geist, der vor Begierde brennt, den Wissenschaften nützlich zu werden, und den so viele willkührliche und zufällige Hindernisse bestreiten, einem Zeitalter unnütz würde, das allen seinen guten Willen bisher mit Verachtung, Kaltsinn und Widerwillen belohnt hat. Gingen meine Absichten auf weiter nichts, als auf Essen und Trinken und die übrigen Nothwendigkeiten des Lebens, so hätte ich eben nicht sonderliche Ursache mich zu beschweren. Aber ein Leben ist für mich unschmackhaft, ja herbe und bitter, wo ich meine Gaben nicht äußern kann, und wo ich die Früchte meines Fleißes verfaulen sehen muß. Helfen Sie mir aus meinem Verdrusse, Herr Professor! Ich weiß, Sie können es thun. Es wird den Wissenschaften zum Vortheil gereichen, die Sie lieben, und Sie werden sich eine dankbare Seele verbindlich machen. Leben Sie wohl, und legen Sie das neue Jahr unter aller Art göttlichen Segens und Gedeihens zurück.

F. Nachschrift. Der Vorschlag, mich auf Reisen gehen zu lassen, ist an sich löblich, wenn er nur ausführlich wär. Andrer Bedenken zu geschweigen, würde ich eine Anzahl junger Leute in meinem Gefolge haben müssen, die griechisch und arabisch verstünden, denen ich nur die Pensa zum Abschreiben austheilte, und mit welchen ich sodann die Abschriften gegen die Urschriften hielte. Wo will man aber solche Personen finden, und was würde das nicht kosten? Ich an meinem Theile würde selbst in einer beschwerlichen Reise wenig fördern, dazu ich zu alt, zu stumpf, und zu verdrossen bin. Das γνωθι σαυτον ist bei mir vorbei. Es ist leider verwelkt, mehr durch andrer Menschen Schuld als durch meine.

D.

Der hier in der Nachschrift erwähnte Vorschlag, R. reisen zu lassen, den ich nicht näher kenne, war in aller Rücksicht, nicht nur tief unter R's Würde, sondern auch abentheuerlich. Es war ein unüberdachter rascher Einfall, dergleichen M. öfters hatte, die man ihm aber leicht wieder aus dem Kopfe bringen konnte, wenn man ihm mit Anstand und Festigkeit Gründe entgegenstellte.)

XVI.

R. spricht in diesem ganzen Briefe, wie ein Verzweifelnder, aber treuherzig und zutraulich.

Wie sah M. diesen Brief an, und wie nahm er ihn auf?

M. war ein Mann von strenger Moral, sogar von pietistischer — ängstlicher Gewissenhaftigkeit: aber er war dabei ein harter Mann, weil er aus väterlicher und Waisenhäuser-Zucht unmittelbar in volle Unabhängigkeit gekommen war; und wenn er gleich, wie die allermeisten Gelehrten, klein und dürftig angefangen, doch in seinem Leben nie Noth im eigentlichen Verstande gelitten hatte. Also — hatte er kein Gefühl von des, ihm im Alter gleichen, ihm in einigen Arten gelehrter Kenntnisse überlegenen, und damals ohne alle Ressourcen verlassenen R's Lage; sondern haschte aus dessen Jammer, Klagen und Vorschlägen bloß die

Bitte um eine Scheinvokation nach Göttingen auf, fand darin etwas Unredliches, sandte dessen Brief selbst, mit einer nicht empfehlenden Vorbereitung, an den Minister ein, und veranlaßte dadurch die empfindliche Resolution von 17. Jan. 1757. (N. Orient Bibl. S. 141 folg.)

Ohne Zweifel schickte M. diese Resolution dem unglücklichen Manne selbst zu: dies war zum 2tenmal hart.

R. wüthete; und um sich vermeintlich zu rächen, ließ er im nächsten März den Aufsatz in der Pariser-Akademie (oben S. 15) drucken. M. verschmerzte diesen Ausfall nie, und rächte sich seiner Seits seitdem durch beißende Spöttereien, die er in seinen Vorlesungen über R's. Fehler und auffallenden Mangel an Geschmack ausgoß.

Von nun an (1757) hörte nun 8 Jahre lang alle Korrespondenz zwischen M. und R. auf. In der Zeit aber kam R. in bessere Vermögensumstände, da er 1758 im Juny Rektor zu S. Nikolai in Leipzig ward: 6 Jahre nachher ward er sogar, zum erstenmal in seinem Leben, ein glücklicher Mensch, — durch seine Heirath im Jul. 1764.

Nach vollen 8 Jahren meldete sich R. zum erstenmale bei M. wieder. 1765, 2. Mai (II. S. 488) schickte er ihm eine seiner neusten arabischen Druckschriften (vermuthlich, leider! die Proben

arabiſcher Dichtkunſt in verliebten und traurigen Gedichten, aus Motanabli) mit kalten Komplimenten zu, beſchwerte ſich, daß ſein Demoſthenes noch nicht recenſiret worden u. ſ. w. (oben S. 16.)

Erſt zu Anfange des J. 1768 fielen ihm ſeine zwei, im J. 1755 an M. geliehene Bücher, alſo erſt nach 13 Jahren, wieder ein (oben S. 18-22).

Im nächſten Jahre 1769 ſchrieb er ſein Leben, und ſtarb 1774, 14 Aug.

Dieſe ſeine Biographie ließ deſſen Fr. Wittwe erſt 1783 drucken, unterdrückte aber einige Stellen darin, M. betreffend, oder machte ſolche vielmehr durch Gedankenſtriche noch giftiger.

M. wurde wach darüber 1786, und vertheidigte ſich in der N. Orient. Bibl.

Fr. N. nahm daher Gelegenheit, die vorhin durch Gedankenſtriche angedeuteten ſchlimmen Stellen in dem »An das Publicum« vollſtändig abdrucken zu laſſen.

Seitdem ruhete die Fehde im Publiko und M. hatte nach vieler Leute Meinung unrecht.

XVII.

Man höre nun die Beſchwerden beider Männer gegen einander ruhig ab, und beurtheile ſie aus obigen Akten (eigenhändigen Briefen ꝛc.)

Beide begingen gar sonderbare Gedächtnißfehler, weil keiner von beiden alle die hierüber vor vielen Jahren gewechselten Briefe mehr hatte, oder sich nur besann, daß er sie noch habe.

Doch erscheint M. bei allen seinen Gedächtnißfehlern als ein ehrlicher, würdiger Mann und thut durch dieselben niemanden unrecht, selbst seinem Gegner nicht.

Übrigens war M. damals in seinem 70sten Jahre. Die gegen ihn erhobene Klage war herzangreifend, und gründete sich auf Thatsachen, die 18 oder gar 30 Jahre vorher vorgefallen seyn sollten; und dieser sollte sich der 70jährige Mann, der keine Akten mehr darüber hatte, oder nicht mehr wußte, daß er sie habe, oder sie nicht auffinden konnte — nach dreißig Jahren noch aus dem Gedächtniß erinnern? Auch der Kläger war schon seit 12 Jahren todt, als der Beklagte erst dessen Denunciation erfuhr: er konnte also nicht mehr durch Rückerinnerungen zur Überzeugung von seinen Gedächtnißfehlern, und zum öffentlichen Geständnisse derselben, gebracht werden. —

Der Himmel bewahre die Herausgeberin der Reiskeschen Biographie und uns ehrliche Leute alle, vor solchen Angriffen auf unsre Ehre, am späten Abend unsers Lebens, unter solchen Umstän-

den, wo manchmal der reinsten Unschuld der volle Beweis derselben entstehen müßte!

Nur hier ist der Fall nicht.

XVIII.

M. schrieb in der N. Orient. Bibl. Th. 1. S. 142 folg.

Um oder gegen die Zeit der Ankunft der Lettern, trug der sel. Münchhausen mir auf, es R. zu melden, und daß sie zum Drucke seiner Bücher in Göttingen zu Diensten seyn sollten; daß R. damit nicht geholfen wäre, fühlte ich gleich. Keinen Verleger hatte er; ja damals wäre hier nicht einmal ein Korrektor zu haben gewesen. Indeß konnte ich nicht mehr melden, als mir aufgetragen war: selbst vorschlagen, daß die Lettern, die doch hier wenigstens bei den Gel. Anzeigen sparsam gebraucht werden sollten, mitten im Kriege an einen fremden Ort geschickt würden, konnte ich nicht; dies zu verlangen, wäre R's Sache gewesen. Und so viel ich mich entsinnen kann, rieth ich ihm, an den sel. v. Münchhausen zu schreiben, und ihm zu danken.

Dies that er: aber anstatt der Bitte, die ich ihm gern angegeben hätte, nahm er den Umstand, daß seine Schriften in Göttingen gedruckt werden sollten, mit beiden Händen an, bemerkte, damit die Korrekturen genau würden, müsse er wohl selbst nach Göttingen kommen, so lange der Druck daurete; redete von Diäten, wünschte auch, daß die Societ. der Wissensch. den Verlag übernehmen möchte. (Dies letzte war nun das allerwunderlichste: denn die Societät hatte keinen Fond zum Verlag, ja ihre eigene Schriften konnten damals

aus Mangel eines Verlegers nicht gedruckt werden).

Dieses Original von einem Briefe schickte der sel. v. Münchh. der über das gar zu wunderliche Ansinnen ungeduldig ward, mir zu, mit der Ordre, es nach meinem Gutbefinden zu beantworten; doch sollte ich mich auf das Zumuthen des Verlags nicht einlassen, welches, wie er schrieb, von mehrerem Belag wäre. Was ich nach solcher Vollmacht R. geantwortet habe, weiß ich nicht mehr, vermuthlich die Unmöglichkeit vorgestellt: Doch meine ich gewiß zu seyn, daß dies nicht in rauhen Ausdrücken geschehen ist. Diäten konnte ich ihm nicht versprechen, denn dazu war mir keine Vollmacht gegeben, den Verlag noch weniger.

Hiemit hörte unsre Korrespondenz auf.

Fast alles buchstäblich war, und aus den schon oben producirten Akten (Briefen) erweislich: nur unchronologisch. Aber M. hatte jene Akten nicht vor sich, die sich erst nach seinem Tode wieder fanden: der 70 jährige Mann mußte nur aus dem Gedächtniß erzählen, was meist volle 30 Jahre vorher vorgefallen war.

1. Die Lettern kamen im November 1756 in Göttingen an (oben S. 55): aber schon den 5. Jul, 1755 wußte R., daß er seine Sachen in Göttingen drucken lassen könnte (S. 42).

2. Damals im Jul. 1755 (S. 43) aber im Dec. 1756 hatte M. einen im Vorschlag (S. 55).

3. Den Einfall, daß ihm diese Lettern nach Leipzig wenigstens geliehen werden sollten, hatte

R. erst 1756, 28. Dec. (S. 58, d). Anfangs hoffte er sie geschenkt zu erhalten: nachher, wie er hörte, daß sie in Göttingen bleiben sollten, träumte er, die Societät würde Verleger seyn: und wie ihm auch hierüber endlich das Verständniß geöffnet ward (S. 48), wollte er sie wenigstens auf seine Lebenszeit nach Leipzig haben.

4. Möglich wär's, das M. R. wegen dieses seines Ansinnens (die Typen nach Leipzig zu bekommen) unmittelbar an den Minister verwiesen hätte. Dieses Verweisen verstand aber R. nachher so, als habe ihm M. dazu Hoffnung gemacht (S. 49).

5. Gleichviel, ob das R. ohne oder auf M's Rath gethan: gewiß ist, daß es R. gethan, den 10. Sept. 1755 (S. 50).

6. Diese Acceptation, und diesen Mißverstand wegen des Verlags, hatte R. in seinem Schreiben an M. vom 5. Jul. (S. 43) geäußert: beide aber nahm er den 10. Sept. halb zurück (S. 48).

7. Erst 1756 den 28. Dec. ließ sich R. entfallen, er müsse selbst nach Göttingen kommen, wenn seine Sachen dort gedruckt werden sollten. (S. 58.)

8. Nicht Diäten, sondern Erkenntlichkeit, die, wie ich es verstehe, Honorarien foderte R. von der Societät, falls diese seine Sachen verleg-

an S. ab, nahm aber diese Forderung schon den 12. Sept. wieder zurück (S. 48.).

9. Der Brief von R. vom 5. Jul. 1755 der dieser Mißverständnisse und Visionen enthielt — vermuthlich verwandelt mit dem vom 10. Sept. — nennt M. ein Original: mich dünkt mit Grund. Aber beide waren an M., nicht an den Minister, gestellt: M. hatte R. gerade zu widerrathen, sich von jenen Träumen nichts bei dem Minister merken zu lassen, und R. hatte gewacht. Doch auch jene beide R. Briefe an M. brachte M. dem Minister, samt dem in seinem gemäßigtern Dankfagungsschreiben, zu: und alle 3 sandte der Minister an M., mit Bezeugung seiner Ungeduld zurück. Nur was den Minister entrüstete, stand nicht in dem an ihn gekommenen — sondern in den beiden an M. gerichteten Briefen. Auch diese hatte der Minister gelesen, und mußte sie lesen. Die Verwechslung der zwei den so übrigen Mann beschlich, ändert durchaus in der Hauptsache nichts.

10. Gewiß nicht in rauhen Ausdrücken: man lese den Anfang von Rs Antwort an M. vom 10. Sept. (S. 48).

11. Nicht hiemit d. i. mit Rs Antwort vom 10. Sept. 1755, hörte die Korrespondenz auf, sondern erst seitdem M. die kränkende Ministerial-Resolution vom 17. Jan. 1757 an R. überschickt

(S. 61) und hierauf letzterer den unbesonnenen Ausfall auf M. in der Geschichte der Pariser Akad. (S. 62) gethan hatte. R's Brief vom 2. Mai 1765 (S. 62) sah M. wohl als keine Fortsetzung der Korrespondenz an; vermuthlich beantwortete er ihn auch nicht.

XIX.

Obiges war Antwort von M. auf das, was er in der R.schen Biographie vor sich sah. Auf die dort unterdruckte, oder nur durch Gedankenstriche angedeutete, nachher aber von Fr. R. Col. 2. folg. dem Publiko preisgegebene Stellen, ihn betreffend, hat er nie geantwortet: ich thue es hier für ihn.

Was ich hier mit deutschen Buchstaben schreibe, findet sich in R's Leben: das mit lateinischen ist Ergänzung der dortigen Gedankenstriche aus dem erst angeführten »An das Publicum« der Fr. R.

Aus Hofrath Michaelis Briefwechsel, der eben nicht der stärkste gewesen, und auch seit vielen Jahren abgebrochen ist, habe ich wenig Erbauung gehabt. Wäre er nicht gewesen, die arabische Litteratur würde mehr durch mich gewonnen haben. Mich hat er gehindert, sie auszubreiten, und Er hat dafür ihr wenig oder gar nichts geholfen. Er hat mir wenig geholfen, aber wohl viel geschadet. Hätte er mir nicht einen heillosen Streich gespielt, die arbi-

te (S. 43), nahm aber diese Forderung schon den 10. Sept. wieder zurück (S. 48.).

9. Den Brief von R. vom 5. Jul. 1755 der dessen Mißverständnisse und Visionen enthielt — vermuthlich verbunden mit dem vom 10. Sept. — nennt M. ein Original: mich dünkt mit Grund. Aber beide waren an M., nicht an den Minister, gestellt: M. hatte R. geradezu widerrathen, sich von jenen Visionen nichts bei dem Minister merken zu lassen, und R. hatte gehorcht. Doch auch jene beide R. sche Briefe an M. schickte M. dem Minister, samt dem an letzteren gerichteten Danksagungsschreiben, zu: und alle 3 sandte der Minister an M., mit Bezeugung seiner Ungeduld zurück. Nur was den Minister aufbrachte, stand nicht in dem an ihn unmittelbar — sondern in den beiden an M. gerichteten Briefen. Auch diese hatte der Minister gelesen, und müßte sie lesen. Die Verwechslung die hier den 70 jährigen Mann beschlich, ändert durchaus in der Hauptsache nichts.

10. Gewiß nicht in rauhen Ausdrücken: man lese den Anfang von Rs Antwort an M. vom 10. Sept. (S. 48).

11. Nicht hiemit d. i. mit Rs Antwort vom 10. Sept. 1755, hörte die Korrespondenz auf, sondern erst seitdem M. die kränkende Minister-Resolution vom 17. Jan. 1757 an R. überschickt

(S. 61) und hierauf letzterer den unbesonnenen Ausfall auf M. in der Geschichte der Pariser Akad. (S. 62) gethan hatte. R's Brief vom 2. Mai 1765 (S. 62) sah M. wohl als keine Fortsetzung der Korrespondenz an; vermuthlich beantwortete er ihn auch nicht.

XIX.

Obiges war Antwort von M. auf das, was er in der R.schen Biographie vor sich sah. Auf die dort unterdruckte, oder nur durch Gedankenstriche angedeutete, nachher aber von Fr. R. Col. 2. folg. dem Publiko preisgegebene Stellen, ihn betreffend, hat er nie geantwortet: ich thue es hier für ihn.

Was ich hier mit deutschen Buchstaben schreibe, findet sich in R's Leben: das mit lateinischen ist Ergänzung der dortigen Gedankenstriche aus dem erst angeführten »An das Publicum« der Fr. R.

Aus Hofrath Michaelis Briefwechsel, der eben nicht der stärkste gewesen, und auch seit vielen Jahren abgebrochen ist, habe ich wenig Erbauung gehabt. Wäre er nicht gewesen, die arabische Litteratur würde mehr durch mich gewonnen haben. Mich hat er gehindert, sie auszubreiten, und Er hat dafür ihr wenig oder gar nichts geholfen. Er hat mir wenig geholfen, aber wohl viel geschadet. Hätte er mir nicht einen heillosen Streich gespielt, die arabi-

Litteratur würde mehr durch mich gewonnen haben. Mich reuet es, jemals mit einem Manne mich eingelassen zu haben, der viel Stolz auf seine eingebildete Wissenschaft, und dabei ein böses Herz und keine Ehre, kein Gewissen im Leibe hat. Ich hatte von dem grofsen Musenfreunde, dem Hannöverschen Minister von Münchhausen, die Versicherung erhalten, dafs ich einige Centner arabischer Schriften von eben dem Stempel, mit welchem das Neue Testament und der Psalter zu London gedruckt sind, zu einem königl. Geschenke Sr. Grofsbritan. Majestät erhalten sollte, um damit arabische Bücher drucken zu können. Als diese Schriften unterwegs waren, wufste Hr. Michaelis sie mir durch seine Kniffe vor dem Maule wegzufischen, und machte, dafs sie zu Göttingen ungebraucht liegen blieben.

Nun folgt die schon kommentirte Jeremiade über den 9ten Streich mit Gagnier (oben S. 10 — 56).

Auch R. wenn gleich damals erst 53 Jahr alt, beging Gedächtnifsfehler: wären diese nur für seine und andrer Ehre eben so unnachtheilig gewesen, wie die, die der 70jährige M. in der Folge beging!

1) Das war freilich nicht R's Schuld: denn erst 4 Jahre vorher hatte er aufs neue die Korrespondenz mit M. wieder anfangen wollen (oben S. 16.) aber M. hatte keine Lust dazu.

2) M. habe R. »gehindert die arabische Litteratur auszubreiten«, ohne ihn würde solche mehr durch ihn gewonnen haben? und daran sei

der heillose Streich schuld, den ihm M. (dadurch daß er ihn um die arab. Druckerei gebracht) gespielet habe.« »Gesetzt der gespielte Streich wäre wahr: aber hätte dann R. mehr für die arab. Litteratur thun können, wenn er eine eigene arab. Druckerei gehabt hätte? Gab ihm die eigne Druckerei auch zugleich das Verlagsvermögen? Konnte und wollte er selbst setzen und drucken und Papier und andre Zubehörden auf Kredit nehmen? b. Und hätte ers gekonnt: aber heißt das die arab. Litteratur ausbreiten, bloß wenn man arabische Bücher, vollends ohne Auswahl und Geschmack, die folglich niemand kauft, niemand studirt, druckt? c. Und gehindert hätte ihn M. an dieser Ausbreitung? Er der seine Annal. Moslem. im Jahr 1755 (oben S. 10) im Posaunentone bekannt machte, und der Welt durch jene Ausbreitung eine 2te Palingenese der Wissenschaften (gewißlich übertrieben) versprach?

3) M. habe die arabische Litteratur »wenig oder gar nichts geholfen.« Hierüber hier kein Wort. Hoffentlich wird Deutschland und unser Jahrhundert nicht undankbar seyn; und die Verdienste des unvergeßlichen Mannes auch um dieses gelehrte Fach, werden in noch helleres Licht gesetzt werden, als bereits hie und da geschehen ist. Ich frage nur: wie viele Gelehrte in Deutschland ha-

ben sich in den letzten 40 Jahren mit dem Arabischen abgegeben, verglichen mit der Zahl aller vorhergegangenen? und wessen Schüler waren bei weitem die meisten jener Gelehrten? und wie viele Schüler hat R. durch Unterricht und Schriften gezogen? ob er gleich im Arabischen ungleich fertiger als M. war.

4. Daß ein Mann, ein 53jähriger, ein durch viele notorische Handlungen als gefällig und wohlwollend anerkannter Mann, dabei ein berühmter Gelehrter, einem andern, ihm nicht nur gleichen, sondern in mancher Rücksicht über ihn erhabenen, ihm aber lange nicht genau genug bekannten Mann den schrecklichsten aller Vorwürfe — der aber wegen seiner gänzlichen Unbestimmtheit, der verworfenste Mensch dem edelsten hinwerfen kann — den Vorwurf eines böſen Herzens macht: muß jedes gutartige Menschenherz empören. R. kannte M. weiter nicht persönlich, als daß er ihn in Halle auf dem Waisenhause zum Mitschüler gehabt hatte: er lernte ihn als Mann bloß aus einer Korrespondenz weniger Jahre kennen; und wo ist in dieser ein einziges Datum zu jener schrecklichen allgemeinen Beschuldigung? Kannte er ihn aus Klätschereien: aus Lästerungen solcher seiner Zuhörer, denen er seine Kollegia nicht frei gab, weil er wußte, daß sie jährlich Hunderte von Thalern

mit Ausreiten und auf Bällen verthaten? Männer müssen Männer nicht nach Klätschereien richten: diese sind nur alter Weiber Sitte, nicht einmal alter Weiber Privilegium.

5. Münchhausen hatte ihn »versichert, er sollte eine arabische Druckerei vom Könige zum Geschenke erhalten.« — Ein derbes Unfaktum! man sehe die ganze Reihe seiner eigenen obigen Briefe nach. Mad. R. sei hiemit aufgefodert, den Brief des Ministers, der diese Versicherung enthält (und solche Briefe pflegt man doch aufzuheben?) vorzuzeigen, um wo möglich ihres sel. Mannes Ehre zu retten! Ich meine nicht seine moralische Ehre: das Vorgeben braucht nicht vorsätzlich erdichtet zu seyn; R. war ein enthusiastischer Projekteur, und wünschte sich eine eigne Druckerei und hoffte damit Wunder zu thun: geradezu ging er deshalb den Minister an, dieser sagte ihm vielleicht, mit seiner beispiellosen Herablassung, weder ab noch zu, weil er erst Gutachten von andern einholen wollte, R. verstand diese gnädige Sprache nicht, und setzte sich darüber Grillen in den Kopf, von denen er sich zwar im J. 1755 und 1756, wie seine eigenhändige Briefe zeigen, völlig frei machte, die ihm aber 13 Jahr später, wie er durch den Vorfall mit Gagnier: in neuen Zorn gegen M. gerathen war, neuerdings aufflogen.

6. Nicht »fischte sie ihm M. vor dem Maule weg, wie sie unterweges waren.« Sie waren im Herbst 1756 unterwegs, und schon den 5. Jul. und 10. Sept. 1755 wußte R. völlig gewiß, daß nur Ein Guß von Typen für Göttingen, keiner aber für ihn zum Geschenke bestellt werden würde. Man lese doch seine Briefe! Auch wie sie schon in Göttingen waren, kann er noch keinen Verdacht auf M. gehabt haben; als hätte ihn dieser sie weggefischt: wie konnte er sonst das höchstzutrauliche Schreiben vom 26. Dec. 1756 (S. 56) an ihn erlassen!

7. »Ungebraucht hätten sie von 1756 bis 1769 in Göttingen gelegen?« — M. hat hierauf schon geantwortet. Aber eine andere Frage: wenn sie R. zum Eigenthum, oder auch nur auf Lebzeit geliehen bekommen hätte; wären sie mehr nützlicher, und lange gebraucht worden? Ich zweifle. R. hätte Abulwalide Havire, und Motanabbi etc. Alphabethweise drucken lassen; er hätte den ganzen Abulfeda edirt, auch ein arabisches Handlexikon (S. 58.) geliefert, u. s. w. aber wäre durch alles das die arabische Litteratur ausgebreitet worden? Dazu gehörten ganz andre Künste, die nur M. verstand. (Sogar, ob sie nur einer Ausbreitung im Reiskeschen und Michaelischen Verstande werth ist, ist noch unentschieden: ich

läugne es durchaus, aber hier ist nicht der Ort, es zu beweisen). —

Auch würde dieses planlose Drucken nicht lange gedauert haben. Selbst die besten arabischen Schriften hätten, noch zur Zeit, nicht so viele Abnehmer in und außer Deutschland gefunden, daß dem Verleger nur die Auslage wieder erstattet worden wäre. — Folglich, wäre auch M. die wahre und einzige Ursache gewesen, daß R. das verlangte Geschenk nicht erhalten: so hätte er sehr viel Gutes gethan. Denn R. wäre in wenig Jahren außer aller Thätigkeit gekommen; hätte mit Arabern noch weit größeren Verlust erlitten, als nachher mit Griechen (und griechische Litteratur ist doch längst in Deutschland im Gange, und macht Buchhändler, nur keine selbst verlegende Gelehrte, reich,) und wäre vor Unmuth, und mit den Seufzern treuherziger Gläubiger belastet, die ihm auf kostbare, wohlgemeinte, aber unausführbare Entwürfe Vorschüsse gethan hatten, noch früher ins Grab gesunken.

XX.

Recapitulation.

1754. 22. Oct. R. vernimmt durch ein Gerücht, daß Münchhausen eine arabische Druckerei nach Göttingen schaffen wollte. (S. 37.)

1755. 1. Mai. Vorher schon hatte R. den Münchhausen ersucht, der Universität Göttingen und ihm eine solche Druckerei zu schenken. (S. 37.)

M. unterstützt beide Gesuche bei dem Minister (S. 38), fragt aber vorläufig bei R. an, wie er es mit dem Verlage möglich zu machen gedenke.

1755. 7. Jun. R. erklärt sich darüber auf eine Art, wo er selbst fürchtet — insaniae damnari. (S. 39.)

1755. — Jun. Münchhausen erfährt, daß jeder Guß 180 Rthlr. kosten würde; er befiehlt daher, nur Einen Guß für Göttingen kommen zu lassen, und befiehlt, R. zu melden, bei dieser Druckerei könne er seine Sachen drucken lassen. (S. 41.)

1755. 5. Jul. R. versteht das unrecht, freut sich zwar, daß in Göttingen gedruckt werden solle, meint aber, die Societät werde Verleger seyn, und ihm ein Honorarium bezahlen. (S. 43.)

1755. 10. Sept., erkennt er seinen Irrthum, begreift die Unmöglichkeit, in Göttingen im Selbstverlage drucken zu lassen, und will die Druckerei nach Leipzig geliehen haben. (S. 49.)

1756.

1756. 20. Mai. M. schaffte sich indessen selbst einen kleinen Vorrath von arabischen Schriften an. (S. 55.)

1756. 28. Dec. erklärt er gerade zu, die in Göttingen angelangten Typen könne er nicht brauchen, wenn nicht entweder er nach Göttingen käme, oder ihm ein beträchtlicher Theil derselben auf Lebzeit geliehen würde. Keines von beiden geschah. (S. 58.)

1769. als er seine Biographie schrieb, habe er das meiste vergessen, was er theils selbst vor 14 Jahren geschrieben habe, theils ihm geschrieben worden war. Da wähnte er, Münchhausen habe ihm die Versicherung gegeben, daß er eine arabische Druckerei zum Geschenke erhalten solle. Da glaubte er, M. habe ihm diese versprochene Typen, wie sie schon unterwegs gewesen, vor dem Maule weggefischt.

Der ehrliche Mann log nicht, er irrte sich; sein Gedächtniß betrog ihn bei Dingen, die 14 Jahre vorher geschehen waren. Voll Unmuths darüber, daß er keines von seinen, so viele Jahre gehegten, in seiner Lage unausführbaren Lieblingsprojekten ausführen gekonnt, suchte er die Ursache dieses Unfalls, nach Art aller Projekteurs, wenn sie verunglücken, außer sich, und meinte solche in M. zu

finden, den er das nächste Jahr vorher, durch eine andre noch nicht geheilte Verirrung, als einen schlechten Mann befunden zu haben glaubte, und schrieb in dieser Stimmung die unseligen Zeilen nieder.

Aber war es seine Absicht, daß dieses sein Leben gedruckt werden sollte; ich zweifle: warum ließ er es in den 5 Jahren, die er noch durchlebte, ungedruckt? — War es sein Wille, daß namentlich auch die gegen noch Lebende ehrenrührige oder doch unangenehme Stellen mit abgedruckt werden sollten? ich weiß es nicht. — Und wäre beides bei ihm Absicht und Wille gewesen, waren diejenigen die 9 Jahre nach seinem Tode dieses Leben drucken ließen, nicht berechtiget, nicht gar verpflichtet, wenigstens jene Stellen, des lieben Friedens halber und aus Achtung für den Seligen selbst, dem alle seine Freunde, die ihn kannten, Vergessenheit, Leidenschaft und Visionen zutrauen müßten, zu unterdrücken?

II.

Auf Thatsachen gegründete Erörterung der Frage: darf Hamburg und dürfen die Hanseestädte den französischen Gesandten in jetzigen Zeitumständen anerkennen?

Vom Herrn Prof. Büsch. Im März 1796.

Hamburg hat, wie ein jeder Reichsstand, vermöge des deutschen Staatsrechts, das Recht der Gesandschaft. Dies ist ein Anhang, oder vielmehr eine Folge des Rechts der Verträge mit deutschen und mit ausländischen Staaten. Dies Recht der Gesandschaft wird in zwiefachem Wege ausgeübt:

1) In der Sendung der Gesandten an jeden Staat, wo es nothwendig oder zuträglich ist. (Ich nehme das Wort, Gesandter, in dem allgemeinsten Verstande, ohne Rücksicht auf den höhern oder mindern Titel des Gesandten). Dem zufolge sendet Hamburg sehr oft in Verbindung mit den beiden übrigen Hanseestädten seine Residenten oder Agenten zu andern Staaten, oder besoldet dort ansässige Männer als solche. In außerordentlichen Fällen sendet es Mitglieder seines

Senats als solche ab. Sie übergeben ihre Kredi-tive gleich den Gesandten des höchsten Ranges, und genießen eine solche Achtung, mit welcher sie und ihre Sender zufrieden seyn können, die aber insonderheit von ihren persönlichen Eigenschaften und ihrem Betragen abhängt. Ich selbst bin vor achtzehn Jahren mit Vergnügen Zeuge der großen Achtung gewesen, mit welcher der Hanseatische Re-sident, der selige Klefeker, im Haag bestand. Er war der älteste unter allen dort bestehenden Ge-sandten, die ihn, als ihnen völlig angehörend, den Doyen du corps diplomatique nannten. Die Aus-übung dieses Rechts macht keine Schwierigkeit oder Bedenklichkeit.

2) In Anerkennung und Annehmung fremder Gesandten. Die Ausübung dieses Rechts hängt freilich für jeden Reichsstand davon ab, ob Gesand-te bei ihm erscheinen. So mancher kleine Reichs-stand hat keine Erfahrung davon. Hamburg hat sie desto öfter, und mehr als es nach andern Grün-den statt haben sollte. Es ist nicht die Hauptstadt des Niedersächsischen Kreises, an welchen fast alle hier residirenden Herren Gesandten fremder und auch deutscher Staaten akkreditirt werden. Es ist auch nicht einmal die erste der drei noch übrigen Hanseestädte. Die an andere Reichskreise akkredi-tirten Herren Gesandten halten sich vorzüglich in

den Residenzen der ersten Reichsstände solcher Kreise auf, z. B. in Mainz, München, Dresden, Berlin, und so ferner. Niedersachsen hat einen Churfürsten unter seinen Kreisständen. Hannover, in welcher Stadt, ungeachtet der Abwesenheit des Landesherrn, alles residenzmäßig fortgeht, oder Braunschweig, die Residenz des hochverehrlichen Fürsten, welcher von Zeit zu Zeit Kreisdirektor ist, wäre aus diesem Grunde der schicklichste Aufenthalt aller an den Niedersächsischen Kreis akkreditirten Herrren Gesandten. Geschähe dieses, so würde Hamburg nie in Verlegenheit wegen eines an den gesamten Niedersächsischen Kreis akkreditirten Herrn Gesandten kommen. Wäre er in Hannover oder Braunschweig angenommen, oder nicht angenommen, so wäre es auch für Hamburg entschieden, und das Nichtannehmen setzte unsere Stadt in keine Verdrießlichkeit mit dem mit ihm handelnden Staate; mithin die Annehmung auch in keine Verantwortlichkeit bei dem deutschen Reiche.

Aber so ist es nicht. Seit langer Zeit wählen diese Herren Gesandten, oder ihre Sender für sie, Hamburg zum Orte ihrer Residenz. Die natürliche Ursache ist, weil in Hinsicht auf die Handlung hier am meisten für sie zu thun ist; weil die Korrespondenz in ihren Geschäften, wegen des Zusammenstoßens der Posten, in Hamburg leichter,

als an jedem andern Orte ist, auch die etwan nöthig werdenden Reisen nach Hannover, Braunschweig und sonst nicht sogar fern sind. Hier langen sie gewöhnlich zuerst an, übergeben zuerst dem Magistrat ihre Kreditive, und verlangen die Anerkennung. Zur Entscheidung darüber dienen für jeden Staat nur zweierlei Gründe:

1) Solche, die von Hamburgs eingegangenen Verbindungen oder sonst bestehenden Verpflichtungen mit andern Staaten hergenommen werden;

2) Solche, die ihre Rücksicht auf das besondere Interesse des Staats haben, dessen Anerkennung verlangt wird.

Es wird doch wohl niemand annehmen, daß unserm Hamburg deswegen, weil es ein minder mächtiger Reichsstand ist, die Befugniß nicht zustehe, beiderlei Gründe zu überlegen, und diese Ueberlegungen gemäß sich zu entscheiden. Man bedenke dabei, daß

a) die Mission mancher Gesandten mindern oder höhern Ranges blos an Hamburg, und allenfalls an die beiden übrigen Hanseestädte geht. Die Mission fast aller auswärtigen Agenten und Konsuls geht an Hamburg; die des Herrn Reinhard geht vor jetzt nur noch an die Hanseestädte;

b) daß die Herren Gesandten selbst mit jeden

Staate, an welchen sie gesandt sind, unter der Voraussetzung handeln und ihre Kreditive abgeben, daß die Annehmung oder Nichtannehmung von demselben abhänge;

c) daß, wenn sie nicht von ihm abhienge, wenn insonderheit die Reichsverbindung allein darüber entschiede, doch ein Gesetz und Norm für die kleineren Reichsstände Statt haben, und sie an die mächtigeren, insonderheit an ihre Kreisdirektoria verwiesen seyn müßten, um deren Einwilligung sowohl bei der Anerkennung als Nichtanerkennung einzuholen;

d) daß es auch Fälle gebe, in welchen das Recht, den Gesandten eines Staats nicht anzuerkennen, der von keinem andern Reichsstande würde abgewiesen werden, dem kleineren Reichsstande nicht streitig gemacht werden kann, wenn z. B. derselbe mit dem ihn sendenden Staat mißhellig ist, oder eine unangenehme Person hergesandt wird, oder ein Bürger des Staats sich ein fremdes Kreditiv geben läßt, um sich seiner bürgerlichen Pflicht zu entziehen, oder in einem bösen Rechtshandel zu decken.

Beispiele solcher Art sind nicht selten. Hamburgs Gefälligkeit in der Annehmung solcher Gesandten, deren Sendung für die Stadt nicht nur unnütz, sondern sogar unangenehm und schädlich

war, ist immer sehr weit gegangen. Der Arzt, ein geborner Hamburger, ist noch nicht vergessen, der vor etwa 30 Jahren Mittel fand, von einem mächtigen, aber entfernt wohnenden Reichsfürsten sich ein Kreditiv als dessen Gesandter geben zu lassen, Vormittags zu seiner Praxis, Nachmittags als Minister umher fuhr, und unsere Wachen in Präsentirung des Gewehrs übte, bis zu seinem Tode kein einziges Geschäft hatte, ohne daß er das unselige Lotto seines Fürsten hier in Gang setzte. Ich enthalte mich eines gewissen Fremdlings zu erwähnen, der seiner Privatabsichten wegen das Kreditiv eines kleinen Reichsfürsten zu erlangen wußte, bei dessen Mission auch nicht das kleinste Geschäft denkbar war. Es ward freilich Anstand genommen, ihn anzuerkennen. Vor ihm war schon ein hiesiger Jude abgewiesen, endlich aber ward dieser anerkannt, und so ward auch er ein Minister, gewiß nicht ohne Verdruß andrer mehr respectabler Herren Gesandten.

Wenn denn unsre Stadt so gefällig ist, Gesandte anzunehmen, deren Sendung ganz unnütz und sogar unangenehm ist, so hat sie doch auf der andern Seite gewiß Grund und Recht, und kann der Billigung aller auf sie achtender deutschen und andrer ausländischen Mächte erwarten, wenn in solchen Fällen ernsthaft überlegt, und verfassungs-

mäßige Genehmigung der Bürgerschaft verlangt wird, da der Gesandte einer Macht von ihr anerkannt zu werden begehrt, dessen Mission nicht unnütz, sondern in Absicht auf die Handlung Hamburgs höchst wichtig ist, wenn gleich die Zeiten und die Umstände, unter welchen dies verlangt wird, wichtige Bedenklichkeiten haben. Ich werde bald historische Vorfälle anführen, da solche Bedenklichkeiten zwar beachtet, aber wichtigerer Ursachen halber übersehen wurden, und am Ende die erwartete Billigung nicht fehlte.

Die Frage ist und bleibt wichtig. Was darf Hamburg in dem vorliegenden Falle thun? wenn gleich neben ihr die zweite Frage sich darbietet, was für Hamburg seiner Lage und den Zeitumständen nach, was für seine Handlung und die so enge damit verbundene Handlung des größern Theils von Deutschland zuträglich und rathsam sei? Man könnte daran die Frage knüpfen: Welcher Entschluß drohet mit größerer Gefahr, sowohl für diese einzelne Stadt, als für so viele andre Staaten, denen es durchaus nicht gleichgültig seyn kann, ob diese erste Handelsstadt Deutschlands noch in dem 4ten Jahre dieses fürchterlichen Krieges in wesentliche Gefahr gesetzt werde, in ähnliche Umstände zu gerathen, als die doch auch für das

westliche Deutschland so wichtigen Handelsstädte Hollands gerathen sind.

Wenn ich die Verlegenheit Hamburgs als eine solche ansehe, an welcher der größre Theil Deutschlands Antheil zu nehmen große Ursache hat, wobei ich auch die, Bremen und Lübeck, drohende Verlegenheit nicht bei Seite setzen darf, so ist dies nicht etwa ein Anstrich, welchen ich meinen Gründen zu geben und sie nicht bloß als für Hamburg geltend darzustellen suche.

Der kleinste Reichsstand in dem Innern Deutschlands würde, wenn jetzt Frankreich an ihn einen Gesandten sendete, wenig Bedenklichkeit finden, zu antworten; meine Verbindung an das deutsche Reich hindert mich den Gesandten einer Nation anzuerkennen, welche bis jetzt mit Deutschland im Kriege begriffen ist. Er würde nur auf die Gefahr des Landkriegs hinaus sehen dürfen, und erwarten können, daß ihn das Glück der deutschen Waffen schütze. Aber für Hamburg ist mehr zu bedenken. Der Weg von Holland und von Düsseldorf her ist zwar lang aber ganz offen. Es ist also nicht bloß die unbestimmbare Gefahr des Landkrieges, sondern die schon vor 3 Jahren nach des Herrn le Hoc Wegsendung auf kurze Zeit erprobte Gefahr für ihren Seehandel, die es ihr bedenklich macht, irgend einen Schritt zu thun, welcher Frank-

mich beleidigen könnte. In weit minder bedenklichen Umständen hat Hamburg ein Verfahren gewählt, das freilich mehr den Umständen der Zeit als seinen reichsständigen Verbindungen gemäß war, eine Zeitlang gemißbilligt ward, das aber der Erfolg rechtfertigte. Diese Fälle werde ich der Wahrheit gemäß erwähnen dürfen.

Der erste war gegen Ende des 30jährigen Krieges. Ihn erzählt Aubery du Maurier S. 21. seiner Memoires, Amsterd. 1736. Der Graf Avaux hielt sich in Hamburg unter den ersten Vorbereitungen zum Friedenskongreß mit dem Verfasser als seinem Sekretair auf. Man drang kaiserlicher Seits auf seine Entfernung. Der damalige Senat antwortete aber, daß er wegen der Handlung der Stadt und der guten Begegnung, welche die Hamburgischen Schiffe mitten im Kriege in Frankreich erführen, den Hamburg so wohlwollenden König nicht beleidigen könne. Die Sache hatte nach einigen ernsthaften Schritten des damaligen kaiserlichen Ministers ihr Bewenden dabei, zumal da der Friede sich näherte. Ich habe diese Thatsache mit den Worten des Aubery in der kleinen Schrift le droit des gens maritime considéré comme l'objet d'un traité de commerce à annexer à celui de pacification entre l'Allemagne et la France, erzählt, welche nun auch in Paris gedruckt und vertheilt

ist, aber auch absichtlich hinzugesetzt, daß die Bande, welche Hamburg an das deutsche Reich binden, seitdem weit enger geworden wären, und daß Hamburg dieser Verbindung seine vortrefliche Verfassung von 1710 zu verdanken hätte. Weit kräftiger redet aber der Vorfall für Hamburg vom Jahr 1734 in einer ganz gleichen Angelegenheit. In dem damaligen Reichskriege wider Frankreich war der französische Resident Poussin in Hamburg verblieben. Nun drangen der Kaiser und das Reich auf dessen Entfernung. Aber der Königl. Preussische Staats-Minister, Graf Gotter, und der Brandenburgische Komitial-Gesandte, Freiherr von Dankelmann, vertraten Hamburg so nachdrücklich, daß die Sache keine Folgen hatte. Vorher hatte man das kaiserliche Inhibitorium in der Hamburgischen Verhandlung in seiner völligen Ausdehnung behaupten wissen wollen. Aber auch da legte sich der König ins Mittel und schrieb in einem, dem hamburgischen Magistrate vertraulich mitgetheilten Briefe nach Wien in sehr lebhaften Ausdrücken, welchen Schaden die Handlung seiner Staaten davon hätte. Dies alles geschah zu einer Zeit, da ein starkes Korps Preussischer Truppen mit in der Reichsarmee bei Philipsburg stand; also unter ganz andern Zeitumständen, als welche jezt statt haben. Als in dem Jahre 1787 der Reichskrieg gegen Frie-

drich den Großen beschlossen war, ward von Reichswegen auf eine schleunige Entfernung des noch in Hamburg subsistirenden Preussischen Ministers, Herrn von Hecht, gedrungen, und damals ward zur großen Zufriedenheit eben derer Reichsstände, so temporisirt, und die Sache so lange hingehalten, bis die geänderten Umstände sie vergessen machten.

Auch in diesem Falle war gar keine Frage, was Hamburg seiner Reichsverbindung gemäß zu thun hätte. Aber seine Gefahr war dringend, wenn es dieser allein folgte. Es sah in seiner Nähe Meklenburg für den Beitritt des Herzogs zu den Reichstags-Beschlüssen wider Preussen bitter büßen. Es nahm dasmal die Gründe aus seiner Lage, und der Vorwurf darüber fiel weg, ungeachtet der Reichskrieg noch fast sechs Jahre fortdauerte.

Der Vorfall vom Jahr 1793 gehört nicht in die Reihe derer, in welcher von dem Dürfen die Frage gewesen wäre. Die Mission des Herrn Lehoc war mit dem Tode des unglücklichen Königs, der ihn gesandt hatte, zu Ende. Er war in Hamburg nur noch als ein Privatmann, und als einen solchen konnte und wollte Hamburg ihn nicht bei sich erhalten. Es fürchtete nur und erfuhr bald, die Folgen der Beeilung seiner Reise nicht über Land mit Pässen, die seine Reise gesichert hätten, sondern über See.

Der jetzt auf seine Entscheidung wartende Fall gehört freilich zu denen, für welche beiderlei Gründe abgewogen werden müssen. Er stimmt mit dem zuerst Erzählten überein, da der französische Gesandte noch während des Reichskrieges hieher kam, und weniger mit dem zweiten und dritten, da die Gesandten schon vor Anfang des Kriegs sich hier befanden. Damals, in dem ersten, that Hamburg 1637 was es eigentlich eben so wenig durfte als jetzt. Aber es berief sich in seiner Rechtfertigung auf seine Lage, und glaubte es vielleicht um so viel eher thun zu können, da das Reich zwischen den Feinden und den verbündeten Freunden Frankreichs getheilt war. Jetzt ist das Reich ebenfalls getheilt, aber nicht unter Feinden und verbündeten Freunden, sondern nur zwischen den noch im Kriege beharrenden und den ihre Sicherheit durch Frieden und Neutralität suchenden Reichsständen. Damals konnte die Freundschaft Hamburgs mit Frankreich als auf eigentliche Partheinehmung deutend oder abzielend angesehen werden. Diesmal ist sie dieser Auslegung nicht fähig, die man jedoch damals noch, 1734 und 1757 machte. Der dem brittischen Könige, dem mächtigsten Bekrieger der Franzosen, unterwürfige benachbarte große Staat sucht sich durch die vollkommenste Neutralität zu schützen. Er hat keinen förmlichen

Traktat darüber abgeschlossen. Er beweist blos durch ein Betragen, und Wegräumung alles dessen, was dieser Neutralität entgegen steht, daß er dieselbe halten wolle. Schon lange vorher freute sich jeder Deutsche, welchem der Seehandel für sein Vaterland wichtig scheint, der bloß durch Thatsachen sich beweisenden, nicht durch eine schriftliche Zeile constatirten Neutralität der hanseatischen Flaggen absolten der Franzosen. Der unschädliche Seehandel, so wie ihn das Inhibitorium vom Jahr 1792 doch noch erhalten wissen wollte, hätte ja ohne diese Neutralität nimmer fortgehen können. Unter diesen Umständen erscheint ein französischer Gesandter an die Hanseestädte, und erfüllt Monate durch die Zwecke seiner friedlichen Sendung, ohne noch sein Kreditiv zu übergeben. Wie sehr wäre es zu wünschen gewesen, daß die jetzige französische Regierung die Sache in dieser Lage so lange gelassen hätte, bis von keinem Anerkennen dürfen für die Hanseestädte mehr die Rede seyn konnte. Aber dies hat ihr nicht gefallen. Über die Ursachen und Absichten des Schritts, da sie zu gleicher Zeit ihrem so lange in Kopenhagen still verbliebenen Gesandten, Herrn Grouvelle, und hier, Herrn Reinhard, den Befehl zufertigte, ihre Anerkennung zu verlangen, gebe ich keine Muthmassungen, viel weniger politische Prophezeihungen

von deſſen Folgen an; es iſt genug die Sache ſo zu nehmen, wie ſie jetzt liegt. In dem Däniſchen, als einem independenten Staate, war von dem Dürfen nicht die Frage. Die Zögerung des däniſchen Hofes deutet jedoch auch darauf, daß auch für Dännemark noch in Anſehung der Modalität etwas zu bedenken, und vielleicht auch mit der franzöſiſchen Regierung zu bereden war. Die in dieſen Tagen in öffentlichen Blättern erſchienene Note des weiſen däniſchen Staatsminiſters, Herrn Grafen von Bernſtorf, bedarf meines Kommentars nicht. Nur darauf werde ich aufmerkſam machen dürfen, daß ſie ein für den jetzigen Zeitpunkt höchſt wichtiges Dokument ſei, wie Dännemark es verſtanden wiſſen wolle, und muthmaßlich auch, wie die franzöſiſche Regierung es ſich gefallen laſſe, daß es verſtanden werde, wenn ſeine Geſandten von Staaten anerkannt werden, welche ſich rein in der Neutralität erhalten wollen. Man bemerke inſonderheit, daß in dieſer Note das Wort Republik nicht erwähnt iſt.

Die eigentliche Lage der Sache ſcheint mir alſo darauf anzukommen.

Darf Hamburg und dürfen die übrigen Hanſeeſtädte in den jetzigen Zeitumſtänden ſich erlauben, einen von der jetzigen franzöſiſchen Regierung an ſie akkredi-

ditirten Gesandten unter ähnlicher Modalität, und unter ähnlichen Ausdrükken anzuerkennen, als in welchen der dänische Hof ihnen weislich vorgegangen ist, welche auf keine engere Verbindung mit der noch bekriegten Nation, auch auf sonst nichts deutet, was den kriegführenden Mächten und dem deutschen Reiche unangenehm seyn möchte?

In der Rücksicht auf die S. 8. angegebenen zwiefachen Gründe der Überlegung theilt sich die Hauptfrage in folgende zwei Fragen:

Erstlich: Kann ein solcher Schritt von dem deutschen Reiche so angesehen werden, als ob diese dadurch ihre Verbindung mit denselben verkennten?

Zweitens: Erlaubt ihnen ihre Lage, die Anerkennung abzuschlagen, und der sich darin darbietenden Hoffnung zur Sicherheit ihrer eignen und der durch diese Städte gehenden deutschen Handlung, a vielleicht ihrer politischen Existenz zu entsagen? kann Hamburg, welchem diese Anerkennung zuerst zugemuthet wird, nicht mit noch mehrern Gründen sich rechtfertigen und Entschuldigung dieses Schritts, ja wohl sogar das Vorwort mächtigerer Reichsstände erwarten, als im Jahr 1734, da sich der berlinische Hof seiner so kräftig annahm, und

die Gründe von dem Vortheile seines Landes entlehnte? Der damalige Krieg war weit entfernter von ihnen als der jetzige, so daß von Kriegsgefahr für die Hanseestädte auch nicht einmal die Rede seyn konnte, die doch wohl jetzt niemand ableugnen wird, da der Weg des Krieges zu uns in ein Land geht, welches jetzt gar kein Heer deckt.

In jenen frühern Vorfällen möchte ich noch den Deutschen nicht das große Argument eindringlich zu machen vermogt haben, über welches ich mich hier noch zum Schlusse in einigen Perioden verbreiten will. Hamburg hat eine Bank, deren ursprünglicher Zweck zwar die Erleichterung seiner Handlung zu seyn scheint. Aber nun bedenke man was aus dieser Bank seit 1757, und besonders in dem jetzigen Kriege geworden ist, und wie sie nicht nur einem größern Theile Deutschlands ehedem, sondern fast allen handelnden Staaten Europens dienet. Nach dem Verfalle der Amsterdammer Bank, welcher nicht dem Kriege allein zuzuschreiben ist, halten sich viele handelnde Staaten mehr an diese Bank. Es sind nun Wechselkurse auf Hamburger Bankowerth in Gang gesetzt, welche unsere Kambiisten vormals nicht denken durften. In jedem durch den Krieg gedrückten Staate glaubt ein Kaufmann sein Geldvermögen gerettet zu haben, wenn er in seinen Verbindungen mit

gend einem soliden Hamburgischen Kaufmanne sich für dessen Werth in Hamburger Banko kreditirt sieht. Diese Bank ist also jetzt keinesweges mehr als der Privatschatz des Hamburgischen Kaufmanns, sondern als der gemeine Schatz deutscher und ausländischer Kaufleute anzusehen. Frage er doch, wer unter den deutschen Staatsmännern den Fall, in welchen Hamburg sich jetzt gesetzt sieht, nur nach dem Buchstaben der Reichsverfassung beurtheilt; frage er doch den Kaufmann seines Landes über dessen Besorgnisse auf den Fall, daß Hamburg in wesentliche Kriegsgefahr geriethe. Man frage ihn, wie es um die Geldgeschäfte Deutschlands stehen werde, wenn jetzt nur eine entfernte Kriegsgefahr den Glauben an die Sicherheit der Hamburgischen Bank, sey es auch nur für eine Weile, schwächen sollte? Man frage ihn, welchen Wechselschatz in allen noch übrigen Freistaaten im Norden man in die Stelle Hamburgs alsdann werde setzen können? Denn Zettelbanken kann und mag ein jeder Staat haben. Aber eine solche Giro-Bank, als die Hamburgische, zumal jetzt ist, kann kein anderer Staat haben, als ein Freistaat. Man denke nicht etwa: die Bank des Freistaats Genua ward im Jahre 1746 ausgeleert, ohne daß dies der Handlung auch nur jener Gegenden einen empfindlichen Stoß gegeben hätte. Diese Bank ist eine Zettel-Bank, hatte

nur in ihrem Schatz einen kleinen Theil des Zahl-
werths derer Zettel, welche von ihr ausgegangen
waren, nicht aber den ganzen Werth des Eigen-
thums der Bürger und der Ausländer, welchen die
Bücher einer Giro-Bank angeben müssen. Zwar
will ich diese Gefahr noch als äußerst entfernt an-
nehmen. Aber das, dünkt mich, versteht sich doch
wohl von selbst, daß die Stadt, welche diesen ge-
meinsamen Schatz des handelnden Europa in ihren
Mauern bewahrt, aber solchen nicht durch eine er-
hebliche Kriegsmacht schützen kann, sich durch die
aufs weiteste getriebene Sorgfalt auch gegen die
entfernteste Aussicht, feindlich überzogen zu werden
sichern müsse. Ja noch mehr, wenn sie selbst in
dieser Sorgfalt etwas fehlen läßt, und kleinerer Be-
denklichkeiten halber nicht das thut, was sie zur
Abwendung einer solchen Besorgniß thun müßte,
müßte ganz Deutschland, so müßte jeder handelnde
Staat, den die Hamburgische Bank jetzt interessirt,
sie auffordern und den ihr etwan fehlenden Muth
ihr geben, um den bedenklichen Umständen gemäß
zu handeln.

Ich habe die jetzige Trennung des Reichs von
Feinde und Nichtfeinde Frankreichs nicht als einen
Grund, der Hamburg und die Hanseestädte recht-
fertigen könnte, anzuführen gewagt. Aber etwas
liegt doch in dem jetzigen Gange der Dinge, der

Deutschland, was ich anführen zu müssen glaube. Das Reichsband ist schlaff geworden. Aber jeder deutsche Patriot wird mit mir wünschen, daß es ja nimmer ganz reissen möge. Mittlerweile aber liegen die Beispiele am Tage, was deutsche Reichsstände sich ihrer Sicherheit wegen erlauben mögen. Daß sie eben dies sich nicht erlauben dürfen, ist noch durch keinen öffentlichen Schritt von Reichswegen kund worden, der einen diplomatischen Beweis darüber abgäbe. Denn der Federfechterei zum Theile nahmloser Schriftsteller darüber, wird man doch wohl keine Beweiskraft darin geben wollen.

III.

Probe einer neuen Ueberſetzung von Shakeſpeare's Werken.

Aus Romeo und Julie, die dritte Scene des fünften Akts.

Ein Kirchhof.

Capulets Begräbniß-Gewölbe.

Paris und ſein Page mit einer Fackel.

Paris.

Gieb mir die Fackel, Knab', und halt' dich fern.
Nein, liſch ſie aus, man ſoll mich hier nicht ſehn.
Dort unter jenen Ulmen ſtreck dich hin,
Und leg dein Ohr dicht an den hohlen Grund.
So kann kein Fuß auf dieſen Kirchhof treten,
Der locker aufgewühlt von vielen Gräbern,
Daß du's nicht höreſt; pfeife dann mir zu,

Zum Zeichen, daß du etwas nahen hörst.
Gieb mir die Blumen, thu, wie ich dir sagte.

Der Page.

Fast grauet mir, so auf dem Kirchhof hier
Allein zu bleiben; doch, ich will es wagen.
(geht ab.)

Paris.

Dein bräutlich Bett, bestreu' ich, süße Blume!
(Er streut Blumen.)
Mit Blumen dir. Du schließest, holdes Grab,
Der seel'gen Welt vollkommnes Muster ein.
O schöne Julie, Engeln zugesellt!
Nimm diese letzte Gab' aus dessen Händen,
Der dich im Leben ehrte, und im Tod
Mit Preis und Klage deine Ruhstatt ziert.
(Der Knabe pfeift.)
Der Bube giebt ein Zeichen, jemand naht.
Welch ein verdammter Fuß kommt dieses Wegs
Und stört die Leichenfeier frommer Liebe?
Mit einer Fackel? Wie? Verhülle, Nacht,
Ein Weilchen mich!
(Er tritt bei Seite.)

(Romeo und Balthasar mit einer Fackel.)

Romeo.

Gieb mir das Eisen und die Haue her.

Nimm diesen Brief, früh Morgens siehe zu,
Daß du ihn meinem Vater überreichst;
Gieb mir das Licht: aufs Leben bind' ichs dir,
Was du auch hörst und siehst, bleib in der Ferne,
Und unterbrich mich nicht in meinem Thun.
Ich steig' in dieses Todesbett hinab,
Theils meiner Gattin Angesicht zu sehn,
Vornehmlich aber einen kostbar'n Ring
Von ihrem todten Finger abzuziehn,
Den ich zu einem wichtigen Werk bedarf.
Drum auf und geh! Und kehrest du zurück,
Vorwitzig meiner Absicht nachzuspähn,
Bei Gott, so reiß' ich dich in Stücken, säe
Auf diesen gier'gen Boden deine Glieder.
Die Zeit und mein Gemüth sind wüthend wild,
Viel grimmer und viel unerbittlicher
Als dürst'ge Tyger und die wüste See.

Balthasar.

So will ich weggehn, Herr, und Euch nicht
stöhren.

Romeo.

Dann thust du als mein Freund. Nimm, guter
Mensch!
Leb', und sey glücklich, und gehab dich wohl.

Balthasar (im Abgehn.)

Trotz allem dem will ich mich hier verstecken:
Ich trau ihm nicht, sein Blick erregt mir Schrekken.

Romeo.

O du verhaßter Schlund! du Bauch des Todes!
Der du der Erde Köstlichstes verschlangst,
So brech' ich deine morschen Kiefern auf,
Und will, zum Trotz; noch mehr dich überfüllen.
(Er bricht die Thür des Gewölbes auf.)

Paris (kommt hervor.)

Ha! der verbannte stolze Montague,
Der Juliens Vetter mordete; man glaubt,
An diesem Grame starb das holde Wesen.
Hier kommt er nun, um niederträcht'gen Schimpf
Den Leichen anzuthun: ich will ihn greifen.
Laß dein verruchtes Werk, du Montague!
Wird Rache über'n Tod hinaus verfolgt?
Verdammter Bube, ich verhafte dich:
Gehorch' und folge mir, denn du mußt sterben.

Romeo.

Fürwahr, das muß ich; darum kam ich her.
Versuch nicht, guter Jüngling, den Verzweifelnden.

Entflieh und laß mich; denke dieser Todten;
Laß sie dich schrecken! Ich beschwör dich, Jüngling,
Lad' auf mein Haupt nicht eine neue Sünde,
Wenn du zur Wuth mich reizest; geh, o geh!
Bei Gott, ich liebe mehr dich wie mich selbst,
Denn gegen mich gewaffnet komm' ich her.
Fort, eile! Leb'! und nenn' barmherzig ihn,
Den Rasenden, der dir gebot zu fliehn!

Paris.

Ich kümmere mich um dein Beschwören nicht,
Und greife dich als Missethäter hier.

Romeo.

Willst du mich zwingen? Knabe, sieh dich vor!
(Sie fechten, Paris fällt.)

Paris.

O ich bin hin! Hast du Erbarmen, öffne
Die Gruft, und lege mich zu Julien.
(Er stirbt.)

Romeo.

Auf Ehr', ich wills! Laßt sein Gesicht mich schaun.
Mercutio's edler Vetter ists, Graf Paris:
Was sagte doch mein Diener, weil wir ritten,

Als die bestürmte Seele es nicht vernahm? —
Ich glaube, Julie habe sich mit Paris
Vermählen sollen: sagt' er mir nicht so?
Wie, oder träumt' ichs? Oder bild' ichs mir
Im Wahnsinn ein, weil er von Julien sprach?
O gieb mir deine Hand, du, so wie ich,
Ins Buch des herben Unglücks eingezeichnet.
Ein siegeprangend Grab soll dich empfangen.
Ein Grab? Nein, eine Leucht', erschlagner Jüngling;
Denn hier liegt Julie; ihre Schönheit macht
Zur lichten Feierhalle dies Gewölb.
Da lieg begraben, Tod, von einem Todten!
(Er trägt ihn ins Gewölbe.)
Wie oft sind Menschen schon des Todes Raub
Noch fröhlich worden! Ihre Wärter nennens
Den letzten Lebensblitz. Wohl mag nun dies
Ein Blitz mir heißen. — O mein Herz! mein Weib!
Der Tod, der deines Odems Balsam sog,
Hat über deine Schönheit nichts vermocht. —
Noch bist du nicht besiegt: der Schönheit Fahne
Weht purpurn noch auf Lipp' und Wange dir;
Hier pflanzte nicht der Tod sein bleiches Banner.
Liegst du da, Tybalt, in dem blutgen Tuch?
O welchen größern Dienst kann ich dir thun,
Als mit der Hand, die deine Jugend fällte,

Des Jugend, der dein Feind war, zu zerreißen?
Vergieb mir, Vetter! — Liebe Julie,
Warum bist du so schön noch? Soll ich glauben,
Ja, glauben will, (Komm, lieg mir im Arm!)
Der körperlose Tod entbrenn' in Liebe,
Und der verhaßte hagre Unhold halte
Als seine Buhle hier im Dunkel dich.
Aus Furcht davor will ich dich nie verlassen,
Und will aus diesem Pallast dichter Nacht
Nie wieder weichen: hier, hier will ich bleiben
Mit Würmern, so die Dienerinnen sind.
O hier bau' ich die ew'ge Ruhstatt mir
Und schütte von dem lebensmüden Leibe
Das Joch feindseeliger Gestirne. — Augen,
Blickt euer Letztes! — Arme, nehmt die letzte
Umarmung! Und, o Lippen, ihr, die Thore
Des Odems, siegelt mit rechtmäß'gem Kusse
Den ewigen Vertrag dem Wuchrer Tod.
Komm, bittrer Führer! widriger Gefährt!
Verzweifelter Pilot! Nun treib auf Einmahl
Dein Sturm-erkranktes Schiff in Felsenbrandung!
Dies auf dein Wohl, wo du auch stranden magst!
Dies meiner Lieben! (Er trinkt) O wackrer Apotheker!
Dein Trank wirkt schnell. — Und so im Kusse sterb' ich.

(Er stirbt.)

Bruder Lorenzo kommt mit einer Laterne, Brecheisen und Spathe.

Lorenzo.

Helft mir, Sankt Franz! Wie oft sind über Gräber
Nicht meine alten Füße heut gestolpert!
Wer ist da?

Balthasar kommt

Ein Freund, und einer dem ihr wohl bekannt.

Lorenzo.

Gott segne dich! Sag mir, mein guter Freund,
Welch eine Fackel ists, die dort ihr Licht
Umsonst den Würmern leiht und blinden Schädeln?
Mir scheint, sie brennt in Capulets Begräbniß.

Balthasar.

Ja, würd'ger Vater, und mein Herr ist dort,
Ein Freund von euch.

Lorenzo.

Wer ist es?

Balthasar.

Romeo.

Lorenzo.

Wie lange schon?

Balthasar.

Voll eine halbe Stunde.

Lorenzo.

Geht mit mir zu der Gruft.

Balthasar.

Ich darf nicht, Herr,
Mein Herr weiß anders nicht, als ich sei fort,
Und drohte furchtbarlich den Tod mir an,
Blieb' ich um seinen Vorsatz auszuspähn.

Lorenzo.

So bleib, ich geh allein, ein Graun befällt mich,
O ich befürchte sehr ein schlimmes Unglück.

Balthasar.

Derweil ich unter dieser Urne schlief:
Träumt' ich, mein Herr und noch ein andrer fäch-
ten
Und er erschlüge jenen.

Lorenzo.

Romeo?
O weh, o weh mir! Was für Blut befleckt
Die Steine hier an dieses Grabmahls Schwelle?
Was wollen diese herrenlosen Schwerdter,
Daß sie verfärbt hier liegen, an der Stätte
des Friedens? — Romeo? — Ach bleich! — wer sonst? —
Wie? Paris auch? Und in sein Blut getaucht?
O welche unmitleid'ge Stund ist Schuld
An dieser kläglichen Begebenheit?
Das Fräulein regt sich.

Julie. (erwachend.)

O Trostesbringer! Wo ist mein Gemahl? —
Ich weiß recht gut noch wo ich sollte seyn —
Da bin ich auch: wo ist mein Romeo?

Lorenzo. (Geräusch von Kommenden.)

Ich höre Lärm, kommt, Fräulein, flieht die Grube
Des Tods, der Seuchen, des erzwungnen Schlafs.
Denn eine Macht, zu hoch dem Widerspruch,
Hat unsern Rath vereitelt, komm, o komm!

Und Paris auch; komm, ich versorge dich
Bei einer Schwesterschaft von heilgen Nonnen,
Verweil mit Fragen nicht, die Wache kömmt.

(Geräusch hinter der Szene.)

Geh, gutes Kind! — ich darf nicht länger bleiben.

(Er entfernt sich.)

Julie.

Geh nur, entweich, denn ich will nicht von hinnen.
Was ist das hier? Ein Becher, festgeklemmt
In meines Trauten Hand? — Gift, seh ich, war
Sein Ende vor der Zeit. O Böser! Alles
Zu trinken, keinen gütgen Tropfen mir
Zu gönnen, der mich zu dir brächt'? Ich will
Dir deine Lippen küssen. Ach vielleicht
Hängt noch ein wenig Gift daran, und läßt mich
An einer Labung sterben. (Sie küßt ihn) Deine Lippen
Sind warm.

Wache hinter der Szene.

Wo ist es, Knabe? führ' uns.

Julie.

Julie.

Wie? Lärm? — dann schnell nur. — (Sie ergreift Romeo's Dolch). O willkommner Dolch! Dies werde deine Scheide. (Sie ersticht sich) Roste da und laß mich sterben.

A. W. Schlegel.

IV.

Anweisung zur Aussaat und Verpflanzung des Akazienbaums.

Ein Auszug aus den 6 ersten Heften des bereits angezeigten Journals vom Herrn Regierungsrath Medicus in Manheim.

Zur Aussaat des Akazienſaamens wird ein tief rajoltes und gut planirtes Gartenbeet erfodert. Ein Gemiſch von verfaultem Dünger, von reiner Erde und Sand iſt der beſte Boden. Eine ſonnenreiche Lage und Schutz gegen die kalten und heftigen Winde iſt den jungen Pflanzen ſehr zuträglich. Mit der Ausſaat darf man im Frühjahr nicht eilen. Die rechte Zeit iſt da, wenn die Sonnenſtrahlen Kraft genug haben den Boden zu wärmen — in hieſiger Gegend alſo nicht leicht vor Ausgang des Aprils. Überhaupt wird das Frühjahr zur Ausſaat

schicklicher als der Herbst gehalten, indem der Saame letztrer Art zwar früher keimt und treibt, aber auch den späten Nachtfrösten ausgesetzt ist. Schatten in der brennenden Nachmittagshitze thut den jungen Bäumchen so wohl, als die Morgen- und Mittagssonne.

Man macht Beete von 4′ Breite, zieht darauf 5 Furchen, einen halben Zoll tief und zu 4 — 5″ auseinander; alle 3 — 5″ legt man ein Saamenkorn und füllt die Rinne mit feingesiebter Erde. Auch kann man den Saamen über das ganze Beet hingestreuen und ihn eben so tief einharken. Diese Methode empfiehlt Herr Medicus, weil die jungen Bäumchen durch engeres Zusammenstehn genöthigt würden, weniger Nebenwurzeln und eine tiefer gehende Pfahlwurzel zu treiben.

Der Saame braucht vorher nicht eingeweicht noch weniger gleich begossen zu werden, weil die vorhandene Feuchtigkeit der Erde hinreichend ist, ihn hörig frisch zum Keimen zu erhalten, zu viel Nässe aber stockig machen würde. Sobald die Rinde ekken ist, wird er sanft überbraust. Bei dem reischten guten und lockern Boden, bei guter ege und Wartung geht der Saame schon in rzehn Tagen auf. Die junge Pflanze ist sehr tlich; sie will täglich begossen und im Boden gelockert seyn. Sind die Nächte noch kalt, so

geschieht es des Morgens, wo nicht, so ist es des Abends besser. Oft ist es zu beiden Tageszeiten erfordetlich — die Anfeuchtung der Wurzel des Morgens und des Abends die Besprengung des Laubes.

Das Unkraut muß fleißig ausgejätet, der Boden eben so rein als locker gehalten werden. Denn die junge Akazie behält ihre Zärtlichkeit durch's ganze erste Jahr, oft noch im zweiten. Sollten Blattläuse, Mehlthau oder anderes Ungeziefer die Pflänzchen befallen (obwohl dies für die gesund nicht leicht zu befürchten steht), so kann man mit Gips oder Asche bestreuen. Ausserdem dient dies Verfahren das Gewürm abhält, befördert dieser und ähnlicher Anwurf den Wachsthum und vorzüglich eine zeitige Verholzung im Herbste. Eine dies kann man bewirken, wenn man den Boden mit seinem Laube dick bewirft und im September mit dem Begießen allmälig einhält. Dadurch wird der späte heftige Trieb gehemmt und die Verholzung muß früher beginnen. Diese Vorsorge schützt allein die Spitze des starken jungen Triebes gegen die zeitigen Herbstfröste.

Das zweite Jahr lasse man die Bäume unberührt in der Saamenschule stehen, damit die Wurzeln derb und zur künftigen Fortpflanzung tauglicher werden. Man braucht weder zu gießen

noch sonst ihnen auf irgend eine Art zu Hülfe zu kommen, wofern nicht ein höchst dürres Jahr eintritt. Wachsen sie bis in den späten Herbst, so thut man wohl, ihnen die oberste Spitze abzuschneiden, — allein dicht über dem Auge, damit dies sich im Herbste noch in die Höhe richte und im folgenden Frühjahre kaum bemerken lasse, daß der Zweig abgestutzt worden sei. Hiedurch wird der Baum genöthigt, sich bis oben zu verholzen und der ganze Stamm erhält durch den Nachtrieb mehr Stärke und Dauerhaftigkeit.

Zweijährige Stämme sind zur Verpflanzung am besten. Aber man bringe sie nicht erst in eine Baumschule, sondern gleich auf ihren bestimmten Ort. Der Baum verlangt eine dicke Pflanzung, indem er gedeckt seyn will und dadurch allein sich selbst Schutz geben kann. Es wird dann unnöthig, andres tiefer wurzelndes, und weniger gebrechliches Laubholz davor oder zwischen ein zu pflanzen. Etwa 4′ weite Reihen und 4′ weite Stände in quincunx geben die schicklichste Entfernung. Die Löcher müssen der langen Pfahlwurzel wegen 3 — 4′ tief und der vielen Nebenwurzeln wegen 2 — 3′ Weite haben. Man hüte sich sehr die Pfahlwurzel zu verletzen oder wohl gar zu beschneiden: dies hat einen unausbleiblich nachtheiligen Einfluß auf den hochgewünschten Stamm. Die Seite des Baums,

an welcher die meisten Nebenwurzeln befindlich sind, kehre man gegen Westen: dadurch wird er den Sturmwinden leichter trotzen können. Der sorgfältig gesetzte Baum wird angegossen, und entweder sogleich oder im Herbste unten mit Dünger belegt. Diese Vorsorge dient, ihn theils zur geschwindern Verholzung zu nöthigen, theils ihn vor den frühen Herbstfrösten zu sichern, die gewiß unschädlich bleiben, sobald sie nicht bis zur zarten Wurzel eindringen können. Mehr ist zur Fortbringung dieses Baums nicht nöthig, und man merke wohl, daß für keine Holzart das häufige Begießen nachtheiliger sei. Das Oberholz braucht bei der Versetzung gar nicht beschnitten zu werden: will man dennoch verdorrte Zweige abnehmen, so geschehe es im Frühjahr, wie überhaupt alles Beschneiden und Ausputzen.

Im Grunde verträgt der Akazienbaum jeden Boden, freilich mit dem Unterschiede; je besser der Boden, je schneller der Wachsthum. Auch fodert er keine bestimmte Lage. Er gedeiht auf Berg- und Abhängen so gut wie auf ebner Fläche.

Man kann ihn auf drei ganz verschiedne Arten benutzen;

Erstlich: Als Hochwald (zugleich einzeln oder gruppirt in engl. Parthien). Dazu würde durchaus Saamenbäume erfodert. 6' Weit

ist hinreichend, ihm durch sich selbst Schutz zu verschaffen, und doch nicht zu gering, das Auswachsen des Stammes zu verhindern.

2. Als Kopfwald, theils auf Kabeln, theils an Wegen in einfachen Reihen. Auch hiezu werden Saamenbäume genommen. Eine Weite von 4′ ist die schicklichste, die Höhe des Schafts kann 12 — 15′ betragen. Dies um so mehr, weil das Vieh das Akazienlaub gern frißt. Man kann ihn, je nachdem man die Stärke des Holzes wünscht, alle 3, auch erst alle 4 5 Jahre fällen.

3. Als Schlagwald. Hiezu sind Wurzelschößlinge die besten. Auch Saamenbäume kann man in Reihen von 10′ und jeden Stamm vom andern in 10′ Weite setzen. Entweder gleich nach der Pflanzung, oder im folgenden Frühjahr sägt man die Stämme 3″ über der Erde ab und erhält statt des einen eine Menge junger Bäume. Oder man verwundet rund um die Wurzeln, ja schneidet Sie wohl 3′ weit vom Stamme ganz durch und darf sicher rechnen, im Sommer darauf ein dikkes Akazienwäldchen zu besitzen.

Die junge Pflanzung gegen die Hasen zu schützen, ziehe man rund um den Wald

1' über der Erde eine Schnur, oder pflanze mitunter Bohnenbäume, welche der Hase so angenehm findet, daß er die Akazie gänzlich verschont.

V.

Ueber die Aufführung der Gluckschen Oper Alceste,

auf dem Königlichen Operntheater zu Berlin von 1796.

(Aus dem Briefe eines Künstlers.)

Sie haben Recht, mein Freund! es muß wol um die Aufführung einer Gluckschen Oper eine eigne Sache seyn: denn so viele Freude ich auch über viele Stellen dieser Oper gehabt habe; so habe ich mich doch in dem so hoch erhobenen Ganzen nicht recht finden können, und das mag wol an mir selbst liegen; nicht als ob ich mich nicht in Glucks Genius hinein zu denken wüßte, sondern vielleicht deswegen, weil mein Gesichtspunkt verschieden ist. Ich halte es eben nicht für so schwer zu begreifen, was Gluck habe sagen wollen, — wenns nur so dargereicht werden möchte, wie er selbst es gewünscht haben muß.

Madam Marchetti hat die Rolle der Alceste sehr brav gespielt und gesungen; sie hat mich

mehr als ein Mal bis zu Thränen bewegt, und ist wirklich Stellenweise sehr tief in den erhabenen Sinn der Fiktion eingedrungen. Der Ton ihrer Stimme hat, ohne eben der schönste zu seyn, etwas tragisches, an sich reißendes, und wenn sie sich gehen läßt, finde ich oft in ihrer Aktion eine sehr richtige Gradation. Sie unternimmt selten mehr als sie bezwingen kann, und weiß ihren guten Willen ihren Kräften anzupassen. Das seelenlose, kunstwidrige Manierwesen, welches itzt so unbescheiden wieder überhand nimmt, wie es vor 30 Jahren war, wußte sie hier einzuschränken, und das Pathetische gelingt ihr oft bis zur Täuschung. Was mir aber am meisten an ihr gefällt ist die Liebe und der reine Enthusiasmus, den sie in ihre Rolle bringt. Sie vergißt auf den Zuschauern zu sehn, und macht es sogar den Zuhörern vergessen, und so halte ich mich fast überzeugt, daß ihr Spiel eine große Höhe erreichen könnte, wenn sie sich ganz ihrem individuellen Gefühl überlassen wollte. Ich habe sie in den Proben nicht ohne Verwunderung beobachtet. Man konnte alle Augenblicke genau den Vorsatz an ihr gewahr werden ihren Hals zu schonen; allein nach einer kurzen Weile ward dieser Vorsatz immer wieder von Leidenschaft und Enthusiasmus bezwungen, und das brachte ein, für mein Gefühl sehr angenehmes Cres

cendo in ihren Vortrag, das ich jedem Schauspieler und Sänger zu beobachten anrathen möchte. Sie sang die Arie Io non chiedo eterni Dei wirklich schön, und bei der Stelle: chi di moglie il vivo affetto, chi di madre il cor non hà, schien mir's, als wenn ich das Schlagen und Arbeiten des Mutterherzens sehen und fühlen könnte; wie denn diese Stelle überhaupt in Absicht auf Modulation und Bewegung von einer Wahrheit und Schönheit ist, die wenig ihres Gleichen hat. Die Stelle: Ah che veggo! ove fuggo! ove mascondo! — ward von ihr sehr gut gespielt. Ihr Erschrecken that auf mich einen weit heftigern Eindruck als die Erscheinung der Furien selbst, wie es denn so auch am natürlichsten ist. Der Verfasser des Romans: Hildegard von Hohenthal, meint zwar, oder läßt seinen jungen Meister Lockmann meinen: diese Stelle sey ein fataler Zug in Alcestens Charakter. Aber mit nichten! Alceste ist hier als ein schönes Opfer ehelicher Treue vorgestellt. Der Dichter hätte sich dazu auch wohl einen Dragoner wählen können, der den Teufel selbst nicht fürchtet, allein das hat er nicht gewollt; er hat vielmehr dazu mit Fleiß ein furchtsames Weib gewählt, das alle Weichheit und Weiblichkeit eines Weibes haben und behalten soll, um das Opfer welches sie bringt in ein erha-

benes Licht zu stellen; ja er hat ihr so gar Kinder gegeben. Sie muß also erschrecken; je besser sie erschrickt, je natürlicher ist die Sache und wahrer. — Sie könnte hier sterben vor Schreck, wenn der dritte Akt nicht ihre Gegenwart erforderte; und so ist dieser Umstand just die pointe des Drama, die Krone auf Alcestens Charakter. *) Auch erholt sie sich von diesem Schreck bald genug und rechnet sich ihre Furchtsamkeit ohne Noth als einen Fehler an, damit andre ihn entschuldigen können. Man sieht offenbar, daß nicht der Tod sie erschreckt hat, sondern die schwarzen Männer; und zuletzt spricht sie sogar mit ihnen, stellt ihnen ihr Elend vor, bittet um Aufschub, weil sie nur ihre Kinder noch

*) Man sieht hier ziemlich genau, was Glück an vielen seiner Verehrer hat, die nicht wissen, was sie loben oder tadeln sollen, und doch gerne mitreden möchten. Hier hat er sich auf einem Flecke gleich zweimal versehen: das Schlimme lobt er, nur das Gute tadelt er. Die Teufel sind ihm just recht, und Alcesten nennt er eine bewundernswürdige Schwärmerin. Was an einer Schwärmerin bewundernswürdig ist, wird nicht gesagt; vielleicht ist damit die Stärke ihrer Schwachheit gemeint, und solcher Leute giebts genug in der Welt. Man sollte meinen, Alceste wäre gerade darum nur bewundernswürdig, weil sie nicht schwärmt, auch schwärmt sie wahrlich nicht, — glaubt mir's und hütet euch vor den falschen Propheten. Meint er aber gar, daß eine Frau als Frau solcher Heldenthat nicht gewachsen sey, so thut er der Mannheit der Männer einen schlechten Dienst.

ſehen wolle: und ſchließt mit den Worten: Io moriro d'amor e di contento. Dagegen finde ich aber auch große Fehler in dieſer Scene: die Furie infernali ſind viel zu zahm und zu ſchwach gezeichnet. Wer wird erwarten, daß dieſes dürftige, ewig nach neuer Beute gierige Volk, Alceſten hier vernünftige Vorſtellungen machen ſoll, die ganz gegen ihre Natur und ihr Intereſſe ſind? Sie ſind das perſonificirte Übel, nnd können nur thun was dem Menſchen unangenehm iſt; ſie ſollen hier gegen die perſonificirte Tugend kontraſtiren, dazu hat ſie der Dichter ſchwarz gemacht, und dann macht er ſie wieder weiß. Troppo ti lasci opprimere (ſagen ſie) da un cieco amore, und ferner: Pensa, mal cauta giovane, che mai risorge piu chi muore. — Teufel, die nicht erſchrecklich ſind, ſind lächerlich. — Sie müßten bei ihrer Erſcheinung unmittelbar auf Alceſten eindringen, und durch einen Befehl ihres Obern, wie durch einen elektriſchen Schlag zurückgeſchreckt werden, doch muß man die Ungeduld, und den Heißhunger nach friſchem Fleiſche an ihnen gewahr werden. Dadurch werden ſie in Bewegung erhalten und ſtehen nicht, zum Ekel der Zuſchauer im Müßiggang da. Was der Dichter hier recht gut machen zu wollen ſcheint, iſt ihm eben deswegen nicht gelungen. Er malt ſeine Teufel pechſchwarz, um ſie recht grell und ſchreckhaft gegen die übrigen

Gegenstände in Kontrast zu bringen, und damit hat er sie zu anschaulich gemacht. Die Erscheinung dieser Wesen mußte ein ewiges Schwinden zwischen Existenz und Nonexistenz seyn, das Auge mußte keinen Augenblick ganz genau mit ihrem Umriß bekannt werden; ihr Kontur mußte sich in die dicke, neblichte Luft verlieren, und die Ungewißheit würde das Schrecken vermehren. Mit diesem feinem kritischen Geiste hat der wüthige Shakespear seine Hexen geliefert, und der Effekt ist Ihnen bekannt. So wie die Scene hier gegeben wird ist sie schwach und langweilig. Der Komponist selbst ist matt geworden. Wer kann beinahe dreiviertel Stunden lang so schlechte Gesellschaft ertragen. Man wird an den widrigen Anblick gewöhnt, und der Überdruß macht, daß man sie zuletzt nicht einmal mehr bemerkt. Kurz, wen diese Scene von Effekt seyn soll; so muß sie auch geschwind vor sich gehen.

Ich möchte sie noch immer eine Weile mit Alcesten unterhalten, mein lieber Freund! Denn das übrige Personale, was den Hof des Admet vorstellen sollte, schien eben nicht besorgt zu seyn, das gut angelegte heilige Feuer bei uns Hörern zu unterhalten. Herr Fantozzi hat eine angenehme ich möchte wohl sagen eine süße Stimme, allein sie ist ohne Energie, und wird unangenehm, so

ald er sich gehen lassen will, und einen gewüssen
rad der Stärke überschreitet; die beyden schönen
rien also: No crudel, und: Misero, e che faro,
e Ihnen aus Reichards musikalischem Kunst-
agazine bekannt seyn müssen, blieben ohne großen
indruck.

Herr Fischer, der den nume infernale vorstellte,
ar gut angezogen, hatte aber in dieser Oper un-
ücklicher Weise nichts zu singen, das ihn zu sei-
m Vortheil, wie er es verdient, hätte aus zeich-
n können.

Was mir sonst in der italienischen Alceste nicht
fälle, ist, daß der Charakter des Herkules fehlt.
hne ihn ist das Ganze zu weinerlich, und hat
der hinlängliche Abwechselung noch Abstufung.
h weiß wohl, daß dieser Mangel nachher in der
nzösischen Alceste ersetzt ist, und deshalb hätte
auch die französische lieber gehabt. Welch ein
odukt der menschlichen Phantasie ist dieser Cha-
kter hier! Die herrliche, großmüthige, gelassene
eundschaft, vereinigt mit Heldenmuth und Körper-
jer Stärke, greift in die Momente zerreißender
denschaft ein, stellt die Haltung des Ganzen
, und legt der einzigen Tugend das Opfer von
ttern und Menschen in Triumphe vor die Füße.
es wimmert und klagt; der fromme, starke, ru-
e Hausfreund sieht allein das geschehene Unglück

für das an, was es ist, für eine Folge von Dingen denen man vielleicht noch zuvorkommen kann. Er denkt auf Rettung, er überlegt nur die Arbeit, nicht die Gefahr, er geht ruhig daran; und wie ein erfahrner Meister seine Hebel anlegt um eine ungeheure Last zu einem bestimmten Zwecke zu bewegen, so zwingt er dem Orkus das geraubte Gut seines Busenfreundes ab und führt es ohne Dank und Worte in dessen Haus zurück. Calsabigi schant dies einmal nicht gefühlt zu haben, und so nehmen wir sein Gedicht, wie es dermalen ist, und finden noch große Schönheiten darin. Die Arien und Chöre sind fast ohne Unterschied vortrefflich und glücklich motivirt.

Das erste Rezitativ ist nicht nach meinem Sinne Der Herold deklamirt mit offenbarer Emotion das geschehene Unglück von seiner Höhe herab, und schließt sogar mit einer Sentenz: Dinesorabil mente preda ugual mente sono nel tugurio i pastori. Ré sul trouo; doch davon nachher, denn auch Gluck hat hier den nemlichen Fehler gemacht.

Den zweiten Doppelchor: Misero Admeto hätte ich lieber gar nicht dabei. Der erste Chor: Ah! di questo afflitto regno mit seinen Zwischenzeilen ist hinlänglich und macht eine gute Masse: die durch den zweiten Chor sich zu sehr in die Länge zieht und matt wird. Es ist hier ge-

daß man wisse, Admet sei von seinem Volke geliebt, und so vortrefflich die Chöre in der Oper überhaupt sind; so muß man doch immer darauf bedacht seyn, des Guten nicht zu viel zu thun.

Die Scene im Tempel scheint mir überaus gut angeordnet. Der Character des Gebäudes muß mehr kolossal und edel als prächtig seyn; durchaus nicht kleinlich und geleckt oder gar bunt. Es muß, soviel sich ohne zu große Überfüllung thun läßt, mit Menschen vollgestopft seyn. Das neugierige naseweise Volk muß sich in dichten Gruppen drängen und zwängen, doch immer so, daß Alcestens Einzug mit Anstand und Würde geschehen könne. Eine große Stille auf dem Theater wird auch seine Wirkung thun. Hier erscheint Alceste, die Gottheit um Vorherverkündung ihres Schicksals anzuflehn. Sie wird erhört und die Gottheit erklärt sich, aber wie? Nur der Tod kann Admeten vom Tode retten! Welch eine Forderung! — Alles läuft davon, als wenns dem Tode entlaufen wollte, und die betäubte unglückliche Alceste bleibt allein — ganz allein in dem ungeheuren majestätischen Gebäude auf ihren Knieen liegen. Auch die Gouvernante könnte mit den Kindern davon laufen: Alles muß panisches Schrecken ausdrücken; doch müßten sich die Kinder nachher sachte wieder einfinden. — Der Monolog ist vor-

trefflich; er muß gleichsam aus einer dunkeln Nacht von verworrenen Empfindungen hervorsteigen: Son si smarrita nel turbamento inusitato e nuovo (sagt sie) che in me cerco me stessa e me non trovo. Dieses dunckle Gefühl wird sich nach und nach erhellen wie der Tag aus der Nacht hervor geht, und der höchste Ausdruck des Lichts wird auf die Worte fallen: Ah! vi son io! Die daraus folgende Arie: Ombre! Larve! wird den Ausdruck fester Entschlossenheit und Gewißheit haben, und der Totaleindruck muß sich einzig und allein auf das Gefühl beziehn, daß kein ander Mittel ist, den König und das Vaterland zu retten als das: vi son io! So ist Alcestens Aufopferung keine Schwärmerei, die der Wind herbei und wieder hinweg führt, sondern sie ist eine natürliche nothwendige und überlegte, mit einem Worte, eine weibliche Heldenthat.

Es ist mir als wenn der erste Akt eigentlich nach der Arie: Non vi turbate no schließen sollte. Der Zuhörer bedarf hier einer Erholung weil er wirklich gelitten hat; auch ist seine Erwartung zu großen Begebenheiten gespannt, die eine vorherige Ruhe zu erfordern scheinen. Ein Hauptumstand aber ist, daß der zweite Akt dann um zwei Scenen kürzer wird, und dadurch wirklich gewinnen möchte. Wie ich denn überhaupt glaube, ein jeder

Operndichter müsse darauf bedacht seyn, die beiden letzten Akte so kurz und so reich an Handlungen zu machen, als es das Sujet nur immer leiden will. Am allerwenigsten aber müßten mehrere Verse gegeben werden, als in Musik gesetzt werden können. Es ist überaus lästig, ganze Seiten überschlagen zu müssen, die der Dichter zu viel gedichtet, oder der Musikus zu wenig komponirt hat. Die ganze Schönheit der Handlung muß darüber verloren gehn, und wenn das Gedicht nicht einmal glatt gearbeitet ist, — was mag wol dann noch passen?

Nach diesem Vorschlage wurde also der zweite Akt mit dem Chor: Dal lieto soggiorno angefangen. Der Vorhang geht in die Höhe, und das Haus des Admet stellt einen Haufen Hofleute und Hausgenossen dar, die ihre Freude über die Genesung des Königs mit Tanz und Gesang äußern. Die Scene zwischen Admet und Alceste ist eben so schön als es eine schwere Aufgabe für beide Schauspieler ist. (Freunde wir haben's erlebt! sagt ein berühmter Schriftsteller.) Alcestens Antwort auf Admetens Frage: ob sie ihn auch liebe? ist hier von dem Komponisten überaus rührend ausgedrückt, und wurde von Madam Marcherti vortrefflich und mit wahrer Ergießung gespielt. Se t'amo? (sagt sie) lo angli Dei! lo sa il mio cor. T'adoro t'adorero, per tua vita mille vite io dare. Das ist einmal

ein wohlangebrachter Gemeinplatz. So spricht eine jede, allein hier weiß man was Alceste meint, weiß was sie schon gethan hat, und so hat diese Stelle auf mich einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, der mir noch jetzt, da ich Ihnen dieses schreibe, Thränen auspreßt. Nachdem Alceste erklärt hat, daß sie selbst das Opfer geworden sei, hält Admet einen langen Monolog voll Verzweiflung und Unwillen, worin der Komponist freie Hände und volle Arbeit hat. Mir kommt dies unrichtig vor. Alles was Admet sagen konnte, wäre: Sanumi del ciel! — — — Tu! — — — come — — — Alceste! — — — tu stessa! — — — und somit stock stumm! Seine innere Bewegung leidet keine Worte. Er kann sich geberden, sein Gesicht verhüllen, zur Erde sinken, kurz, was der Schmerz eingiebt kann er thun, so lange seine Bewegung edel bleiben, nur — reden? das kann er nicht, muß er nicht können. Für einen Mann ist hier nicht zu thun. Alceste allein kann sich hier stark und groß zeigen; sie darf allein reden, und der Schmerz über ihr verrathenes Geheimniß, daß sie eben so gut hätte bei sich behalten können, kann ihr Leiden vergrössern. Unterdessen kann Admet sich sammeln, wird zu sich selbst kommen, und dann unmittelbar in die Arie ausbrechen: No crudel non posso vivere.

Das Spiel der Kinder hat man hier sehr rührend und schön gefunden. Sie waren wirklich eingelernt, und machten allerlei mimische Künste die das Publikum, wie gesagt, vortrefflich gefunden hat. Ich weiß es nicht, — ich kann mich irren; allein, etwas ist daran was mir nicht zu Kopfe will. Ja, in der gedruckten Partitur, die ich nicht kenne, sollen sogar die Kinder singend eingeführt seyn. Ich habe schon gesagt: man kann des Guten auch zu viel thun, und wenn Gluck seine Fehler hat, wie er denn hat, so hat er auch diesen. *) Mir kommt's nehmlich vor als wenn die Kinder nichts thun, am allerwenigsten aber etwas sagen müßten. Was können Kinder auch sagen das nicht Nachäfferei der Alten wäre? Wo haben Kinder Sinn für eheliche Treue, und für eine solche Aufopferung, die auf ganz andern Gründen beruhet als kindliches Gefühl zu fassen vermag? Der Dichter des Alterthums hat sie gewiß nicht Rührungswegen eingeführt, denn das können die Alten besser; allein sie sollen noch mehr für die Mutter interessiren. Ihre bloße Gegenwart ist hinlänglich; sie leiden nicht der Sache wegen, son-

*) Man wird hier zu Gluck's Vertheidigung wohl nicht einwenden wollen: daß er den Text nicht gemacht habe. — Ich meyne: Gluck sei in seinen Opern mehr Dichter gewesen, als der Mann, der ihm die Worte geschrieben.

dern weil die Mutter leidet. Sie sind Zweige der Mutter; Äste des Baums die von dem Hieb erschüttert werden, der dem Baume, geschieht. Nur durch ihre Unschuld, durch ihr unverdientes Unglück das sie nicht fühlen, rühren sie. Es giebt gewisse Thiere die bei aller Marter die ihnen geschieht kein Zeichen des Schmerzes von sich geben, und desto mehr Mitleid erwecken. So, dünckt mich, müßte es hier mit den Kindern seyn. Leblos müssen sie freilich nicht dastehen, aber alles was sie thun können, ist: mit Blicken an der Mutter hängen und keine andere als liebkosende Bewegungen sonst wird die Aufmerksamkeit zu sehr auf Nebenumstände gelenckt, und der Hauptsache dadurch geschadet. Calsabigi scheint dies selbst, obgleich undunckel gefühlt zu haben, und Alcestens ewige Worte sollen mir statt fernerer Beweise dienen:

Ah! per questo stanco mio core
Sono, o cari bambini amorosi,
Tanti dardi
Que languidi sguardi
Che girati si teneri a me
Già vi sento turbarmi il riposo
Quanto afflitti smarriti dolenti
Voi direte: Ah! la madre dov'e!
Ah la madre, la madre mori.

Das heißt: ihr arme, liebliche Küchlein! Wenn schon eure Blicke, eure Thränen mein Herz durchboren, da ihr euer Unglück noch nicht fühlt; welche Ruh im Grabe werde ich haben, wenn erst ein reiferes Gefühl in euch erwachen und euch Worte auspressen wird? Wie werdet ihr suchen und rufen: Ach Mutter, Mutter! wo bist du hin?

Über den dritten Akt läßt sich nichts weiter sagen, als daß er um ein gut Theil kürzer seyn könnte. Er ist reich an Handlung; aber diese hat nicht mehr das warme Interesse. Alles ist geschehen, Alcestens Schicksal ist entschieden; was noch geschehen kann versteht sich von selbst, und muß auf alle mögliche Art komprimirt werden. Der Zuschauer will sich nur noch überzeugen, um nachher heimzukehren in sich selbst und Alcesten zu beweinen. So wird dann Alcestens Zurückkunft überraschend und tröstlich.

Mann kann aber nicht sagen, daß Gluck an seiner Alceste etwas vergessen hätte. Man kann ihn nur als Dichter des Ganzen beurtheilen; nur dann kann man sein Übergewicht über seines Gleichen fühlen, und dann erscheinen auch mit Eins alle seine Fehler. Er ist ein zweiter Homer, der uns seine Begebenheiten, und was er sonst weiß, erzählt; aber er ist nicht so ruhig dabei, schwatzt nicht so angenehm und nimmt unsre Lei-

denschaft oft zu lange in Anspruch. Der größte Vorwurf den ihm die Kritik machen kann, besteht in Überfüllung. Alles ist dick und voll bei ihm. Wahrheit und Totalausdruck sind selten oder niemals verfehlt, aber hie und da zu sehr in Schatten gelegt. Die starken Kontraste gelingen ihm bis zur Bewunderung, aber er häuft sie zu sehr und chargirt seine schönsten Gesänge mit Figuren und Nebensachen wodurch sie unklar werden. Wenn neben einer schönen Singstimme noch zwei oder drei Instrumentalbegleitungen hergehn, muß immer eins dabei verlieren.

Die Sinfonie zu Alceste ist in einem erhabenen Styl gearbeitet, und eine wahrhafte Studie für Musiker, die ihr Talent am Drama versuchen wollen. Sie ist affektvoll, durchaus nicht gemein, und passt zur vorliegenden Handlung, ohne eben bestimmte Empfindungen und Begriffe ausdrücken zu wollen. Etwas mehr Durchsichtigkeit des Satzes würde sie in meinen Augen vollkommen machen, denn unter allen mir bekannten Gluckschen Sinfonien hat diese den schönsten Zusammenhang.

Nach der Sinfonie eröffnet der Herold das Schauspiel, und verkündigt von einem Altare die Gefahr, worin das Vaterland durch den unvermeidlichen Tod des Königs schwebt. Ich habe schon oben bemerkt, daß dieses Rezitativ nicht nach

meinem Sinne ist. Gluck hat dazu ein leidenschaftliches Akkompagnement gewählt, — mit welchem Rechte weiß ich nicht zu sagen. Es ist gewiß nicht ernsthaft, daß der Herold von seiner Höhe mit Emotion spricht, und sogar mit einer Parabel schließt, sey es auch so griechisch als es wolle. Und doch, so wie Gluck dieses Rezitativ akkompagnirt hat, muß es wirklich mit Aktion begleitet seyn; und dies ist unrichtig. Er, der Herold verkündigt nur mit Worten, was seine Trompete mit Tönen sagt. Er ist, wie die Uhr die die Stunden zeigt und schlägt, und die kein Gefühl hat, daß es spät oder früh ist. Er müßte also frei weg das Faktum mit trocknem Munde sagen. Das gespannte versammelte Volk könnte mitten in seiner Rede ihn schon zweimal mit dem Ausruf: Ah! unterbrechen, und dann den folgenden Chor: Ah! di questo afflitto regno singen. Der Chor giebt damit ein geschicktes Zeichen, daß er da ist, und ich bin gewiß, die ganze Scene würde dadurch an Haltung und Zusammenhang gewinnen. Die Musik des Chors ist unvergleichlich schön und macht mit seinen Zwischensätzen eine gute Masse. Über den folgenden Doppelchor: Misero Admeto! habe ich schon gesagt, daß er die Handlung zu sehr dehne. Die Worte sind nichts als gemeine Ausrufungen des Schmerzens, die

kurz vorher beſſer geſagt ſind, und die Muſik dazu will mir auch nicht recht gefallen. Alceſte ſelbſt fühlt das Matte und Langweilige, und wie ſie es ihr zu bunt machen, ſagt ſie zum Volke: non si perda, o miei fidi, l'ora in dolersi.

Die Scene im Tempel iſt über allen Ausdruck ſchön komponirt. Es herrſcht darin eine ſo reine Würdigkeit und feine harmoniſche Behandlung; das müßige Volk, das ſich immer gern auf Anderer Unkoſten beluſtigt, iſt ſo richtig dargeſtellt; ihre unordentliche Flucht aus dem Tempel ſo gut gehalten, daß man lachen könnte, wenn man vor Unwillen dazu kommen könnte. Man konnte vorher vermuthen, daß ſie nur etwas Neues erfahren wollten, und ſieht ſie, nicht ohne heimliche Schadenfreude, mit einer langen Naſe von hinnen eilen. Ich beſcheide mich; daß es Leute geben könne, die das Geſagte in der Gluckſchen Muſik nicht finden, nicht hören das ängſtliche verworrene Murmeln in den Worten: che annuncio funesto! Das Zagen und Zittern welches ſie nach und nach alle ergreift, das ſteigende Schrecken, das ſich zuletzt in lautes Brüllen mit den Worten Fuggiamo! Fuggiamo! endigt, und ſie wie aus dem Tempel peitſcht. Alceſtens gänzliche Hingeworfenheit und Hülfloſigkeit; die Art wie ſie das furchtſame Volk entſchuldigt, und ihre gelaſſene Ergebung, ſtechen hier mit aus

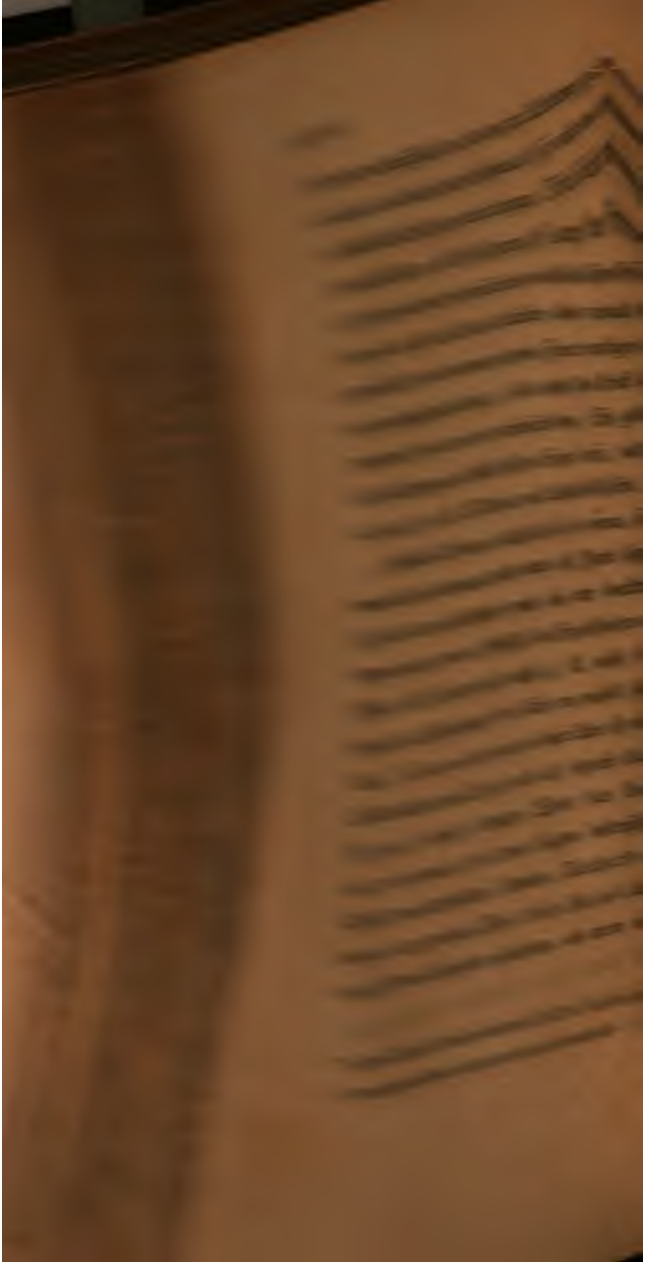
harf ab gegen das vorige Gewühl, und ist in er Musik schön abhandelt. Sie sagt mit stiller Resignation: morrà lo sposo! A quel crudel decreto lascun m'abbandonà- — A tutti cara è la vita, . . . Misero Admeto! ove trovar chi voglia se stesso porre in obblio? ov'è chi t'ami a tal segno? — Und mit eins erhebt die beßre Menschheit sich in ihr. Ah! vi son io! ruft sie aus, Il nume in me si muova, ei vuol che Alceste un magnanimo esempio oggi assicuri alle spose fedeli a di futuri.

Die Szene im Walde ist herrlich ausgearbeitet. Das Spiel der Blasinstrumente scheint hier zu Hause zu gehören, so wie ich es (als Chor gebraucht) für ein gutes Mittel halte, wichtige Gegenstände damit zu malen, die von außen her auf unsre Imagination wirken sollen. Es müßte deshalb auch immer so zweckmäßig angewendet seyn, wie hier. Der Totaleindruck des Blaseinstrumenten-Chors hat etwas Feierliches Lugubres; er ist mehr finster und schleppend als eigentlich tragisch und erhebend; mit einem Wort: er giebt dem Ganzen ein mattes Dunkel, das leicht in Monotonie ausartet und den Geist unterdrückt. Die Dunkelheit eines dicken geheimnißvollen Waldes, die Nacht und eine feierliche furchtbare Begebenheit sind hier sehr vollkommen angekündigt. Über den Gebrauch der Blaseinstrumente wäre gar viel zu

sagen. Ich gestehe Ihnen, mein Freund, daß ich nicht ohne Schüchternheit mich gegen den zu allgemeinen Gebrauch derselben erkläre, weil ich wohl weiß, was ich alles gegen mich habe. Allein ich kann und kann mich nicht daran gewöhnen, mir alles auf einerlei Grund vormalen zu lassen. Was dieser Mißbrauch der Blaseinstrumente unter unsern jungen Komponisten für Schaden anrichtet, läßt sich kaum sagen. Man will alles wichtig machen; die Blaseinstrumente sollen alles ausdrücken; alles soll lauter Kern seyn und große Wirkung thun, und so verstellt man alles; nichts tritt mehr hervor und der Zuhörer geräth nach und nach in eine Art von Lethargie, woraus er kaum wieder zu erwecken ist.

Selbst die glücklichsten Nachfolger Glucks scheinen mir nicht ganz frei von diesem Fehler zu seyn; sie behandeln die Blaseinstrumente zu oft als einen für sich bestehenden Chor, der allerdings den Wohlklang auf eine Zeitlang vermehrt, aber auch nicht selten dem Totaleindruck im Wege steht. Er verdunkelt den Unisonus, und macht den Baß unklar, wenn er nicht mit der größten Vorsicht gebraucht wird. Bei der Zusammensetzung eines so großen Ganzen als die tragische Oper ist wird eine geschickte Abwechselung zum unerläßlichen Bedürfniß. Diese besteht aber bei weitem nicht bloß in der Ver-

schiedenheit der Melodieen allein; noch auch allein in dem Gebrauche der Harmonie, des Satzes und der verschiedenen Instrumente. Es ist lange nicht hinlänglich, daß ein Komponist alle diese Mittel aus dem Grunde verstehe, ihre Handhabung und Zusammensetzung kenne, er muß auch die seltene Gabe der Aufopferung von der Natur empfangen haben, wenn ein vollkommnes Werk entstehen soll, — denn davon ist hier die Rede. Wem das Gute gut genug ist, mit dem will ich nicht streiten. — Ein gerührter Mensch beruhigt sich, wenn von fernher nur die Saite angeschlagen wird, die sein Gefühl mitklingen machen soll, und das kann manchmal durch einen einzigen Ton, eine einzige Bewegung geschehen. Wenn aber die Natur allein gehuldigt werden soll; wenn viele zusammen das Nehmliche auf die nehmliche Art; wenn sie eine dargestellte Leidenschaft gehörig empfinden, das individuelle Leiden des Leidenden, die Freude des Fröhlichen genießen sollen, so muß der Künstler seine liebsten Mittel verläugnen lernen; er muß sich nicht von seinen Einfällen und Gedanken verleiten lassen, wie ein schwacher Vater von seinen verzogenen Kindern: wozu freilich ein scharfer Verstand und feine Kritik gehört, die das Theil weniger Künstler sind. Das Genie ist eine höchst ehrwürdige Gottheit, die da schafft und mit himmlischem



Leidenschaft wäre; allein Gluck habe durch ei-
n dramatischen Gang auf den Worten: d'una
ta cosi misera und durch schnell abwechselndes
te und piano dafür gesorgt, daß es nicht zum
sdruck der Freude werde. — Qui s'excuse, s'ac-
e! Mich drückt die Tonart C dur mache hier
ts aus; Gluck hätte nur nicht in der nehmli-
Tonart schließen sollen. Denn ob ich gleich
Ausdruck der Freude darin nicht finde; so
int sie mir
lut sie mir doch leer und ohne Gehalt, statt
bei dieser Stelle die Leidenschaft den höchsten
druck hätte erreichen müssen, und dazu wäre
steigende Modulation nach einer weichen Ton-
vielleicht das geschickteste, wo nicht das einzige
ttel gewesen. Dagegen sind die Worte: non
salvi ma m'uccidi vortreflich komponirt, und
Wiederholung des Crudel! ein so großer Zug,
man darüber alle andre Flecken vergißt, die
Werk haben kann.

Glucks Satz ist nicht so nachläßig, als diejeni-
glauben, die ihn deswegen verachten; er ver-
t sogar mehr Aufmerksamkeit, als viele seiner
hfolger ihn würdigen, die sich wohl gar vor-
n, Glucks Vorzug liege in seiner Unkorrekt-
. Was Glucken hie und da an Reinigkeit ab-
, ersetzt ein Zusammenfluß von Umständen,
das Ohr in die Empfindung überleiten und

Feuer durchglühe; und uns zur Anbetung zwingt; allein mit aller ihrer Gewalt ist sie nicht im Stande, die stille Kritik zu verdrängen. Diese bleibt ewig auf ihrem Platze. Sie schweigt so lange das Genie tobt, aber sie giebt ein heimliches unbestechliches Gefühl, das wohl auf die Seite drücken aber niemals verdrängen läßt, und wenn jenes Feuer verflogen ist, oder uns aufgezehrt hat, übt noch die Kritik ihr Richteramt ehrbar und unbescholten. Sie giebt zuletzt ihren Seegen, drückt ihre Siegel auf, und wo sie es thut, da ist Natur und Unsterblichkeit.

Glucks Arien, daß ich sie so nenne, sind über mein Lob hinaus, und was ich Ihnen sagen mag: sie sind das schönste was ich mir denken kann, wenn auch mein Gefühl bei Einzelnheiten anstoßen sollte. So kann ich mich z. E. nicht in Reichardts Apologie der Arie: no crudel! hineindenken. *) Das tu lo sai in dieser Arie ist ein matter Lückenbüßer im Text, und ich begreife kaum, wie Gluck diese leeren Worte hat komponiren und viermal in dem kurzem leidenschaftlichen Stücke wiederholen können. Reichard nehmlich meint: der zweite Theil dieser Arie in C dur, töne auf dem Papiere scheinen, als wenn er nicht

*) Diese Arie ist im zweiten Stück des Kunstmagazins auf der 15ten Seite abgedruckt und beurtheilt.

ie Leidenschaft wäre; allein Gluck habe durch ei-
ien chromatischen Gang auf den Worten: d'una
ita cosi misera und durch schnell abwechselndes
orte und piano dafür gesorgt, daß es nicht zum
lusdruck der Freude werde. — Qui s'excuse, s'ac-
use! Mich dünckt die Tonart C dur mache hier
ichts aus; Gluck hätte nur nicht in der nehmli-
)en Tonart schließen sollen. Denn ob ich gleich
en Ausdruck der Freude darin nicht finde; so
heint sie mir doch leer und ohne Gehalt, statt
ist bei dieser Stelle die Leidenschaft den höchsten
lusdruck hätte erreichen müssen, und dazu wäre
ine steigende Modulation nach einer weichen Ton-
rt vielleicht das geschickteste, wo nicht das einzige
Mittel gewesen. Dagegen sind die Worte: non
ii salvi ma m'uccidi vortreflich komponirt, und
ie Wiederholung des Crudel! ein so großer Zug,
aß man darüber alle andre Flecken vergißt, die
in Werk haben kann.

Glucks Satz ist nicht so nachläßig, als diejeni-
en glauben, die ihn deswegen verachten; er ver-
ient sogar mehr Aufmerksamkeit, als viele seiner
achfolger ihn würdigen, die sich wohl gar vor-
ellen, Gluck's Vorzug liege in seiner Unkorrekt-
eit. Was Glucken hie und da an Reinigkeit ab-
eht, ersetzt ein Zusammenfluß von Umständen,
ie das Ohr in die Empfindung überleiten und

womit er überaus glücklich seine Ohren zu bestechen weiß. Was seine Musik auch für Kenner interessant macht, ist sein guter Gebrauch der Dissonanzen; das Leidenschaftliche seiner Melodien, die einen deutschen ernstaften Gang haben, beruht grossentheils auf dem Gebrauch der Dissonanzen, die er wahrscheinlich nach deutschen Mustern gebrauchen lernen. Die Regeln der Harmonie hat er genommen wie er sie gefunden, und so ausgeübt wie es die Zeit zulassen wollen, ohne zu untersuchen, warum ein obligates Interwall so oder anders resolviren müsse. Man kann ihn also von dieser Seite keiner Beurtheilung aussetzen. Dem ungeachtet ist ihm das Vielstimmige sehr gelungen, und man sieht aus seinen Chören und andern vielstimmigen Sachen, daß dieser Satz wirklich von großer Bedeutung sei, wenn er gehörig gebraucht wird. Von seinen Melodien scheint keine ganz original zu seyn, man findet sie Stellenweise beim Kaiser Leo und Händel, auch bei alten französischen Komponisten. Eine Vergleichung mit irgend einem Komponisten ist deshalb so unmöglich, weil er unter allen der erste gewesen, der auf eine schöne Zusammenstimmung des ganzen Drama mit solchem Glücke hingearbeitet hat. Er steht auf seiner Stelle ganz allein, und wenn ihn auch irgend ein Zeitalter von der Zahl der musterhaften Komponisten ausschlie-

hließen wollte, so bleibt er doch für Leute von llgemeinem und feinem Kunstgeschmack in seiner rt ein Mann von unverkennbarem Genie.

Das Orchester war Stellenweise vortrefflich. Man läßt dabei, dünckt mich, zuviel aufs Gera-ewohl ankommen. Die vielen Proben helfen ichts, wenn sie nicht Schaden thun, und das Or-ester kalt und gleichgültig gegen die ganze Sa-e machen. Und so komme ich auf mein altes ed, daß nehmlich der Kapellmeister das Orchester deutlich orientiren, ihnen deutlich aus einanderseze n müsse, was auf dem Theater vorgeht, und ie es ausgedrückt werden soll. Es ist kein großer ewinn für die Oper, daß dem Kapellmeister fast le Autorität fehlt. Algerotti mags recht gut einen, wenn er verlangt, daß der Poet allein les ohne Ausnahme und also auch den Kapellmei-er dirigiren solle, aber er mag sich auch einen Po-en suchen, der das kann. Ein bloß guter Kapell-eister wird eher in die feinsten Feinheiten eines efflichen Gedichtes eindringen, ehe man einem oeten begreiflich macht, was eine Dissonanz ist. s müßte also dem Kapellmeister das Ruder des nzen Schiffs, das ihm mit Unrecht genommen , ohne Einschränkung wieder in die Hände gege-n werden, um so mehr, da die Musick die Haupt-che beim ganzen Genre ist, und in der Oper

schlechterdings nicht entbehrt werden kann. Für den Poeten, den Maler, Maschinisten u. s. w. bleibt doch noch Arbeit genug übrig, und wenn diese Herren bloß das ihrige recht machen wollen, haben sie alle Hände voll zu thun, und am Ende Ehre und Dank davon, da es so, wie es nur zu oft ist, das Mitleiden ernsthafter Leute erregt, die sich überzeugt halten, daß das Vergnügen der Menschen keine Sache sei, mit der die Künstler ihren Spas treiben dürfen.

Die Sinfonie wird ein gut Theil zu geschwind gespielt, so daß man beim forte die Violinen nicht heraus finden konnte. Es hat mir schon jemand die Einwendung gegen diesen Vorwurf gemacht: daß Gluck selbst sie so geschwind haben spielen lassen; dann mag er aber auch selber Unrecht haben, wenns wahr ist. Dagegen wurden die Stellen mit ausserordentlicher Genauigkeit gespielt, besonders fast alles was Madam Marchetti sang. Ein Beweis, daß sie das Orchester zu lenken und seine Aufmerksamkeit auf ihr bedeutendes Spiel zu ziehen wußte, und so auch ein Beweis, daß es am Orchester nicht liege wenn nicht alles so geht wie es seyn soll, wenn er nur weiß was es eigentlich zu spielen hat. Ritter akkompagnirte besonders mit ungemeiner Genauigkeit, dem es doch wohl zu verzeihen gewesen wäre, wenn er seinen schönen

Fagott-Ton und seine treffliche Manier auf Unkosten des Ganzen zu zeigen gesucht hätte. Allein als ich ihn nachher sprach ward ich gewahr, daß er nicht nur die Partitur genau kannte, sondern sogar in den Geist der Komposition eingedrungen war und Glucks Fehler so wie seine großen Verdienste und Schönheiten genau zu verstecken und empor zu heben wußte, was wenige Verehrer Glucks verstehn.

Sie müssen sich, mein Freund, mit dem begnügen, was ich Ihnen hier über die Alceste gesagt. Ich habe keine Partitur zur Hand, und meine Kenntniß derselben erstreckt sich bloß auf dasjenige was ich mir von der Aufführung erinnere und mit Hülfe des Opernbuchs zurück gerufen habe. Künftig ein mehreres, und wo möglich gründlicher. Leben Sie wohl!

VI.

Neue deutsche Werke.

---

1) Christoph Daniel Ebelings Prof. der Geschichte und griechischen Sprache am Hamburgischen Gymnasium, Erdbeschreibung und Geschichte von Amerika. Die vereinten Staaten von Nordamerika. Hamburg bei C. E. Bohn. Band I, 1793. (LXXIV. u. 677 S.) Band II. 1794 (1135 S.) Band III. 1796 (676. S.) Auch unter dem Titel: D. A. F. Büschings Erdbeschreibung Theil 7, (für die ältere) Theil 13, (für die neueste Auflage) welcher Amerika begreift. Band 1. 2. und 3. Ausgearbeitet von Chr. Dan. Ebeling.

Ein Werk, welches deutschem Fleiß und deutscher Einsicht Ehre macht, und auf das unsre Nation als auf eine klassische Schrift in diesem Fache stolz sein darf. Was Büschings Geographie für die Zeit ihrer Erscheinung war, völlig das ist diese Erdbeschreibung für die gegenwärtige Zeit. Beide sind unmittelbar aus den Quellen, die sich die Verfasser vollständig zu verschaffen wußten, geschöpft; in beiden sind diese Quellen mit einer Sorgfalt und einer Auswahl benutzt, welche für die unermüdete Geduld und die Beurtheilung der Urheber hohe Achtung einflößt, und in beiden finde man die Re-

terialien gut und planmäßig zu einem Ganzen verarbeitet. Beiden wurde die Arbeit dadurch sehr erschwert, daß sie die Materialien großentheils aus ländereichen Sammlungen und Staatsschriften, Ebeling selbst aus amerikanischen Provinzialzeitungen und Journalen zusammen suchen mußten. So viel Unterstützung Büsching von Fürsten und Großen, laut seiner Vorrede gemäß, so viel Dienstbeflissenheit fand Ebeling bei Freunden und Kaufleuten. Den Herren Voght und Sieveking in Hamburg widmet er sein Werk »zum Beweise seiner Dankbarkeit für die Güte, womit sie ihm die Herbeischaffung der Quellen und Hülfsmittel aus Amerika erleichtert haben.« Er rühmt die Nachrichten, die ihm sein Freund Joel Barlow aus Connecticut mündlich, und der Geschichtschreiber Newhampshires, Prediger Belking, schriftlich mitgetheilt haben, und verspricht, »da ihn die Bekanntschaft mit mehrern würdigen Gelehrten in Nordamerika so gütig mit Hülfsmitteln versähe, in Folgendem jährlich zwei Bände zu liefern.«

Ebelings Plan ist im Ganzen genommen derselbe, der bei der Büschingschen Erdbeschreibung im Grunde liegt. Er liefert uns eine vollständige historische, statistische Schilderung der beschriebenen Länder. Nur daß sein Werk weit reichhaltiger an statistischen und naturhistorischen Nachrichten ist, und statt der wenigen historischen Notizen, mit denen Büsching sich bei Europa mit Recht begnügte, zugleich eine ausführliche Geschichte der einzelnen Staaten Amerika's enthält. Über ein Viertel des ganzen nimmt dieser historische Theil ein, der um so schätzbarer ist, jemehr es an vollständigen Geschichtswerken über diese entfernten Gegenden mangelt. Auch ist das Fachwerk weit umfassender und besser geordnet. Ebelings Erdbeschreibung zeichnet sich überdem durch die gründlichen politischen und Handlungs-Kenntnisse, so wie durch den Vortrag des Verfassers sehr vortheilhaft aus. Dieser Vortrag ist durchgehends korrekt und fließend, und er-

hebt sich oft zur Lebhaftigkeit, indeß im Büschingschen Werke die steife, unbehülfliche und monotonische Schreibart seiner Zeit herrscht. Endlich ist auch das ein wesentlicher Vorzug der Ebelingschen Arbeit, daß er nicht bloß ein Verzeichniß der Schriften und Landkarten, die von einem Staate handeln, der Beschreibung selbst voranschickt, sondern auch jede wichtige Angabe mit einem Gewährsmann belegt wird, indeß Büsching dem Leser zumuthet, seinem kritischen Blicke ganz und allein zu vertrauen.

Die drei Bände, welche vor uns liegen, beschäftigen sich mit den 6 nördlichsten Provinzen des Nordamerikanischen Staatenvereins (den vier Provinzen Neu-Englands, Vermont und Neu-York) und mit dem zu den mittlern Provinzen gehörigen Staate von Neu-Gersey. Die Einleitung zu den vereinten Staaten überhaupt und die Geschichte ihrer Revolution, wird Ebeling in einem besondern Bande nachholen. Auch verspricht er eine Reihe passender Landkarten, und eine Sammlung von Belegen und Zusätzen zu dieser Erdbeschreibung; von der letztern ist der erste Band seitdem wirklich erschienen. Er enthält unter andern Auszüge aus den neusten Beschreibungen der Provinzen Main und Vermont, welche in vorliegendem Werke noch nicht benutzt werden konnten. Desto sichrer hoffen wir auch auf die versprochnen Landkarten, da es an einem nicht zu theuern Amerikanischen Atlas bis jetzt ganz fehlt.

Durch die jetzigen Zeitumstände wird eine Beschreibung der Amerikanischen Freistaaten doppelt interessant. Die neuesten Begebenheiten erinnern oft an Amerika, und aus allen europäischen Ländern, leider auch aus Deutschland, wandern Familien zu Tausenden nach Amerika hin. Daher und der Wunsch, etwas dazu beitragen, daß der seltne einsichtsvolle Fleiß des Verf., der an diesem Werke seit zwanzig Jahren sammlet und arbeitet

mögligst erkannt und auch von solchen Lesern benutzt werde, welche nicht sobald Zeit und Gelegenheit finden möchten sich mit dem Ganzen bekant zu machen, veranlaßt zu folgendem Auszuge; durch den wir unsre jungen Landsleute auch um so lieber auf ein so merkwürdiges Werk de longue haleine aufmerksam machen, da sich Trieb und Stätigkeit zu solchen Werken immer mehr unter uns zu verlieren scheinen. Wir bitten unsre Leser dabey irgend eine Karte der Nordamerikanischen Staaten vor Augen zu nehmen.

Lage und Größe. Die großen Seen, der Lorenzfluß, der Parallelkreis von 45° nördl. Breite und weiter hinauf das Canadische Hochland begrenzen die vereinten Staaten nach Norden zu, und trennen sie vom engl. Canada. An diese Gränzlinie liegt zuoberst Ost-Massachusetts, ehemals unter dem Namen der Provinzen Main und Sagadahok bekannt, welches allein größer als das ganze übrige Neu-England, und schon von mehr als 100,000 M. bewohnt, jedoch noch immer mit dem eigentlichen Massachusetts verbunden ist. Nur der kleinste Theil der Einwohner wünschte bisher eine Trennung; sonst würde diese Provinz schon als ein eigner Staat in der Union aufgenommen seyn. Etwas westlicher liegen oben an der Canadischen Grenze New-Hampshire, und das nach dem grünen Gebirge benannte Vermont, beyde durch den Fluß Connecticut der Länge nach geschieden. Weiter herab das eigentliche Massachusetts (ein indischer Name, welcher das Land disseits der Berge bedeutet) und zu unterst an der Südküste Neu-Englands Rhode-Island und Conecticut. Alle diese Provinzen mit Ausschluß von Vermont, machen das ehemalige Neu-England aus, neben welchem westlich das weitgedehnte Neu-York liegt, das sich längs des Hudsonflußes von der Küste bis nach Canada hinaufzieht, und südlich an das vom Delavare und dem Meere umströmte Neu-Ger-

sey stößt. Das ganze Königreich Preussen nach seiner neuesten Erweiterung ist nur wenig größer als Neu-York, dem einige 2470, andre 2670 geogr. Q. M. geben, oder als Neu-England, welches 2760 geogr. Q. M. faßt. Massachusetts von 517 Q. M. gleicht dem kathol. Belgien, Neu-Hamshire von 447, und Vermont von 414 Q. M. der Churmark, Connecticut von 218 der Neumark und Rhode-Island von 60 Q. M. dem Fürstenthum Anhalt an Ausdehnung. Neu-Gersey enthält 307 geogr. Q. M.

Klima, Witterung, herrschende Krankheiten. Die Stadt Neu-York liegt unter $40\frac{3}{4}°$, die nördlichste Gränze von Vermont und New-Hamshire unter 45 und die Nordgränze von Main unter $48\frac{1}{4}°$ nördlicher Breite. Gleiche Breite haben Madrit, Lion und Wien. So lieblich indeß dieser Himmelsstrich in Europa ist: so rauh und unfreundlich zeigt er sich in der neuen Welt. Acht Monat lang herrscht hier mit schneidendem Nordwestwind eine Sibirische Kälte. Die Flüsse pflegen 4 Monat hindurch mit Eis bedeckt zu seyn, selbst der große Champlainsee friert oft zu, und das Thermometer fällt zur Zeit des grossten Frostes, der gewöhnlich im Februar eintrift, bis $\frac{9}{9}$ ja bis $\frac{0}{32}°$ Fahrh. Oft fällt der Schnee 2 bis 3 Fuß hoch, in den Wälderu schmiltzt er erst im Juny, und selbst in der Stadt Neu-York kann man den Ofen nicht 4 Monat lang entbehren. Frühling und Herbst fehlen fast ganz. Der Sommer ist zwar kurz, aber so heiß und schwül als in Spanien. Das Thermometer steigt im Schatten bis auf $\frac{98}{0}°$ Fahrh. und im August sind zu Neu-York schon Leute vor Hitze plötzlich gestorben. Nordlichter und andre feurige Meteore sieht man in England häufiger als in Europa, erstere zu allen Jahreszeiten. Sehr sonderbar wäre es, sollte die Nachricht Th. 1. S. 6. gegründet seyn, daß die Europäer hier erst im Jahre 1719 Nordlichter bemerkt hätten. In dem mildern Neu-Gersey sind

ie selten. — Das Einimpfen der Pokken war n allen Neu-Engl. Staaten bis ins J. 1789 von Polizey wegen verboten. Auch seitdem darf es nur n abgesonderten Inokulationshäusern und Pokkenspitälern vorgenommen werden. Die Hundswuth emerkte man nicht vor dem Jahr 1770 und noch st sie sehr selten. In Neu-Hamshire soll jährlich ur der 70ste Mensch sterben.

Boden. Neu-England ist ein gebirgiges and, von parallellaufenden Bergketten durchschnitten, deren größte Höhe, das weisse Gebirge n Neu-Hamshire, von Quebek und von der hoen See aus, 16 geogr. M. weit gesehen wird. Die höchste Spitze desselben, der Washington, oll 10,000 Fuß über der Meeresfläche erhaben, folglich en beträchtlichsten unter den Pyrenäen an Höhe leich seyn. Dennoch ist er im August Schneeleer. Der große Monadnolk, gleichfalls in Neu-Hamshire, ist 3254 Fuß hoch, also wenig niedriger als der Brocken. Dagegen beträgt die größte Höhe des grünen Gebirgs, welches Vermont n zwei Armen von Süden nach Norden durchreicht, nur 1666 Fuß: und nicht beträchtlicher cheinen die mehrsten Berge von Neu-Gersey nd Neu-York zu seyn. Diese bestehn nach Herrn Ebelings Gewährsmännern an der Küste us Granit, der in fast senkrecht stehenden Bänken elagere seyn soll, (Sinnit?) und am Champlainee aus schwarzem ordentlich geschichtetem Marmor. Was mag aber wohl für eine Gebirgsart mit dem äufig vorkommenden Ausdruck grauer Felsstein rzeichnet werden? — Der nicht hohe West-Rier-Moutain am Connecticut soll im J. 1730 nd noch stärker 1752 Feuer ausgeworfen haben, at auch manche vulkanische Anzeigen, Schlacken, lsche ꝛc. aber keinen, Krater. Vielleicht daß hier in sogenannter Erdbrand ausloderte. Doch sind Erdbeben in Neu-England nicht selten. — Die Küste dieser Provinzen ist südlich flach, sandig, oll salziger Marschen; nördlich felsig, voll Ein-

schnitte und Buchten. Das Land selbst soll in Neu-England größtentheils mager und leicht, mehr zum Graswuchs als zum Kornbau dienlich, und in den nördlichen Waldungen voll Sümpfe, Lachen und Seen seyn. Nur die Thäler, welche von den Flüssen jährlich überschwemmt werden, sind vorzüglich fruchtbar; keins mehr als das herrliche Thal, welches der Connecticut durchströmt. Fruchtbarer ist im Ganzen der Boden von Neu-York, nicht aber der von Neu-Gersey, der fast zur Hälfte aus einem flachen, sumpfigen mit Sand und Kieseln bis auf 50 Fuß tief bedeckten Küstenlande besteht.

Gewässer. Der See Erie, an den Gränzen Canada's, ist 50, der Ontario-See 43 geogr. Meil. lang, und letzterer 24 Meil. breit. Beide tragen die größten Lastschiffe. Der See Erie liegt gegen 300 Fuß höher als der Ontario-See. Dennoch hängen beide durch den Niagara-Fluß zusammen, welcher anfangs eine halbe Meile breit ist, dann aber enger wird, und sich über ein jähes Kalksteingebirge 137 pariser Fuß tief herabstürzt. Kein bekannter Wasserfall läßt sich mit diesem in Niagara an Majestät vergleichen. Der Wasserbogen desselben ist über 4000 Schuh breit und wird anfangs durch eine waldige 120 Fuß breite Insel getheilt. Man hört das Getöse des Falls bei stiller Witterung 4, bei günstigem Winde 9 geogr. Meil. weit und der Wasserstaub ist so stark, daß der Wind ihn oft 1200 Schuh weit nebelförmig fortführt.

Die mehrsten Ströme dieser Provinzen, besonders die beiden Hauptströme, Connecticut und der Hudson, sind voller Wasserfälle, Stromengen und Felsenrisse. Der Connecticut, das heißt in der Sprache des Landes der lange Fluß, der aus einem Moraſt im Canadischen Hochlande entspringt, und 70 bis 80 Meil. weit, größtentheils gerade nach Süden, anfangs zwischen Neu-Hampshire und Vermont, dann durch Massachusetts und

nnecticut fließt, ist nur soweit die Fluth in ihm
cht (10 Meil.) für Handelsschiffe von 180 Lon-
n, weiter hinauf nur Stellenweise für Boote und
ße schiffbar. Den großen Fall desselben unter
° Br. springen die Lachse hinaus. Eine kühne,
5 Fuß lange hölzerne Brücke, im Jahr 1785 über
sen Fall gebaut, ist die einzige am ganzen Con-
cticut. Der Fall selbst wird jetzt von einer pri-
egirten Gesellschaft für Boote fahrbar gemacht.
e größte Breite des Connecticut beträgt 1650 Fuß.
ht Meilen von seiner Mündung wird das Bette
rch zwei hohe Berge bis auf 640 Fuß verengt
d der Abfluß dadurch so gehemmt, daß das
asser bei Überschwemmungen bis auf 20 Fuß
er die gewöhnliche Wasserhöhe anschwillt und
i Springfluthen das Land oft Wochenlang unter
asser bleibt. Der Hudson (im Lande selbst der
ordfluß genannt) der sich bei Neu-York in
s Meer ergießt, ist eben so lang als der Con-
cticut und anfangs eben so voller Felsen, Strom-
gen und Wasserfälle. Weiterhin fließt er so
hig, daß die Fluth in ihm bis über Albany,
i. 35 bis 37 geog. Meil. weit steigt. Um diese
nge Strecke zu durchlaufen braucht sie so viel
it, daß zu Neu-York (wo sie 6 bis 7 Fuß be-
ägt) und eine Meil. oberhalb Albany die größ-
Fluth genau zu derselben Zeit eintritt, indeß es
inn zu Esopus, mitten zwischen beiden Örtern,
n stärksten ebbet. Seeschiffe können diesen Strom
s zur neuen Stadt Hudson d. i. 30 Meil. weit
fahren. In dieser ganzen Länge ist er 3000 bis
000 Fuß breit, ausser da, wo er, 13 Meil. ober-
lb Neu-York, sich durch das 5 Meil. breite
ochgebirge im Zickzack hindurch bricht. Von stei-
n Felsenwänden begränzt, ist er hier nur 2 bis
Flintenschüsse breit, vertieft sich aber zu 15 bis
0 Klaftern. In dieser Kluft herrschen unaufhör-
chheftige Winde. Zwei vom Staat von
leu-York privilegirte Gesellschaften arbeiten jetzt
n Kanälen, welche den Hudson mittelst des

Wood-Creeks mit dem Champlainsee so wie mittelst des Mohawkflusses (der sich in den Hudson oberhalb Albany ergießt) mit dem See Ontario verbinden sollen. Zugleich machen sie die schwierigen Stellen in diesen Strömen durch Kanäle und Schleusen schiffbar. Auch in Massachusetts arbeitet man an Kanälen, besonders an dem Sandwich-Kanal, der die Bernstabler- und Bußards-Bay verbinden, und eine sehr gefährliche Fahrt von 50 Seemeilen um die weit hervorspringende Landzunge Bernstable herum, in eine sichre Fahrt von 12½ M verwandeln wird. — Merkwürdig ist in Neu-Gersey eine Quelle die unweit eines Flusses liegt, und selbst in der größten Dürre reichlich fließt, doch, sobald der Nordwind zwei Tage lang ununterbrochen weht, versiegt.

Die Meeres-Küste, von der das einzige Vermont gänzlich abgesondert liegt, ist nördlich so Buchtenreich, daß es keinem der Neu-Englischen Staaten an einem vorzüglich guten Hafen fehlt, am wenigsten Ost-Massachusetts, dessen 70 bis 80 Meil. lange Küste voll unzähliger Einschnitte und frei von Sandbänken ist. Dagegen ist die südliche Küste, besonders die von Neu-Gersey, gänzlich versandet, so daß es hier in einer Strecke von 30 Meil. keinen ordentlichen Hafen, ausser dem zu Amboy giebt. Der Meerbusen auf der Ostseite von Long-Island, die Narragansetbay in Rhode-Island, und der Pascataqua-Hafen bei der H. St. Neu-Hamshires gehören ihrer Größe, Tiefe und Sicherheit wegen zu den vorzüglichsten Häfen in Amerika und dürften, wenn sich die Seemacht der amerikanischen Staaten vermehrt, ihre Haupt-Kriegshafen werden. Der Hafen von Boston faßt zwar 500 Schiffe, hat aber einen sehr engen und beschwerlichen Eingang. Auch in die Neu-York-Bay können große Kriegsschiffe, wegen einer vorliegenden Sandbank, nicht mit Sicherheit einlaufen. — Die klippenreiche Meerenge, the Divels Belt, welche die felsige

ıfel Long-Island vom festen Lande von Neu-
ork trennt, enthält eine wahre Scylla und
harybdis, so wie die Alten dieses Schrecken
r Schiffer beschreiben. Der Hudson ergießt sich
zwei Armen in diese Meerenge, welche beim
usfluß des östlichen Armes nur 2500 Fuß breit ist,
d ihrer Gefährlichkeit halber das Höllenthor
ell-Gate) genannt wird. Das Fahrwasser ist
um 240 Fuß breit und wegen der zusammenstos-
nden Fluthen sehr gefährlich. Nur ein einziger
maler Kanal führt sicher hindurch, ihn verfehlen
gewisser Untergang. Südlich droht dem Schif-
ein altes an sich reissender Strudel, der über
ter 10 Fuß hoch mit Wasser bedeckten Klippe sich
herdreht. Nördlich liegen Sandbänke und ein
um sichtbares Felsenrif, an welchem die See sich
ithend bricht. Connecticuter Küstenfahrer durch-
eln diese Scylla und Charybdis häufig.

Produkte. 1. Steinreich. Das Eisen-
, das man bis jezt in Neu-England bear-
itet, ist bloßes Sumpferz, nur zu Gußwaaren
ht brauchbar. Massachusetts hatte 1784. 76 doch
r kleine Hammer- und Gußwerke, die zum Theil
t schwedischem Eisen versehen wurden, Connec-
ut ausser einigen Hohöfen 28 Eisenwerke, dar-
ter 3 Eisenschneidemühlen, einen Platinenham-
r und einen Drathzug. Von andern Metallen
t man zwar Spuren, doch baut man nicht dar-
f, da es ganz an Bergwerksverständigen fehlt.
agegen stehn in Neu-York Steinkohlenberg-
rke, einige reiche Eisengruben und ein paar Sil-
rbergwerke im Umtrieb. Auch sind in den west-
jen Kalkgebirgen dieses Staats, in der Gegend
s Onadaga- oder Salzsees, Salzquellen, die der
taat benuzt, und Steinsalzlager; bei Saratoga
neralische Wasser und an einigen andern Orten
aphthaquellen. Am wichtigsten ist der Bergbau
Neu-Gersey, das ganz Amerika mit Eisen
d Kupfer versorgen könnte, wo selbst der Sand
senhaltig, das Gebirge voll mächtiger Gänge,

und gediegnes Kupfer in Klumpen von 5 bis 1000 Pfund keine Seltenheit ist. Hier war es, wo unser Landsmann Hasenklee aus Remscheid im Jahr 1764 die ersten großen Eisenwerke in Amerika anlegte, welche eine Kabale habsüchtiger Britten zu Grunde richtete. Jetzt stehn hier 8 Hohöfen und 79 Hammerwerke, die außer einer großen Menge Gußeisen jährlich 2520 Tonnen Schmiedewaaren liefern. Die Kupfererze die 25 bis 90 Pfund Kupfer im Zentner enthalten, wurden bis ins J. 1770 alle nach England zum Verschmelzen geschickt. Erst damals errichteten zwey Deutsche hier eine Kupferhütte. Noch jetzt wird der Bergbau höchst elend, und mit großer Verschwendung betrieben. Einige Gruben haben Feuermaschinen.

2. Pflanzenreich. Die herrlichen Waldungen, welche noch immer den größten Theil der nördlichen Provinzen Amerika's bedecken, bestehn hauptsächlich aus Eichen, Buchen, Birken, Kastanien, den bekannten terpentinreichen amerikanischen Nadelhölzern, Ahorn, Eschen und Zedern. Zwischendurch wachsen Ulmen, Sassafraß, Wallnußbäume, Magnolia und der herrliche Tulpenbaum, auch Cornelkirschen, wilde Pflaumen, Geißblatt, Schleen, wilder Wein voll großer doch saurer Trauben, und eine Menge andrer wilder Obstarten und Beeren. Die Eiche giebt der deutschen zwar etwas an Dauerhaftigkeit nach, wächst aber weit schneller. Die weisse oder Weymouthskiefer ist der König der Nordamerikanischen Waldungen. Sie wächst am besten in Main, Neu-Hampshire, Vermont und dem kältesten Theil von Neu-York, und giebt die herrlichsten Masten 34 bis 42 Zoll dick und 100 Fuß lang, welche lange den Hauptartikel des Handels dieser Provinzen ausmachen. Nicht minder werden die weissen Zedern, aus den sandigen Cypressensümpfen Neu-Gerseys zum Schiffbau gesucht. Aus dem Safte des Zuckerrohrs, der vom 42° Br. bis an die Gränze von Canada am Abhange der Gebirge wächst, kocht der Land-

ann nicht nur einen sehr einträglichen Zucker,
ndern bereitet daraus auch Syrup, Rum, Wein-
ig und eine Art Meth. Doch geht man mit
ssen Bäumen und mit den Waldungen überhaupt
verzeihlich sorglos um. Pflanzer, die sich neu
siedeln, fällen im Nothjahr die Bäume einer Ge-
nd und verbrennen sie das nächste Frühjahr auf
n Feldern. Geschieht dieses bei trokner Witte-
ng, so verbreitet sich die Flamme in die Wälder
d oft sieht man so Strecken Tage lang im Feuer.
n der zerstörenden Ausbreitung eines solchen
randes zuvor zu kommen, hat man nur ein son-
rbares und mißliches Mittel. Man zündet in
iger Entfernung ein andres Feuer an, und lei-
t es dem großen Brande entgegen. Oft aber
nn nur ein starker Regen das Feuer löschen.
n May 1780 waren diese Feuer in Neu-Hamp-
ire so heftig, daß die Rauchwolken das ganze
nd 43 Meilen weit verfinsterten, und sowohl
n der See als von Albany in Neu-York aus
sehen wurden. Dafür zeigt sich aber schon in den
üstengegenden, besonders um Boston Holzmangel.
uch leiden manche Bäume, besonders die Eichen,
rch den Fraß eines Bohrwurms.

Sehr ansehnlich ist die Obstzucht, die selbst
Main Vortheil bringt. Cyder (Äpfelwein) der
rch Frost verstärkt, dem Madera-Wein gleicht,
in allen diesen Provinzen das gewöhnliche Tisch-
tränk. Um Boston gab es schon zu Anfang die-
s Jahrhunderts Ortschaften, welche jährlich 3000
s 10,000 Tonnen Cyder gewannen, und in Neu-
ersey, das den wohlschmeckendsten bereitet, hat
der Bauernhof eine Cyderpresse. Auch macht man
el Birnmost, Kirschen- Johannisbeerwein, und
s den großen saftigen, doch fadeschmeckenden
irschen eine Art von Brandtwein. Die syrische
eidenpflanze wächst in Connecticut und am
hamplainsee wild; europäische Weinreben kom-
en aber in den nördlichen Provinzen nicht fort.
elbst im mildern Neu-Gersey, dem Vaterlande

der besten Wassermelonen, Kartoffeln und Gartenkräuter, hat man den Weinbau nur versucht, ohne ihn wirklich in Gang zu bringen.

In Neu-England sind Boden und Klima mehr der Viehzucht als dem Ackerbau günstig. Auch wurde der Landbau bis zur Revolution sehr vernachläßigt, und mit der äussersten Sorglosigkeit getrieben. Man düngte nie, wechselte auch nicht mit der Bestellung ab und verließ den Boden sobald er ausgemergelt war, um angebaute Waldestrikte auf eine ähnliche Art auszusaugen. Der Verlust des Handels während des Krieges nöthigte die Kapitalisten ihre Gelder im Landbau anzulegen und seitdem hat dieser sich verbessert, und unter andern im kalten Neu-Hamshire so ausgebreitet, daß diese Provinz jetzt jährlich Korn ausführt. Massachusetts und Rhode-Island bauen noch nicht soviel als sie bedürfen. Connecticut, das schon lange im Ruhm der besten Landwirthschaft steht, führt etwas aus. Die wahre Kornkammer dieses nördlichen Theils des Staatenvereins ist aber Neu-York, welches wegen seines bessern Bodens und Klima's den wichtigsten Landbau hat, obwohl die Einwohner ihn nicht sorgloser als die Neu-Engländer betreiben, und der Bauer am Hudson von gleich viel Land nur halb soviel reinen Gewinn als der Bauer am Connecticut und Delawar zu ziehn pflegt. Eben so ansehnlich ist der Landbau in Neu-Gersey, welches jährlich Weizen nach Neu-York und Philadelphia ausführt.

Bei weitem am ergiebigsten ist der Anbau neuer noch mit Wald bedekter Distrikte. Der Kolonist brennt auf ihnen im Frühjahr die gefällten Bäume, (ohne doch die Stämme zu verletzen) und säet ohne zu pflügen in die Asche Korn und Grassaamen, den er mit einer Harke unter den Boden bringt. Säet man nicht gleich nach dem Abschwenden, so verhärtet sich der Boden

erzieht sich mit wilden Kirschen und Himbeeren.
erhaupt besteht im ersten Jahre die meiste Ar-
t des Kolonisten im Ausrotten des üppig hervor-
ossenden Unkrauts. Hat der Kolonist Vermögen
ug eine Sägemühle anzulegen, so bezahlt ihm
Holzabsatz beinahe alle Kosten des Anbaus, und
Äcker geben ihm schon in 3 Jahren zwei Drittel
r seiner Auslagen wieder. Die Äcker und Wei-
, ja auch die mehrsten unbenutzten Landbesitzun-
werden mit Pfahl- und Lattzäunen oder mit
dsteinen befriedigt. In Connecticut, dem aller-
zebautesten der nördlichen Staaten, beträgt das
zebaute Land ein Viertel des Ganzen. Das
are Land bestand 1784 aus 240,000, die Wiese
mehr als 600,000 Acres. In West-Massa-
setts ist von dem schon angewiesenen Lande
im die Hälfte, und in Main kaum der neunte
eil, im ganzen Staate aber kaum $\frac{1}{25}$ unter
ltur. Dagegen rechnete man im J. 1784 in
u-Gersey gegen 2 Millionen Acres benutztes
r 485,000 Acres unbenutztes Land.

Pächter sind in diesen Ländern selten; Knechte
) Tagelöhner fehlen fast ganz, indem sich nur
ne Einwanderer dazu hergeben. Diese können
wöhnlich nicht einmal die Reise nach Amerika
ahlen. Reiche Landbesitzer legen sie für sie aus,
en ihnen Ackergeräth und Vieh und weisen ihnen
a 30 Morgen einer Wildniß zum Anbau an.
für gehört den Landbesitzern nicht nur die Hälf-
der Erndte, sondern nach 6 Jahren muß auch
Ansiedler Hof und Acker dem Besitzer zurückge-
, dem dieses urbar gemachte Grundstück dann
nmal so viel werth ist. Der arme Ansiedler ge-
int dabey kaum soviel als er zum Leben bedarf,
ß sich aufs neue zu einem ähnlichen Kontrakte
stehn und bringt so sein Leben in wahrer Skla-
narbeit beim Urbarmachen der Wildnisse hin.

Neu-York und Neu-Gersey bauen am stärk-
n Weitzen. Dieser geräth nirgends in ganz
nerika so gut, und ist der Hauptartikel der Aus-

fuhr Neu-Yorks, welches im J. 1788 schon 1,321,000 Büschel Weitzen nach Europa schickte. In Neu-England und Vermont wird hauptsächlich Mais gezogen, welchem der Frost nichts schadet und der deshalb dem kalten Klima am mehresten angemessen ist. Die Einwohner bereiten daraus Puddings, Kuchen, und eine Reisähnliche Speise, backen aus dem zur Hälfte mit Rockenmehl vermischten Mais ihr Brodt, dörren ihn zu Malz, und brauchen ihn zum Winterfutter für das Vieh. Buchweizen baut man durchgehends mit großem Vortheil und auch der Kartoffelbau ist seit einiger Zeit in Aufnahme gekommen.

3. Thierreich. Die Viehzucht ist die vornehmste Quelle der Nahrung des neu-englischen Landmanns, und in ihr zeigt er die mehrste Industrie. Es giebt hier Mastochsen 1800 Pfund schwer und Schweine von 500 bis 800 Pfund. Die Neu-Englische Wolle ist zwar gröber als die Englische, wird aber doch stark verarbeitet, auch ausgeführt. Die Schaafe sind von Englischer, das Rindvieh von Dänischer, in Neu-York von holländischer Zucht. Ochsen thun die mehrste Landarbeit, und man führt Kälber, Mastvieh, Salzfleisch, Butter und Käse nach Westindien aus. Die Pferdezucht ist unbedeutend, die Race der Neu-Engländer klein, doch dauerhaft und feurig. Die Massachusetts hatte im J. 1784 gegen 200 Stück Rindvieh, nur 224,000 Schaafe und 30 bis 85000 Schweine und 45000 Pferde. Auch in Neu-Gersey ist die Viehzucht beträchtlich, wiewohl hier mit so wenig Fleiß betrieben wird, daß die Holländer und Deutsche Ställe kennen, die einigen Landbauer aber ihre Heerden Jahraus Jahrein in den Wäldern lassen. Im Jahr 1764 hatte diese Provinz 100,000 Stück Rindvieh und 30000 Pferde. Bienen sind wahrscheinlich von Europa nach Amerika gebracht worden; auch hat sich die Spielerei mit der Seidenzucht schon bis Connecticut und Massachusetts ausgebreitet.

Von allen Raubthieren im nördlichen Amerika ist der häufigste und schädlichste der Wolf, nächstdem der schwarze Bär, der zwar höchst selten wehrhafte Menschen angreift, aber oft die Kornfelder zur Erndtezeit zerstört, auch wohl Kinder und Ferkel frißt. Überdem findet man hier den Luchs und die Bergkatze, oder den sogenannten amerikanischen Tiger, hier gewöhnlich Panther genannt. Auf die Tödtung dieser Raubthiere stehen Preise. — Zobel und Hermeline sind in diesem Theile Amerika's nicht häufig; auch Biber schon selten. Häufiger Füchse, Marder, Waschbären, Fischottern und ähnliche Pelzthiere. Hirsche giebt es besonders bei den großen Seen außerordentlich viel. Auch haben sich dorthin die Elendthiere zurückgezogen. In dichten Wäldern sind noch wilde Kalekuten, die sich heerdenweise zu Hunderten beisammen halten, und 28 bis 32 Pfund wiegen; auch Auerhähne, Schneehühner, Fasanen u. a. m.

Giftige Schlangen sind in allen diesen Provinzen zu Hause. Besonders die furchtbare Klapperschlange, die aber aus den bewohnten Gegenden meist verscheucht ist, und nicht über 44° hinauf ausdauert. Kinder tödten sie, und man kocht aus ihr eine schmackhafte Suppe, der Aalsuppe ähnlich. Die Weizenfliege, die seit kurzem die Neu-Yörker Weizenfelder verwüstet, heißt bei den Amerikanern die hessische Fliege. Auch ziehn die trocknen Jahre Heuschreckenheere über das Land und verzehren die Saaten. Die Jagd steht jedem frei und ist durch kein Gesetz beschränkt.

Die Flüsse sowohl als die Meeresküsten sind sehr fischreich. Makrelen, Welse und Lachse steigen in Connecticut bis zu seinem Quell hinauf. Der Hering kömmt auf seinem Kreiszuge nur zu Ende des Winters in diese Gewässer um zu leichen, und der Fang desselben ist unbeträchtlich. Desto ansehnlicher der Makrelen-, Stockfisch- und Wallfischfang. Massachusetts, wozu fast die ganze Ost-

Küste von Neu-England gehört, ist seit den ersten Zeiten der Kolonie im Besitze der wichtigsten Seefischerei und treibt sie jetzt unter allen amerikanischen Staaten allein im Großen. Vor dem Revolutionskriege war die Fischerei dieser Kolonie wichtiger als die Brittische. Der Krieg, welcher jene vernichtete, hob diese. Durch die Nähe der großen Bank von Neu-Foundland und den fischreichen Küsten Mains und Neu-Schottlands, so wie durch die Wohlfeilheit aller Bedürfnisse begünstigt, ist jedoch seit dem Frieden die Fischerei in Massachusetts wieder in Gang gekommen und ist noch immer der Hauptzweig der Industrie und der Handlung dieses Staats. Auf den Makrelenfang an der Küste von Neuschickte Massachusetts im J. 1780 hundert Fahrzeuge aus, die 150,000 Tonnen zurückbrachten und 117,500 Dollar reinen Gewinn gaben. Auf den Stockfischfang liefen nach einem Durchschnitte von 1785 bis 1790 jährlich 539 zu 16,185 Tonnen mit 3287 Mann aus, und brachten 250,000 Centner Fische über 600,000 Dollar werth zurück, wovon ein Drittel nach Europa und zwei Drittel nach Westindien ausgeführt wurden. Das einzige Städtchen Marblehead hatte darunter 90 Schiffe zu 5400 und Gloucester 160 Schiffe zu 3600 Tonnen. Im Jahr 1791 betrug der Fang 254,000 Centner, dagegen die Britten im Jahr 1787 schon 732,000 Centner Stockfisch heimbrachten. Die Zeit des stärksten Fangs ist vom Februar bis zum Oktober. Die größten Fahrzeuge, deren man sich bedient, sind Schooner zu 20 bis 50 Tonnen mit 6 oder 7 Mann. Jeder Schooner macht jährlich 3 bis 4 Fahrten, und bringt gewöhnlich 3 bis 500 Centner zurück. Der Fisch wird am Bord geköpft, ausgenommen und gesalzen, und nach der Heimkunft auf Gerüsten getrocknet. Den Abfall und die Köpfe braucht man zum Schweinefutter und aus der Leber wird Thran für die Riemer gesotten. Die beste Sorte Stockfische geht nach Spanien, Portugal und den Portugiesischen Inseln, von wo die Flotten

hr Seesalz erhalten. Den Wallfischfang be-
reiben die Einwohner Massachusetts, besonders
ie von der Insel Nantucket seit 1715, sowohl in
en nördlichen Gewässern längs der Küste bis zur
Straße Davis hinauf, als in den südlichen Meeren
ei den Azoren, den Capverdischen Inseln, ja selbst
ei den Falklandsinseln. In Norden fangen sie
en fischbeinreichen grönländischen und den soge-
annten rechten Wallfisch; in Süden den Wall-
athgebenden Pottfisch, dessen Thran weit feiner
nd nicht übelriechend ist, so wie den schlechten
chwarzen oder brasilianischen Wallfisch. Beim An-
ange des Revolutionkrieges hatte Massachusetts
49, Nantucket allein 132, ganz Nordamerika 309
Wallfischfänger in See, welche 1,300,000 Dollar
ewannen. Seitdem betreibt nur noch Massachu-
etts diese Fischerei und rüstet gewöhnlich 91 Schiffe
on 5800 Tonnen zum nördlichen, und 31 Schiffe
on 4400 Tonnen zum südlichen Wallfischfange aus.
Nach Th. I. S. 233 verglichen mit S. XLXXVII.
erkaufte dieser Staat im Jahre 1790 dem Aus-
änder für 124,000 Dollar, Wallfisch- und für
0,000 D. Pottfischthran, für 20000 D. Fischbein
nd für 28,000 D. Wallrathlichter. Wie er aber
abei nach S. XLXXVIII. 1,119,287 D. gewinnen
önnte, begreifen wir nicht.

Einwohner. 1. Anzahl.

Neu-England, dessen 4 Provinzen zusammen
enommen nicht viel größer als der Staat von
Neu-York sind, und dessen Einwohner schon seit
eraumer Zeit jährlich in Menge nach den neuen
Staaten Vermont, Kentukk und selbst nach Neu-
York auswandern, enthält noch immer ein volles
Viertel der gesammten Bevölkerung des Staaten-
vereins; jetzt über 1 Million Einwohner, indeß
Neu-York nicht halb soviel und Virginien kaum
800,000 Einw. besitzt. Nach der neuesten Zählung
vom Jahr 1790 enthielten: New-Hampshire
141,885, Main 96,540, West-Massachusetts

378,787, Rhode-Island 68,825 Connecticut 237,946, Vermont 85,539, Neu-York 340,120 Neu-Gersey 184,149 Einwohner. In demselben Jahre hatte das Preuss. Pommern 485,000, die Neumark 270,000, Halberstadt 130,000 und Kleve 96,000 Bewohner. Folglich kommen auf einer geogr. Quadratmeile im Durchschnitte in N. H. 315, in Main 47, in Mass. 738, in Rh. J. 1147, in C. 1067, in V. 207, in N. Y. 137 und in N. G. 581 Menschen. In Halberstadt leben zwar 3,210, dagegen in Pommern nur 957, in Spanien 1130, in Polen 900, in der Türkey 700, in Rußland 310, in Schweden 230, in Norwegen 100, und in Island gar nur 17 Menschen auf einer geogr. Qu. Meile. Folglich sind Rhode-Island, Connecticut und West-Massachusetts (verhältnißmäßig die 3 bevölkertsten Provinzen des Staatenvereins) schon besser als Schweden, Rußland und die Türkey, ja die beiden erstern fast so gut als Spanien bewohnt. Sie sind es auch, aus welchen die neuen Staaten sich mit Einwohnern bevölkern und die Auswanderung aus ihnen ist so beträchtlich, daß dadurch ein bedeutender Überschuß des weiblichen über das männliche Geschlecht veranlaßt wird, in Massachusetts um $\frac{1}{359}$, in Connecticut um $\frac{1}{478}$, in Rhode-Island um $\frac{1}{652}$ der ganzen Volksmenge, indeß in allen übrigen Nordamerikanischen Staaten das männliche Geschlecht unter den Weissen das weibliche (in Vermont jetzt um 1) übertrift. Die Ortschaft Danville im nördlichen Vermont, welche 1788 noch eine Wildniß ohne eine einzige Menschenwohnung war, unterhält jetzt schon eine ansehnliche Miliz und in Neu-Hampshire sind von 1767 bis 1790 nach einer wahrscheinlichen Berechnung 21,550 Kolonisten, fast alle aus den südlichen Provinzen Neu-Englands eingewandert.

2. Klassen der Einwohner. In dem kalten Neu-England ist die Zahl der Neger stets gering gewesen, und auch in Neu-York und Neu-

ersey ist sie im Vergleich mit den südlichen Pro-
inzen, wo ein Drittel der Volksmenge aus Afrika-
ern besteht, nur unbeträchtlich. Schon seit meh-
rn Jahren hat der Staatenverein die Einfuhr
n Sklaven gänzlich verboten; doch war im Jahr
'90 Massachusetts der einzige Staat der Union,
welchem es nicht einen Sklaven (wiewohl 5000
rei-Neger) gab. Vermont hatte ihrer noch 16,
is übrige Neu-England 3870, und Neu-York
,324 und Neu-Gersey 11,423. Indeß machten
selbst in den bey den letztern Staaten nur $\frac{1}{18}$
m Jahr 1756 in Neu-York $\frac{1}{5}$) der ganzen Volks-
enge aus. Strenge Gesetze verboten in Massa-
usetts schon längst die Verheirathung der Neger
it Weissen und erhielten diese Provinz rein von
ulatten.

Von den Ureinwohnern dieser Provinzen, den soge-
annten Indiern, sind nur noch einige unbedeuten-
Spuren übrig. Theils sind sie nach Canada und
n westlichern Provinzen gezogen, theils haben Kriege
weggerafft, und die europäische Lebensart. Im Gan-
n sind sie ein kraftloses, träges Volk, dem Trunk
id Müssiggang ergeben, dessen Trägheit sich selbst in
r Neigung zum andern Geschlechte zeigt. In
eu-England giebt es nur noch einige Ortschaf-
n civilisirter Indier, die desto schneller aussterben,
mehr sie sich den Sitten der Europäer nähern.
uf der Insel Marthas Vienyard lebten 1750
50 Indier. Schon im J. 1772 waren sie bis
uf 11 ausgestorben. Das wüste Ost-Massachu-
tts hatte in der Mitte dieses Jahrhunderts nur
och 828, Neu-Hampshire schon im Jahr 1725
inen einzigen Indischen Bewohner mehr, die auch
Vermont jetzt gänzlich mangeln und in Neu-
ersey bis auf 9 Familien herabgesunken sind. In
hode-Island steigt ihre Zahl auf 500 (?). Hier
rechen sie alle englisch, bekennen sich zum Chri-
enthum, stehn unter ihrem eigenen Richter (Sa-
hem) und besitzen gewisse von der Regierung ihnen

vorbehaltene Ländereien von ½ geogr. Q. M. welche sie verpachten.

Grade so verhält es sich im südlichen Theile von Neu-York. Hingegen war bis zur Revolution der ganze nordwestliche Theil dieses Staats der Siz des von den Adirondaken aus Canada vertriebenen Völkerbundes der sechs Nationen, oder der von den Franzosen sogenannten Irokesen, 6 verwandter Völkerschaften (den Mohaken, Oneidaern, Senekaern u. a. m.,) die einerlei Stammsprache redeten, und ein Trutz- und Schutzbündniß mit einander errichtet hatten. Im vorigen Jahrhundert waren sie so mächtig, daß sie 10,000 Mann ins Feld stellen konnten; allein das Schickſal aller Indianer hat auch sie getroffen. Ihre Anzahl verminderte sich mit jedem Jahre und jezt haben sie mit Inbegriff des in Canada wohnenden Hauptstammes der Mohaken, und einiger andern Indier dieser Gegend höchstens 1400 Krieger und bestehn überhaupt nur aus 6330 Köpfen. Im amerikaniſchen Kriege hielten sie es mit den Engländern. Dafür wurde ihr Land vom General Süllivan 1779 mit Feuer und Schwerdt verheert und ihr Gebiet im Frieden beträchtlich eingeschränkt. Seitdem haben sie daſſelbe größtentheils dem Staate von Neu-York und Privatperſonen käuflich oder gegen jährlichen Grundzins überlaſſen. Jede Nation des Bundes beſteht aus mehrerern Stämmen, deren jedem ein Satſchem als höchſter Richter, und ein Kriegshaupt vorſteht. Beide Würden ſind in einigen erblich; dennoch iſt die Verfaſſung republikaniſch, da ohne Rath der Älteſten und der großen Männer nichts unternommen werden kann. Bundesgeſchäfte werden gemeinſchaftlich beim großen Rathsfeuer verabredet. Im Kriege waren die Irokeſen von jeher wegen ihres wilden Muthes und ihrer Grauſamkeit gegen Gefangene furchtbar; jezt iſt die alte Kraft der Nation durch den Umgang mit den Weiſſen ſehr geſchwächt worden. Eifer zur Jagd fehlt es ſchon den Mehreſten an Lust

nd Thätigkeit, obgleich sie nur wenig Kultur ingenommen haben. Ihr Ackerbau ist nachläßig, hre Wohnung eine geräumige Hütte mit einem unden Dache von Baumrinden. Merkwürdig wäre s allerdings, hätten die Oneidaer sich wirklich zu er S. 752 u. f. beschriebenen Verfassung verei- igt.

Die weissen Einwohner Neu-Englands ind fast insgesammt unvermischter Brittischer Her- unft, daher das Englische hier auch die einzige andessprache ist, die sich sehr rein, jedoch voll eralteter Wörter und zum Theil in einem schlech- en Dialekt erhalten hat. Neue Einwohner aus ngland sind selten; noch seltner Schotten und Ir- änder. Deutsche findet man hier gar nicht. Alles ieses gilt auch von dem aus Neu-England bevöl- erten Vermont. Neu-York hingegen, ur- prünglich eine Kolonie der Holländer, erhielt aus olland seine ersten Anbauer und die Nachkommen er Niederländer sind noch jetzt im südlichen Theile es Staats die zahlreichste Einwohnerklasse, indeß an über Albany hinaus größtentheils Neu-Eng- ische Ansiedler findet. Die Holländer machten noch m Jahr 1790 etwa drey Achtel der Volksmen- e aus. Unter ihnen sind die reichsten und ange- ehensten Landeigenthümer, und ihre Sprache ist in inem ansehnlichen Distrikte die herrschende, dürfte edoch in kurzem aussterben, da die mehrsten Hol- änder ihre Kinder in Englischen Schulen erziehen assen. Deutsche haben sich in den Städten Neu- ork und Albany, auch am Mohawkflusse angesie- elt nnd stammen zum Theil von eingewanderten Pfälzern her. Auch giebt es hier Franzosen und n der Hauptstadt wohlhabende Juden. Grade ieselbe Bewandniß hat es mit Neu-Gersey, elches ehemals mit Neu-York die holländische olonie Neu-Niederland ausmachte. Noch sind ie Niederländer hier die zahlreichsten. Selbst die achkommen der Schweden, die im vorigen Jahr- undert am Delawar die Kolonie Neu-Schweden

errichtet hatten, leben hier unvermischt in ein Paar Gemeinden, sprechen noch jetzt Schwedisch, und werden von Schweden aus mit Predigern versehn.

3. Lebensart, Kultur und Karakter der Einwohner. Die mehrsten Einwohner sind Landleute, die einzeln, mitten in ihren Besitzungen wohnen; doch giebt es unter den Küstenbewohnern Neu Englands viele Fischer und Schiffer. In Massachusetts und Rhode-Island lebt schon ein Viertel der Einwohner in Städten und Flecken, in Neu-York erst ein Achtel, in Neu-Gersey ein Funfzehntel und in New-Hamshire ein Zwanzigstel. Überhaupt sind im Innern des Landes Dörfer, Flecken und Städte erst im Entstehen. In Neu-England, welches von jeher von einem republikanischen Geiste beseelt wurde, herrscht fast eine völlige Gleichheit der Güter. Alle Söhne erben hier gesetzmäßig zu gleichen Theilen. Der Vater hilft den Altern sich ansiedeln und giebt dem Jüngsten den Hof. Da es noch so leicht ist, ein Eigenthum sich zu verschaffen, so heirathet der kraftvolle Landmann sehr früh, und es ist nichts ungewöhnliches, Großmütter von 40 Jahren und einen Mann mit Sohn und Enkel das Feld bestellen zu sehn. Auch herrschen hier unter den wohlhabenden und gastfreien Landleuten noch patriarchalische Sitten: unter andern eine den Probenächten der alten Deutschen oder dem Feestern der Schweizer ähnliche Gewohnheit (carrying) und das sogenannte Bündeln (bundling), ein sonderbarer Gebrauch, der der erwachsenen Tochter des Hauses ohne Gefahr für Tugend und Ehre ihr nächtliches Lager mit dem reisenden Fremdlinge zu theilen erlaubt. Jeder unter ihnen kann fertig lesen, schreiben und rechnen, eine Folge der guten Schuleinrichtungen in den Ortschaften. Auch liest man hier eben so fleißig Zeitungen als in Großbrittanien. Wöchentlich werden 30,000 Stück gedrukt und fast jede Stadt hat ihre eignen Zeitungen und Journale. Ernst, Zurückhaltung, Mässigung, und ein einge-

enes Leben zeichnen die mehrsten Bewohner
s Englands aus. Geldspiele, besonders Karten-
Würfelspiele werden für entehrend gehalten.
vornehmsten Vergnügungen sind Tanz, Jagd,
erliche Übungen, Schlittenfahrten, Schrittschuh-
fen und ähnliche. Doch hat man schon in Boston
certe, Klubbs und Bälle; selbst in den kleinern
idten Familien-Theater und Pikeniks, und unter
Frauenzimmern reißt ein luxuriöses Theetrin-
ein. Überhaupt hat sich die ehemalige Strenge
Puritanismus auch hier sehr gemildert. Pro-
ucht ist der Hauptfehler der Einwohner, den
Schaar von Advokaten zu unterhalten weiß.
In Neu-York ist das Volk schon sehr auf-
nd in die Klasse der Reichen und Armen ge-
lt. Manche der ältesten Familien, die Rense-
, Livingston, Cordland, Philipse, u. a. sind
Besitze ganzer Provinzen, die ihnen vor der Re-
ution ein ausserordentliches Ansehn und mächti-
Einfluß gaben. Der Bauer besaß selten eige-
Land und wurde von dem reichen Landbesitzer
ergedrückt; und der Luxus dieser Landherren
der reichen Kaufleute in Neu-York ließen auch
Bürger nicht aufkommen. Kein Wunder da-
, daß in Neu-York ein überwiegender Hang
Royalismus herrschte. Auch war in der Haupt-
t ein Adel im Entstehn, indem die angesehe-
Familien, zu welchen mehrentheils die Häupt-
der Regierung gehörten, sich schon mit ängstli-
Sorgfalt der Gemeinschaft mit den übrigen Bür-
lassen entzogen. Seit der errungenen Freiheit
eitet die Regierung rühmlich und kräftig diesem
l entgegen und hat unter andern alle Herren-
ste abgeschafft und alle Lehne auf einfache
lehne herabgesetzt; doch herrscht noch in Neu-
k im Ganzen mehr Luxus und Weichlichkeit als
Neu-England. Die jungen Weiber und Mäd-
auf dem Lande putzen sich auffallend und zei-
sich ausser dem Hause immer fein angezogen,
rt und in seidenen Mäntelchen. Die altholländ-

dische Wirthschaftlichkeit und Eingezogenheit, die sonst in der H. St. herrschte, hat besonders der vorige Krieg, wo Neu-York die Haupt-Niederlage der Engländer und voll brittischer Officiere war, vertrieben, und jetzt ist Neu-York die üppigste Stadt in den vereinigten Staaten, wo man völlig auf europäischen Fuß im brittischen Luxus lebt.

Salomon Geßner. Von Johann Jakob Hottinger. Zürich bei Geßner. 1796.

Wer unsern Geßner bisher nur als den liebenswürdigen Dichter und lieblichen Landschaftmaler gekannt hat, wird sich freuen, in diesem patriotischen Freundesdenkmal nicht nur die Geschichterzählung von seiner interessanten Künstlerlaufbahn zu finden, sondern ihn auch als den achtungswerthen Mann und zärtlichen glücklichen Hausvater kennen zu lernen. Diese glückliche und unter den Künstlern leider noch zu seltne Vereinigung in einem berühmten Manne, ist von so ächtem Werthe und für jungen Künstlern ein so nachahmungswerthes und thätiges Beispiel vor Augen, daß wir es uns zur Pflicht machen, unsrer Zeitschrift einen Auszug aus diesem Leben einzuverleiben, der eben nur den historischen Theil derselben und die Charakterzüge und schriftliche Belege enthalten wird, mit welchen die achtungswerthe zurückgebliebne Familie des Dichters den Biographen so erfreulich in den Stand gesetzt, eine treue Darstellung von dem Charakter des vortrefflichen Mannes zu liefern. Sie hat sich dadurch um die bessere Menschheit von neuem verdient gemacht, und sich selbst in den Beweisen, daß unsern glücklichen Sänger der reinsten Liebe ländlicher häuslicher Freuden beglückt und so sein Mannesleben hindurch in froher reiner Stimmung erhalten, das schönste Denkmal gesetzt.

Unser Auszug, den das nächste Stück liefert, alle die Nachrichten und Betrachtungen über den and deutscher Litteratur, als Geßner zu dichten ng, und die weitläuftigen Erörterungen man- aufgeworfnen theoretischen Frage und die zu- en wohl zu umständlichen Widerlegungen alter vergeßner Kritiken über die Werke des vereinig- Mannes zurücklassen; auch die übrigens sehr ressanten und umständlichen Nachrichten von Glücke, welches Geßners Werke in der ganzen tteten europäischen Welt und besonders in Frank- gemacht, nur im Allgemeinen berühren. So d die reichhaltige und mit vielem Fleiß ausgear- ete Biographie des Hrn. H. für jeden Leser, der gerne gründlicher über den wichtigen Gegen- id unterrichten mag, dennoch ihr eignes Inter- behalten.

Deutsche Leser mit feinem ekeln Ohr für die rache werden es mit uns bedauern, daß Hr. H. ie Schrift nicht mehr von Schweizerausdrücken reinigen gesucht hat. Es ist sonderbar, daß die hweizer Schriftsteller nichts das Bedürfniß fühlen, e Schriften vor dem Druck einem deutschen lit- arischen Freunde zur Durchsicht zu geben; sie ßten denn fürchten, ihren eignen Landsleuten da- ch fremde zu werden. Geßner selbst blieb nicht ng frei von Helvetismen. Doch ist dieses eine inigkeit: ein wichtigerer Wunsch wäre vielleicht, ß der Biograph des Darstellers der edelsten Ein- t auch in seiner Darstellung des Künstlers selbst n Ton der edlen Einfalt reiner gehalten hätte.

Ein gutes Kupfer von Lips nach Graf liefert ziemlich ähnliches Bild des vereinigten Dich- s.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

VI.

Fritzchen.

Es sieht sich so hell,
Es läuft sich so schnell
Im Blüthen-Tanze der Tage.
Kein Baum ist zu hoch,
Kein Schiffchen zu wog,
Ein Brett bequemliche Lage.

Es stürmet der Hain,
Die Kraniche schrein,
Horch auf, wie närrisch das klinget.
Längst hab' ich's gedacht,
Mein Plänchen gemacht,
Daß dies den Schneemann mir bringet.

Die Mutter friert zwar,
Und zählet wol gar
Die Reiser kärglich in's Feuer:
Ich hole sie her,
Und friere nicht mehr,
Mir scheint die Feurung nicht theuer.

Großmütterchen winkt:
Sieh, Fritzchen, es sinkt
Sich krümmend langsam zum Grabe.
Wer denket daran!
Großmütterchen kann
Noch lang sich lehnen am Stabe.

Kind war sie wol auch?
Und hatt' es im Brauch
Wie ich zu regen die Glieder:

Doch wenn ich's beſeh',
Auf Sommer folgt Schnee,
Und Blumen wachſen dann wieder!

So wird's auch geſchehn!
Wie dieſe ſich ſ'n,
Gehſt du vom Winter zum Lenze,
Kein trauriges Grab!
Siehſt freundlich herab,
Wenn ich's mit Roſen umkränze.

Und Roſen ſind ja,
So reichlich mir da,
In jedem Hecken-Gewinde.
Lieb Väterchen ſagt
Von Dornen — und klagt.
Mir heilen Wunden geſchwinde!

Auch meint er wol mehr.
Seufzt: alles iſt ſchwer
Und jeder Tag iſt voll Sorgen —
Wie hätt' er nicht Muth!
Er iſt ja ſo gut,
So freundlich Abend und Morgen.

Die Zukunft — ach, die! —
Lieb Väterchen, ſieh
Die Abendwolken ſo ferne!
Sie kreuzen ſich hart,
Und trennen ſich zart
Und lieblich glänzen die Sterne!

— m. —

Inhalt des fünften Stücks.

I. Michaelis und Reiske von Schlözer. Anhang zu Michaelis litterarischen Briefwechsel. . . . . S. 161

II. Auf Thatsachen gegründetete Erörterung der Frage: darf Hamburg und dürfen die Hanseestädte den französischen Gesandten in jetzigen Zeitumständen anerkennnen? Vom Herrn Prof. Büsch. Im März. 1796. 229

III. Probe einer neuen Übersetzung von Shakespeare's Werken. Aus Romeo und Julie, die dritte Scene des fünften Akts. . 245

IV. Anweisung zur Aussaat und Verpflanzung des Akazienbaums. Ein Auszug aus den 6 ersten Heften des bereits angezeigten Journals vom Herrn Regierungsrath Medicus in Mannheim. 260

V. Über die Aufführung der Gluckschen Oper Alceste, auf dem Königl. Operntheater zu Berlin von 1796. Aus dem Briefe eines Künstlers. . . . . 2[illegible]

VI. Neue deutsche Werke. 1) Christoph Daniel Ebelings, Prof. der griech. Sprache am Hamb. Gymnasium, Erdbeschreibung u. Gesch. von Amerika. Die vereinten Staaten von Nordamerika. Hamburg bei C. E. Bohn. Band I. 1793 (LXXIV. u. 877 S.) Band II. 1794 (1135. S.) Band III. 1796 (676. S.) Auch unter dem Titel: D. A. F. Büschings Erdbeschr. Th. 7. (für die ältere) Th. 13. (für die neuste Aufl.) welche Amerika begreift. B. 1-3. Ausgearb. v. C. D. Ebeling. 2[illegible]

2) Salomon Geßner. Von Johann Jakob Hottinger. Zürich bei Geßner. 1796. . . 3[illegible]

VI. Fritzchen. . . . . 3[illegible]

Deutschland.

Gefärbte Weisheit handelt und täuscht und trügt
Um schnöden Vortheil. Füchse schleichen
Unter des Löwen Gewand' und mancher
Ahitophel veradelicht sein Geschlecht
Durch niedre Lisken.

Herder.

Sechstes Stück.

Berlin, 1796.
Bei Johann Friedrich Unger.

) e u t ſ ch l a n d.

— — — — Aber die Larve ſinkt,
Die Sonne bricht hervor durch alle
Täuſchende Nebel. Da fällt der Gyps ab
Von buntgemahlten Wänden. Das nackte Haus
Steht ſcheuslich da. Sie zittern am Tagesſtrahl
Die Eulen: denn die Mittagsſonne
Leuchtet am Himmel, und ſie erblinden.
Herder.

Sechstes Stück.

I.

Über das Verhältniß der ſeßgebenden und richterlichen Gewalt.

ie meiſten neuern Staatsrechtslehrer und mit en Kant (zum ewigen Frieden S. 12.) ſetzen s Weſen einer freien Staatsverfaſſung in die nnung der geſetzgebenden und exekutiven, beſon- s der richterlichen Gewalt. Sie haben ohne eifel Recht, wenn ſie die Freiheit nicht als einen Demokratie ausſchließlich zukommenden Vorzug rachten, und wenn ſie ſogar behaupten, daß die lksverſammlungen deswegen der Freiheit ſo ge-

fährlich sind, weil sie sich an keine Gesetze binden. Es läßt sich auch wohl begreifen, warum das ganze Volk, von dessen Willkühr die Gesetze selbst abhängen, sich über diese Gesetze erhaben glaubt, und sich von der Beobachtung derselben ohne Bedenken dispensirt.

Dagegen scheint es wesentlich nothwendig zu seyn, daß der, welcher das Gesetz zur Ausübung bringen kann, sich nicht selbst die Gesetze gebe, die er anwenden soll. Gegen diese auch von Kanten angenommene Meinung hat Fichte in der Einleitung zu seiner Grundlage des Naturrechts einige nicht unerhebliche Gründe aufgestellt. Er glaubt nehmlich, daß der große Haufe, er mag in den Primärversammlungen oder in den Zusammenkünften der Repräsentanten versammlet seyn, zur Gesetzgebung wenig tauge, und daß Niemand dazu geschickter sey, als der, welcher die Gesetze zur Anwendung bringen soll. Wenigstens ist soviel gewiß, daß ihm dabei ein wichtiger Einfluß, wenigstens ein Veto verstattet werden müsse.

In der That liegt auch der Despotismus, welchen Kant von der Vereinigung der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt besorgt, nicht in dieser Vereinigung selbst, sondern nur in den Mißbräuchen, welche aus dieser Vereinigung entstehen können. Es schadet mir nichts, daß eben der, wel-

das Gesetz gegeben hat, es auch gegen mich
Anwendung bringt, wenn er nur das vorher-
ene Gesetz, nach welchem ich meine Handlun-
ingerichtet habe, oder einrichten sollte, wirk-
efolgt. Ich kann vielmehr voraussetzen, daß
Gesetzgeber selbst das Ansehn seines eignen
;es besser behaupten werde, als ein andrer.
Nur denn geräth meine Freiheit in Gefahr,
der Richter willkührlich verfährt, d. i. wenn
) nicht an das Gesetz bindet. Wenn ich also
icher seyn könnte, daß der Gesetzgeber das
hm selbst gegebene Gesetz immer beobachten
:, so müßte die Vereinignng der gesetzgeben-
und richterlichen Gewalt eher nützlich als
ich seyn. Die Gefahr besteht also nur darin,
er, welcher willkührlich Gesetze geben kann,
leicht verleitet wird, zu glauben, daß es
weniger in seiner Willkühr stehe, ob er auch
egebne Gesetz zur Anwendung bringen wolle.
rhin möchte er die Gesetze nach Belieben ver-
1, wenn er nur das neue Gesetz nicht auf
orhergehenden Fälle anwendet: aber nicht
Grund besorgt man, daß der Gesetzgeber,
r sein Gesetz nach Belieben verändern kann,
och nicht gegebne Gesetz schon auf die vor-
)enden Fälle anwenden und zulezt gar kein
als seine Willkühr anerkennen werde.

Diesem Übel wird nicht besser vorgebeugt, als indem erstlich die zu schnelle Veränderung der Gesetze gehindert, und zweitens die Ausübung der gesetzgebenden und der richterlichen Gewalt, wenn sie sich auch zulezt in dem Oberherrn vereinigen sollten, dennoch in den Fällen, wo sie sich äußern, sorgfältig geschieden werden.

Zum ersten Zwecke dienet die Anordnung einer Gesetzkommission, welche über jedes neue Gesetz vorher vernommen werden muß, wenn ihr auch keine entscheidende Stimme eingeräumt seyn sollte.

Der zweite Zweck wird erreicht, wenn der welchem die oberste Staatsgewalt zukommt, zwar die genaueste Aufsicht über die Richter führt, aber sich selbst des Richteramts enthält, wozu er ohne dies keine Muße hat.

Glücklicherweise vereinigen sich beide Umstände bei der Preussischen Rechtspflege. Nicht nur der Landesherr, sondern auch der Staatsrath enthält sich der unmittelbaren Rechtsverwaltung. Beide führen nur die Aufsicht darüber, und wirken in vorkommenden Fällen nur durch die Bestätigung. Ja, wenn auch dieselben Personen zuweilen verschiedene Ämter verwalten, wovon sich das Eine auf die Gesetzgebung, das Andere auf Ausübung der richterlichen Gewalt bezieht, so geschieht doch dies in verschiedenen Kollegien und auf eine solche

, daß gesetzgebende und richterliche Gewalt bei
Ausübung selbst geschieden sind.

Wirft man aber ferner die Frage auf, wie
n eine solche Trennung gesichert werden, so ge-
deren Entscheidung nicht hieher, weil die bloße
inung der verschiedenen Gattungen der Staats-
alt noch kein Gegengewicht bewirckt, und es
ganz andere Frage ist, wie eine gewisse Ver-
ng sicher gestellt werden könne, und ob es
lich sey, die Staatsgewalt durch Gegenwir-
der darin enthaltenen Rechte zu schwächen.
s kann es helfen, daß ein andrer Gesetzgeber,
andrer Richter ist, wenn der Gesetzgeber das
führliche Verfahren des Richters nicht einschrän-
kann, und der Richter keine Mittel in Händen
schlechte Gesetze zu hindern? Was soll, was
n die Mißbräuche heben, wenn die öffentliche
am dazu nicht hinreicht, wenn das Publikum
das Ephorat übernehmen will und darf? Es
eine dritte Macht die Aufsicht führen! Wer
aber die allmächtigen Ephoren in ihren Schran-
halten? Müssen Schlözers freiwillige Stände
ummen, so weiß ich keine Hülfe, weder in der
okratie, noch in der Monarchie. Doch davon
andermal. Hier ist es genug, gezeigt zu ha-
daß die bloße Vereinigung der gesetzgebenden
richterlichen Gewalt in einem Oberhaupte des

Staats bei weitem so nachtheilig nie ist, als man sich vorstellt; daß aber alles verloren ist, wenn die Justiz schlecht verwaltet, oder in ihrem ruhigen und festen Gange gestört wird.

E. F. Klein.

II.

Ich bin ein moralisches Wesen.

ıter allem, was ich weiß, ist das das gewisseste, ; ich Pflichten zu erfüllen habe. Eine Stim- in mir ruft mir mit der größten Vernehmlich- zu: Du sollst, und ich kann eben so wenig dem Dasein meiner Pflicht, als an dem Dasein iner Vorstellungen, der Dinge in und auſſer mir eifeln. Wenn ich etwas thun soll wenn etwas ine Pflicht ist; so bin ich sicher, daß jedermann es für meine Pflicht erkennt, es billiget, wenn ihr folge, und wenn ich so handle, wie ich ndeln soll. Denn, wenn er eine Handlung für ine Pflicht erkennt, so erkennt er auch, daß sie shehen solle, und muß sie also billigen, wenn sie shiehet. Dieses Sollen legt mir eine Verbindlich- it auf, von der ich mich nie lossprechen kann. ch mag einen Versuch machen welchen ich will, ich zu bereden, daß ich die Lüste meiner Sinne ich Belieben befriedigen dürfe, wenn sie stark id heftig werden, daß ich wohl andere betrügen

dürfe, wenn es mir großen Vortheil und ihnen nicht sonderlichen Schaden bringt. Ich kann mich wohl einen Augenblick betäuben; meine Neigungen können Herr werden und thun was ihnen gefällt. Aber der Zuruf der Pflicht kehrt bald lauter und nachdrücklicher in mich zurück und erfüllt mich mit Bitterkeit und Reue. Oder wenn ich es auch so weit gebracht hätte, daß sich meine moralische Natur durch jene Gefühle nicht mehr ankündiget; so kann ich doch mein Gemüth nimmermehr so weit verlieren, daß ich die Handlungsweise, die der Pflicht wiederstreitet, in mir oder andern achten und das Gegentheil verachten könnte. Achtung folgt unwillkührlich und unvermeidlich der Handlung aus Pflicht, und eben so nothwendig trift die Verachtung pflichtwidrige Handlungen, ich mag sie in mir oder in andern antreffen. Sobald ich mich über eine pflichtwidrige Handlung annehme, muß ich das Urtheil über mich selbst aussprechen, daß ich das Gegentheil hätte thun sollen; ich verdamme mich unwillkührlich für jede Übertretung der Pflicht, und meine Vernunft bietet mir nicht einen triftigen Grund zur Rechtfertigung oder Entschuldigung an, der nicht durch den lautern und gewisseren Zuruf des Sollens wieder vernichtet würde.

Diese Stimme der Pflicht ist nicht bloß in

ch, sie ist an alle Menschen gerichtet. Alle müs-
i sie, mit dem Erwachen ihrer Vernunft, hö-
i, so sehr sie sich auch dagegen betäuben mögen.
ag der Betrüger sich über seinen Raub freuen;
ig der schändliche Wollüstling in den Armen ei-
: Phryne der Keuschheit spotten, mag er selbst
s den Thränen der von ihm betrogenen schönen
schuld Wollust saugen; mag der Bösewicht es
ch und nach über sich erhalten, daß er seine
uldfreien Brüder mit kaltem Blute ermordet, und
r die Freuden der Rache, des Ehrgeizes oder des
gennutzes dabei fühlt. Achtung kann ihnen diese
meintliche Großgeisterey doch; auch in ihren eignen
gen nicht gewähren. Immer schallt es in ihren
rzen wieder, daß sie das Gegentheil hätten thun
len; und wenn sich ihnen unvermuthet Beispiele
fdringen, wo die gewissenhafteste Schonung des
mden Eigenthums, die schwerste Enthaltung des
nlichen Triebes, die höchste Schätzung des Men-
enlebens in Andern, aus Achtung gegen die
licht sichtbar ist; so werden alle jene Helden sich
im der Hochachtung gegen Beispiele dieser Art
ehren können. Wenn die Tugend in Person
cheint; so zwingt sie auch den verworfensten Bö-
ıicht Verehrung ab, und läßt ihn seine eigne
einheit fühlen.

Aber gesetzt, es fände sich auch unter den ver-

nünftigen Wesen eines, das die Stimme der Pflicht nicht in sich wahrnähme, dem der Trieb seiner Natur das höchste Gesetz wäre, der nur wollte, weil er müßte, nie weil er sollte; so bin ich mir bewußt, daß ich zu einer andern Gattung von Wesen gehöre, als du vernünftiges Thier ohne Pflicht! Ich beneide dir dein Loos nicht. Du bist ein bloßes Spiel der Natur und mußt ihr dazu dienen, wozu sie dich gebrauchen will. Die Vernunft hat sie dir gegeben, so wie sie dem Thiere Instinkt verliehen hat. Schmeichle dir ja keines Vorzugs vor diesem! Wer weiß, ob die Vernunft ein so sicheres und gutes Mittel ist, dir den Genuß zu verschaffen, wornach du strebst. Mit mir aber, unseliges Mittelding, kommst du nicht in Gemeinschaft! Ich will dich brauchen, wie ich mein Pferd und meinen Hund brauche, wenn dich die Natur nicht etwa gar zu feindselig gemacht hat. Aber verlange nicht, daß ich mit dir Verträge schließen und Gesellschaften errichten soll. Deine Versprechen sind nichts; denn wer weiß, ob dich nicht dein Vernunftinstinkt morgen anders leitet als heute. Du bist bloße Natur, du stehst unter mir! Ich muß dich nach meinem Wohlgefallen brauchen und handhaben können, und, wenn ich dich auch misbrauche so bist du es doch nicht, der mich deshalb zur Re-

chenschaft ziehen kann, denn du hast keine Rechte, weil du keine Pflichten hast.

Für mich ist unter allem was gewiß ist, das das gewisseste, daß ich tugendhaft seyn soll. Wozu in der Natur meine Kräfte bestimmt seyn mögen, wozu das Wesen, welches Alles ordnet und regiert, das gebrauchen will was ich um mich sehe, darüber kann ich oft zweifelhaft bleiben; wozu ich aber mich selbst bestimmen soll, welches Ziel ich mir in allen meinem Thun und Lassen setzen soll, darunter findet in mir nicht der allerkleinste Skrupel statt. Folge deiner Pflicht ist mit goldnen, hellen und unauslöschlichen Buchstaben in mein Herz geschrieben. Der gute Wille ist das Ziel, welches in weiter Ferne über eine ungeheure Menge Zwischendinge im Sonnenglanze hervorragt, wornach ich allein streben soll, und worauf das Auge meines Gewissens unaufhörlich gerichtet ist, und die Tugend ist der schmale und einzige Pfad, der mich dahin führet.

Es ist etwas in mir, das Achtung heißt, ein seltsames ganz eignes Gefühl der Werthschätzung und Verehrung. Nichts in der ganzen Natur kann es rege machen, als nur allein die Vorstellung, daß um des Sittengesetzes willen etwas da sey. Bey allem was ich sehe, frage ich: wozu ist es gut? und nur nach den Zwecken zu welchen es dient, schätze

ich seinen Werth. Aber es giebt etwas, wobei ich nicht mehr frage, wozu es gut sey, wozu es nütze, das ich für an sich selbst und absolut gut erkläre. Dieses ist der gute Wille und das Wesen, das ihn besitzt. Der gute Wille oder das unaufhörliche ernstliche Streben, die größtmöglichste Anstrengung aller Kräfte, um das zu thun, was die Pflicht und das Sittengesetz fodert, ist unter allen das höchste, absolute und an sich schätzenswürdige Gut. »Verstand, Witz, Urtheilskraft, und wie die Talente des Geistes sonst heißen mögen, oder Muth, Entschlossenheit, Beharrlichkeit im Vorsatze, als Eigenschaften des Temperaments, sind ohne Zweifel in mancher Absicht gut und wünschenswerth; aber sie können auch äußerst böse und schädlich werden, wenn der Wille, der von diesen Naturgaben Gebrauch machen soll, und dessen eigenthümliche Beschaffenheit darum Charakter heißt, nicht gut ist. Mit den Glücksgaben ist es eben so bewandt. Macht, Reichthum, Ehre, selbst Gesundheit und das ganze Wohlbefinden und Zufriedenheit mit seinem Zustande unter dem Nahmen der Glückseligkeit, machen Muth, aber hierdurch öfters auch Übermuth, wo nicht ein guter Wille da ist, der den Einfluß derselben aufs Gemüth und hiemit auch das ganze Princip zu handeln berichtige und allgemein zweckmäßig mache, ohne zu erwähnen,

daß ein vernünftiger unparteiischer Zuschauer sogar am Anblicke eines ununterbrochenen Wohlergehens eines Wesens, das kein Zug eines reinen und guten Willens ziert, immer mehr ein Wohlgefallen haben kann, und so der gute Wille, die unerläßliche Bedingung selbst der Würdigkeit glücklich zu seyn, auszumachen scheint. — Einige Eigenschaften sind sogar diesem guten Willen selbst beförderlich und können sein Werk sehr erleichtern, haben aber dennoch keinen innern unbedingten Werth, sondern setzen immer noch einen guten Willen voraus, der die Hochschätzung, die man übrigens mit Recht für sie trägt, einschränkt und es nicht erlaubt, sie für schlechthin gut zu halten. Mäßigung in Affekten und Leidenschaften, Selbstbeherrschung und nüchterne Überlegung sind nicht allein in vielerlei Absicht gut, sondern scheinen sogar einen Theil vom innern Werthe der Person auszumachen; allein es fehlt viel daran, um sie ohne Einschränkung für gut zu erklären, (so unbedingt sie auch von den Alten gepriesen werden). Denn ohne Grundsätze eines guten Willens können sie höchst böse werden, und das kalte Blut eines Bösewichts macht ihn nicht allein weit gefährlicher, sondern auch unmittelbar in unsern Augen noch verabscheuungswürdiger.

Der gute Wille ist nicht durch das, was er bewirkt oder ausrichtet, nicht durch seine Tauglichkeit zu Erreichung irgend eines vorgesetzten Zweckes, sondern allein durch das Wollen d. i. an sich gut, und für sich selbst betrachtet, ohne Vergleich weit höher zu schätzen, als alles, was durch ihn zu Gunsten irgend einer Neigung, ja wenn man will, der Summe aller Neigungen nur immer zu Stande gebracht werden konnte. Wenn gleich durch eine besondere Ungunst des Schicksals oder durch kärgliche Ausstattung einer stiefmütterlichen Natur, es diesem Willen gänzlich am Vermögen fehlte, seine Absicht durchzusetzen, wenn bei seiner größten Bestrebung dennoch nichts von ihm ausgerichtet würde, und nur der gute Wille (freilich nicht etwa ein bloßer Wunsch, sondern als die Ausbietung aller Mittel, so weit sie in unserer Gewalt sind) übrig bliebe: so würde er, wie ein Juwel doch für sich selbst glänzen, als etwas, das seinen vollen Werth in sich selbst hat. Die Nützlichkeit oder Fruchtlosigkeit kann diesem Werthe weder etwas zusetzen noch abnehmen. Sie würde gleichsam nur die Einfassung seyn, um ihn im gemeinen Verkehr desto besser handhaben zu können, oder die Aufmerksamkeit derer, die noch nicht genug Kenner sind, auf sich zu ziehen, nicht aber

um ihn Kennern zu empfehlen, und seinen Werth zu bestimmen.« *)

Der gute Wille und das Gesetz welches ihn bestimmt und in demselben handelt, ist es also, welches diese absolute Werthschätzung, Achtung genannt, erzeugt. Nur um deswillen und nur in so fern legen wir einer Person innere Würde d. h. einen mit andern nützlichen Sachen gar nicht vergleichbaren Werth bei, als wir das Bewußtseyn des moralischen Gesetzes oder wenigstens die Anlage dazu, und den Willen es zu befolgen in ihr bemerken.

Und dieses Gesetz, welches sich in der Gestalt der Pflicht in jedes Menschen Herzen findet, wendet sich mit einer eigenthümlichen Art von Nothwendigkeit zu uns, die sich in der weiten Natur nirgends findet, die sogar der Natur **) und ihren Gesetzen, so viel ich diese zu denken vermag, wider-

*) Kant's Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, Seite 1 bis 3.

**) Der Ausdruck Natur, und was damit zusammenhängt führt einige Zweydeutigkeiten bei sich, daher hier zum Behuf ungelehrter Leser folgende Erläuterung stehen mag: Man versteht 1, unter der Natur den Inbegriff aller sinnlichen Gegenstände oder alles dessen was durch die Sinne wahrgenommen werden kann, in wiefern dasselbe als ein durch Gesetze verknüpftes Ganze gedacht wird. Dahin gehören also nicht nur die Gegenstände äusserer Sinne, die Materie und deren mannichfaltige

spricht. Die Naturgesetze drücken das aus, was geschie-
het und gar nicht anders geschehen kann; die Dinge
müssen

Abänderungen der Körper, sondern auch alle Verände-
rungen in uns, welche Gegenstände des innern Sinne sind,
als Gefühle, Begierden, Gedanken u. s. w. Der Inbegriff
der äusseren Gegenstände im Raume heißt die äußere,
der Inbegriff der inneren Veränderungen, welche nicht
Bewegungen sind, die innere Natur. Die Gesetze nach
welchen die Veränderungen dieser Gegenstände wirklich
erfolgen, heißen Naturgesetze, und was den Natur-
gesetzen gemäß geschieht heißt natürlich. So ist, daß
ein Mensch, der eine große Quantität Arsenik verschluckt,
sterbe, ein Naturgesetz, und es ist also ganz natürlich,
daß er dadurch getödtet wird. Der Natur in dieser Be-
deutung steht das Übernatürliche oder das Über-
sinnliche entgegen d. i. der Inbegriff derjenigen Ge-
genstände, welche durch Sinne gar nicht wahrgenom-
men werden können, weder durch den innern noch durch
die äußern. Nach der Kantischen Philosophie ist gar
keine Erkenntniß dieser übersinnlichen Gegenstände mög-
lich, weil unser Verstand zwar sinnliche Gegenstände
denken kann, aber für sich allein, ohne Beihülfe der
Sinne, keinen Gegenstand zu erkennen fähig ist. Den-
noch aber nehmen wir ein Gesetz in uns wahr, das
gar kein Naturgesetz ist, nehmlich das Moralgesetz oder
das Gebot der Pflicht, welches uns zu dem Schlusse be-
rechtiget, daß wir zu der übersinnlichen Welt gehören,
weil es wirklich ein Gesetz übersinnlicher oder intellectuel-
ler Wesen ist, ob wir gleich dadurch nicht die mindeste
Erkenntniß von diesem übersinnlichen Theile in uns er-
langen, sondern nur ein Bewußtsein des Gesetzes haben,
welches ihm ausgelegt wird. 2) Der Ausdruck Natur
bedeutet uns öfters und eben so gewöhnlich den Inbe-
griff aller nothwendigen Bestimmungen und Eigen-
ten

müssen ihnen folgen. Wenn es ein Naturgesetz ist, daß jedes Ding in der Sinnenwelt seine Ursache habe; so muß auch wirklich von jeder Begebenheit eine Ursache da seyn. Ließe sich nur ein einziger Gegenstand finden, der keine Ursache hätte; so würde das Gesetz in seiner Allgemeinheit zerstört und verlöhre seine Gültigkeit. Naturgesetze verlangen demnach, daß etwas nothwendig geschehe und die mit ihnen verknüpfte Nothwendigkeit heißt die natürliche. Diese Nothwendigkeit ist auch der ganzen Natur eigen, und macht selbst ihr Wesen aus. Ihre Äußerungen und näheren Bestimmungen erkennen wir daraus, daß etwas immer so und nie anders geschiehet, geschähe

ten welche ein Ding ausmachen. So redet man von der Natur des Goldes, der Luft, der Pflanzen, der Thiere, der Menschen. In diesem Falle können wir sagen, daß der Mensch eine moralische Natur habe, ob wir gleich das Moralische in demselben nicht zur Natur in dem vorher erklärten Sinne rechnen. Der freye Wille, kann man in diesem Sinne sagen, ist dem Menschen natürlich, obgleich der freye Wille gar nichts natürliches ist und unter gar keinen Naturgesetzen steht. Denn, die Freiheit ist dem Menschen natürlich, heißt nur, sie gehört zu seinem Ich nothwendig, obgleich damit keinesweges gemeint ist, daß sie auch nach Naturgesetzen in ihm etwa eben so wie sein Körper und sein Geistestalent entsprungen und also ein sinnlicher Gegenstand wie dieser sey.

Wenn man mit uns annimmt, daß übersinnliche Dinge für uns nicht erkennbar sind, und daß die sinn-

es nur ein einziges Mahl anders; so würden wir sogleich gestehen müssen, daß wir uns in der Bestimmung des Naturgesetzes geirrt, und eine bloß zufällige Folge für eine nothwendige gehalten hätten. Würden wir nur durch eine einzige Erfahrung belehrt, daß ein Körper nicht schwer sey, ein Stück Gold nicht verkalke, eine Pflanze keine Säure gebe, wenn die bisher dafür gehaltenen Ursachen angewandt werden; so müßten wir die allgemeinen Sätze, welche das Gegentheil aussagen, aufgeben. Denn sobald wir überzeugt sind, daß ein Ding eine natürliche Ursache des andern sey; so halten wir es für unmöglich, daß das andere nicht erfol-

lichen Gegenstände allein die Sphäre des Erkenntnisses für uns bestimmen, daß aber doch das Übersinnliche uns sich durch ein Gesetz, nemlich durch das moralische Gebot ankündiget, und daß sich auf dieses Gebot eine Menge Erkenntnisse gründen lassen; so erkennet man wie die Sphäre aller menschlichen Erkenntniß sich in die natürliche und moralische Erkenntniß zerspalte, und wie das moraliche dem natürlichen oder physischen wirklich entgegenstehet, ohne uns doch zu einer eigentlichen Erkenntniß des Übersinnlichen zu verhelfen, da uns blos das Gesetz, aber nicht die Gegenstände oder die Wesen, welche diesen Gesetzen folgen, in wie weit sie das Vermögen dazu besitzen, d. h. übersinnlich sind, erkennen. Wenn wir von der Natur oder von dem Natürlichen überhaupt reden, so wird allemal das Recht im Sinne oder dessen Gesetz darunter verstanden; wird aber von der Natur des Menschen, von der Natur Gottes geredet: so wird der Ausdruck in der zweiten Bedeutung gebraucht.

gen könne. Alle Naturnothwendigkeit erhellt also zugleich aus ihrem Erfolge und aus den mit ihr übereinstimmenden Thatsachen.

Ganz anders aber verhält es sich mit derjenigen Art von Nothwendigkeit, welche in der Pflicht ausgedrückt wird, und die auch im Gegensatze der natürlichen moralische oder sittliche Nothwendigkeit heißt. Jene zwingt, diese verbindet. Daher die Wirkung von jenem Zwange von dieser Verbindlichkeit ist. Diese behält ihre Gültigkeit, wenn auch keine einzige Thatsache aufgewiesen werden könnte, welche durch sie wirklich geworden ist. Sie sagt nemlich aus, was geschehen soll, nicht was wirklich geschehen muß. Dieses Sollen bleibt und behält seine Gültigkeit, wenn auch das, was dadurch geboten wird, niemals geschehen wäre, oder auch künftig nie geschähe. Wenn es auch nie einen ehrlichen und gerechten Menschen gegeben hätte; so leidet es doch keinen Zweifel, daß es alle Menschen hätten seyn sollen und daß es alle, die noch je leben werden, seyn sollen. Das sittliche Gebot dauert immer fort, wird von jedermann für gültig erkannt, ob man sich gleich bewußt ist, daß man es nicht befolgt hat.

Dieses sittliche Gebot in mir, ist also etwas, das mich von der übrigen Natur ganz auszeichnet, und ich bin dadurch genöthigt, mich zu einer

ganz andern Klasse von Wesen zu rechnen, als diejenigen sind, welche den Gesetzen der natürlichen Nothwendigkeit folgen müssen. Zwar nehme ich auch vieles an mir wahr, das für nichts als für eine Wirkung der Natur geachtet werden kann. Mein eigner Körper und dessen künstlicher Bau, das Leben, das ihn bewegt, die Sinne, der Verstand, kurz alle meine körperlichen und geistigen Kräfte, deren Wirkung sich in der Welt zeigt, meine inneren und äußeren Vermögen, was sind sie anders, als Geschenke der Natur, nach ihren Gesetzen hervorgebracht und geordnet? Mit allem was ich an mir sehe und empfinde, gehöre ich dir an, Natur! Aber Eins nehme ich in mir wahr, wodurch ich mich von deinen Gesetzen als unabhängig denken muß. Ich soll. So lautet keins deiner Gesetze. Denn ich kann auch diesem Sollen nicht folgen, und soll ich. Wärst du es, der mir hier unterworfen wäre, so müßte ich. In wie fern ich also soll, stehe ich nicht unter der Natur. Ich bin also kein blos physisches oder natürliches; ich bin auch ein moralisches oder sittliches Wesen. Als ein physisches Wesen gehöre ich der Natur, bin ihren Gesetzen und ihrem Zwange unterworfen. Zeugung und Wachsthum, Gesundheit und Krankheit, Klugheit und Einfalt, Leben und Tod ist das Werk der Natur, und ich folge hierin

hren Geſetzen, weil ich muß. Als ein moraliſches Weſen aber erkenne ich mich nicht als ihren Unterthan. Sie kann meinen Körper zerſtören, mir Schwerzen verurſachen, mich ſelbſt meines Verſtandes- und Vernunftgebrauchs berauben, aber mich zwingen, daß ich meinen Willen ändere, daß ich ſtatt des guten eines böſen oder ſtatt des böſen einen guten Willen annehme, das kann ſie nicht, wenn ich nicht will. Der bloße Gedanke daß ſie es könnte, würde den Begriff eines Willens, der ein Sollen für ſein Geſetz erkennt, zerſtören. Wo bloß Natur iſt kann keine Pflicht ſeyn. In mir alſo mehr als Natur. Ich habe Pflichten, und bin daher ein moraliſches Weſen.

Die Pflicht wird aber auch nicht etwa bloß als etwas Zufälliges, zu meiner Natur nicht Gehöriges, durch äußere Umſtände Hervorgebrachtes angekündiget. Ich und jeder Menſch muß ſie ſich als einen weſentlichen Theil ſeiner Natur vorſtellen. Ihr Begriff beruhet auf etwas Urſprünglichem in uns, das jeder erfährt, ſobald er zu einem gewiſſen Grade des Selbſtbewußtſeyns gelangt; das dem Tugendhaften wie ein ſanftes himmliſches Licht begleitet und ihn den Weg zu ſeiner Beſtimmung mit der größten Sicherheit zeigt, und das den Frevler oft wie ein Blitz überraſcht und ihn ſich ſelbſt in ſeiner ganzen Niedrigkeit darſtellt, ſo viel

er sich auch Mühe gegeben hat, seine Augen vor diesem Anblicke zu verschließen. Unvermerkt verdammt der Böswicht sein eignes Verbrechen in andern, und weit entfernt, daß er aller moralischen Beurtheilung entsagen sollte, kann er nichts über sich erlangen, als nur das Unmoralische seiner Thaten sich selbst verbergen, und dadurch die Vorwürfe seines Gewissens mildern oder unterdrücken, damit ihn die dadurch verursachte Pein in dem Raube seines Genusses nicht allzu empfindlich unterbreche.

Es ist völlig umsonst, diese Sprache des Gewissens von frühen Eindrücken, von Erziehung, Gewohnheit oder von andern zufälligen Verhältnissen ableiten zu wollen. Denn nicht zu gedenken, daß äußere Umstände nie allein so etwas Allgemeines hervorbringen können, so setzt selbst das Beurtheil von Pflicht, die Pflicht selbst schon voraus. Die Pflicht geht aus der Vernunft des Menschen selbst mit großer Reinigkeit hervor, und die Erziehung, Gewohnheit und noch mehr die Neigungen und Leidenschaften können den Begriff derselben frühzeitig verderben und verfälschen. Und so wird oft etwas für Pflicht gehalten, was sie nicht ist, und eine falsche Anwendnung des Pflichtbegriffes gemacht. Sie selbst aber ist in der Vernunft gegründet, und leidet durch diese Irrthümer der Urtheilskraft keine Veränderung. Die Ver-

ſt es, welche uns befiehlt andern Menſchen eben ſo
jut Rechte einzuräumen als uns ſelbſt, fremde Rechte
ıicht zu verletzen, unſre Neigungen durch das Sit-
engeſetz in Schranken zu halten u. ſ. w. Sie be-
'efiehlt uns dieſes nicht bloß, weil es vortheilhaft,
veil es nützlich, weil es gemeinnützig iſt, ſondern
veil es Recht und Pflicht iſt, ſo zu handeln.
Selbſt das Vortheilhafte, das Nützliche, das Ge-
ıeinnützige verſtattet ſie uns nur unter der Ein-
chränkung zu begehren, daß es dem Rechte und
)er Pflicht gemäß bleibt. Pflicht bleibt alſo immer
)as Höchſte und Abſolute und es läßt ſich bei ihr nicht
veiter fragen, wozu ſie nutze; ſie iſt an ſich ſelbſt gut.

Machen wir einen Verſuch die Merkmale die-
es ſittlichen Geſetzes in uns deutlich zu entwickeln;
o finden wir, daß uns dadurch eine ſolche Hand-
lungsweiſe vorgeſchrieben wird, daß wir in allen
Maximen, wornach wir handeln, die mo-
raliſchen vernünftigen Weſen zum höch-
ſten letzten Zwecke unſrer Handlungen
machen ſollen. Die moraliſche Vernunft oder
die moraliſchen Weſen ſollen wir allenthalben als
das Abſolute behandeln, folglich ſie nie dem Nütz-
lichen, dem Vortheilhaften, dem Gemein-
nützigen oder irgend einem andern auch noch ſo
wichtig ſcheinenden Zwecke unterordnen. Denn alle
dieſe Zwecke erhalten erſt durch die moraliſchen

Wesen ihren Werth und ihre Stelle. Da es nun in aller Menschen Herz geprägt ist, daß sie die sittliche Vernunft für das Höchste achten, und alles übrige nur in dem Maaße schätzen sollen, als es jenem untergeordnet ist: so kann man, ob etwas nach dem moralischen Gesetze gewollt werden solle, auch durch die Allgemeinheit des Wollens prüfen. Denn, wenn jedermann durch seine Vernunft wollen kann, daß es geschehe; so müssen gewiß die moralischen Wesen als die letzten Zwecke damit bestehen können, weil sonst ein allgemeines Wollen nicht denkbar wäre. Ohnerachtet nun das moralische Gesetz durch die oben angegebene Merkmale nicht eben von jedermann deutlich gedacht wird; so sind sie es doch in der That, nach welchen es auch in der gemeinsten Beurtheilung geschlossen wird. Die moralische Vernunft entwickelt sich, ohne viel Kunst zu bedürfen, von selbst, und die Beurtheilung der menschlichen Handlungen nach moralischen Ideen zeigt sich selbst bei der gemeinsten Kultur in einer Vollkommenheit, die nicht selten den gelehrtesten Vernunftkünstler beschämt. Eben hierin liegt der sicherste Beweis, daß die Begriffe von Pflicht und Recht keine erkünstelten, sondern natürliche Begriffe sind. Das Bewußtseyn des Sittengesetzes ist das unmittelbare Bewußtseyn eines ursprünglichen Gesetzes in mir, dessen Gültigkeit ich aner-

kennen muß, ob ich es gleich nur befolgen soll, und es mir also möglich bleibt, es nicht zu beobachten. Um dieses unmittelbaren Bewußtseyns des moralischen Gesetzes willen, dessen Gültigkeit für mich ich gar nicht abläugnen kann, muß ich mich also auch eben so gewiß für ein moralisches Wesen halten, als ich mich um des Bewußtseyns willen, daß ich unter Naturgesetzen stehe, für ein physisches Wesen halten muß.

III.

An den Herausgeber Deutschlands, Schillers Musen-Allmanach betreffend.

(Fungar vice cotis.)

Gewöhnliche Zeitschriften denken, wenn sie ein Werk beurtheilt haben, wie der König Ahasverus:

»Jetzt hab' ich es beschlossen,
»Nun gehts mich nichts mehr an.«

In der Voraussetzung, daß Deutschland auch in dieser Hinsicht, wie in jeder andern, keine gewöhnliche Zeitschrift sey, irre ich gewiß nicht. Ob ich aber im Stande sey, nach der geistreichen Rezension im 3ten Stücke noch etwas Bedeutendes, des Gegenstandes und des Ortes Würdiges über den Schillerschen Allmanach zu sagen, das müssen Sie entscheiden.

Nur deswegen wünsche ich vorzüglich mit Ihnen über diese deutsche Angelegenheit unbefangen zu reden, weil der männliche Geist der Freiheit und Gerechtigkeit, welcher Ihre Zeitschrift

belebt, mir Hochachtung, Zuneigung und Vertrauen einflößt.

Zuvor muß ich Ihnen noch den Gesichtspunkt andeuten, aus dem ich urtheilen werde. Er wird Ihnen zugleich sagen: warum ich glaube, daß vorzüglich über einen Allmanach mehrere Stimmen reden können; warum ich ihrem wackern Rezensenten nicht beystimmen kann, wenn er die Epigramme, die er so treffend charakterisirt, aus einem Allmanache verbannt wünscht; und warum ich es für unschicklich hielt, einen Neuffer oder Hölderlin und einen Schiller nach demselben Maaßstabe zu würdigen

Ein Musen-Allmanach ist eine poetische Ausstellung, wo zugleich der jüngere Künstler durch seine Versuche den aufmerksamen Kenner zu interessanten Vermuthungen veranlaßt, und der erfahrne Meister sich nicht auf eine bestimmte Gesellschaft einschränkt, sondern seine Werke dem öffentlichen Urtheile aller Liebhaber unterwirft. Ein furchtbarer Vereinigungspunkt für alle Freunde der Poesie, wenn eine strenge Auswahl, wie in dieser Sammlung, den Kunstrichter, welcher eigentlich nie ohne Rücksicht auf Art, Styl und Ton des Werks, Charakter, Kraft und Bildung des Künstlers, urtheilen soll, nur selten an die Pflicht der Schonung erinnert; wenn viele Meisterstücke auch die höchsten Erwar-

tungen des ächten Liebhabers befriedigen, der, ohne alle Nebenrücksicht, nach dem reinen Gesetze der Schönheit, weit strenger würdigt!

Sehr wenige Stücke dieser Sammlung sind so arm an anziehender Kraft, daß es einen Entschluß kostet, bei ihnen zu verweilen, wie die Gedichte von Conz; noch wenigere so beleidigend, daß man gern bey ihnen vorübereilt. Auch diese enthalten doch irgend etwas Aussöhnendes; kaum eins oder das andere gehört wirklich nicht in die gute Gesellschaft, wie das 62. 66. und 73ste Epigramm. Was sich der Schalk (Epigr. 61) insbesondre bey dem letzten gedacht haben mag, läßt sich schwerlich errathen.

Die Auswahl ist aber nicht bloß strenge, sondern auch (ein ungleich seltneres Verdienst!) liberal: nicht etwa bloß auf einen gewissen Ton gestimmt und auf eine Manier einseitig beschränkt, sondern dem Interessanten jeder Art gleich günstig. Eben daher die reiche Mannichfaltigkeit, durch welche sich der Schillersche Allmanach unterscheidet.

Wie viel Abwechselung gewähren nicht allein die charakteristischen Nationallieder dieser Sammlung! — Das Vorzüglichste darunter, Madera, erreicht durch den einfachen Ausdruck stolzer Empfindsamkeit, ganz den Ton der schönsten Spanischen Romanzen. Das Roß aus dem Berge

würde ihm den Preis entreißen, wenn die letzte Hälfte dem vortrefflichen Anfang entspräche. Sidsekil von Kosegarten könnte rührend seyn, wenn es von einigen widerlichen Zügen gereinigt, und weicher gehalten wäre. Einige andre, empfindungsvolle Gedichte desselben Verfassers, sind von Überspannung und Überfluß nach seiner Art ungewöhnlich frey. Das Lied eines Gefangnen ist die immer noch anziehendste, aber weniger ergreifende Nachbildung eines alten Spanischen Volksliedes, von dessen Anfang sich im Bürgerschen Allm. 92 eine Übersetzung findet.

An Epigrammen jeder Art ist die Erndte so reich, daß sich eine vollständige Theorie dieser merkwürdigen kleinen Dichtart, welche selbst durch Herder noch nicht erschöpft ist, daraus entwickeln ließe. Eins der schönsten Beispiele ist Kolumbus: unter den Beiträgen des Herausgebers das vollendetste. Schillers Hang zum Idealen hat sich auch in dieser Form nicht verläugnet, und eine sehr glückliche Mischung veranlaßt. Man könnte dies Gedicht, in der Kunstsprache des Verfassers selbst, ein sentimentales Epigramm nennen. Zu dieser, wo ich nicht irre, ganz neuen Gattung gehören auch einige andre, sehr gute aber weniger vollendete Schillersche Epigramme, wie Odysseus, und Zeus und Herkules. Eben so vollkommen, in einer

durchaus verschiednen Art, ist das innre Olympia, ein didaktisches Epigramm, von allen Gedichten der Ungenannten vielleicht das vollkommenste. Fehlte es diesen Dichtern nicht fast immer an sinnlicher Stärke, oft an Lebenswärme, selbst bei glänzender Farbengebung wie in Parthenope, so könnten sie auf den ersten Rang Ansprüche machen: denn diese Zartheit des Gefühls, Biegsamkeit des Ausdrucks und Bildung des Geistes, sind des größten Meisters werth.

* * *

Für ein Epigramm scheint der Tanz zu lang und gleichsam zu ernstlich, denn selbst das schönste Epigramm ist mehr ein der Aufbewahrung würdiges Bruchstück eines Gedichts, in einer verzeihlichen Spielart, als ein vollendetes Kunstwerk, in einer ursprünglich vollgültigen Art. Für eine Elegie ist die Einheit im Tanze nicht poetisch genug, und der Ton vereinigt die Weitschweifigkeit des Ovid, mit der Schwerfälligkeit des Properz. Überhaupt scheint die Elegie, welche ein sanftes Überströmen der Empfindungen fordert, Schillers raschem Feuer und gedrängter Kraft nicht angemessen. Seine kühne Männlichkeit wird durch den Überfluß, wozu selbst der Rhythmus lockt, wie verzerrt. Fast könnte es scheinen, daß er in der schönen Zeit seiner ersten

Blüthe die ihm angemessene Tonart und Rhythmen unbefangner zu wählen und glücklicher zu treffen wußte. Würde er sich damals wohl ein Gedicht wie Pegasus verziehn haben? Ohne ursprüngliche Fröhlichkeit, und eine wie von selbst überschäumende Fülle sprudelnden Witzes, können komische und burleske Gedichte nicht interessiren, und ohne Grazie und Urbanität müssen sie beleidigen. Die Meisterzüge im Einzelnen, wie die erste Erscheinung des Apollo, söhnen mit der Grellheit des Ganzen nicht aus. — In Langbeins Legende fehlt es wenigstens nicht an muntrer Laune, welche man nur hie und da von einigen Gemeinheiten befreyen möchte. —

Doch darf dies niemanden die Freude über Schillers Rückkehr zur Poesie verderben! Noch zur rechten Zeit ist er, mit gewiß unversehrter Kraft, aus den unterirdischen Grüften der Metaphysik wieder ans Tageslicht emporgestiegen. Der begeisterte Schwung, der hinreichende Fluß, welcher einige frühere Gedichte dieses großen Künstlers zu Lieblingen des Publikums machte, wird auch den Idealen viel warme Freunde verschaffen. An Bestimmtheit und Klarheit hat seine Einbildungskraft unendlich gewonnen. Ehedem war seine üppige Bildersprache »ein streitendes Gestaltenheer,« wie eine im Werden plötzlich angehaltne Schöp-

fung. Jetzt hat er den Ausdruck in seiner Gewalt. Nur selten finden sich noch solche nicht reif gewordne Gleichnisse, wie in der dritten Strophe der Macht des Gesanges; und Erinnerungen an jene sorglose Kühnheit, mit welcher er, was sich nicht gutwillig vereinigen ließ, gewaltsam zusammenfügte. Um die »Knoten der Liebe« und die »Säule der Natur« aus den Idealen zu tilgen, gäbe ich gern die Würde der Frauen. Diese im Einzelnen sehr ausgebildete und dichterische Beschreibung der Männlichkeit und Weiblichkeit, ist im Ganzen monoton durch den Kunstgriff, der ihr Ausdruck geben soll. Entweder Voglers Musik ist nicht geschmacklos, oder der Gebrauch des Rhythmus zur Mahlerey solcher Gegenstände läßt sich nicht rechtfertigen. Strenge genommen kann diese Schrift nicht für ein Gedicht gelten: weder der Stoff noch die Einheit sind poetisch. Doch gewinnt sie, wenn man die Rhythmen in Gedanken verwechselt und das Ganze Strophenweise rückwärts liest. Auch hier ist die Darstellung idealisirt; nur in verkehrter Richtung, nicht aufwärts, sondern abwärts, ziemlich tief unter die Wahrheit hinab. Männer, wie diese, müßten an Händen und Beinen gebunden werden; solchen Frauen ziemte Gängelband und Fallhut.

Wer kehrt nicht gern zu den Idealen zurück! — Das Ende könnte vielleicht manchem bey-

beim ersten Eindrucke mager dünken. Aber der Meister in der Kunst läßt sich durch den leicht zu befriedigenden Hang, recht voll zu schließen, nicht über die Gränze der Wahrheit locken. Wider die letzte Strophe, glaube ich, läßt sich nichts einwenden. Nur in der vorletzten scheint ein kleiner Drucker, der oft sehr viel wirken kann, zu fehlen. Der Dichter mag es bei der Freundschaft verantworten, daß er sie als einen bloßen Nothbehelf so dürftig nachhinken läßt. Vielleicht ist es die »erstarrte Frucht« in der zweiten, und das »finstere Haus« in der vorletzten Strophe, was die Störung ursprünglich veranlaßt. Der Schmerz über den Verlust der Jugend, die Furcht vor dem Tode sind, so nakt und roh wie sie hier gegeben werden, nicht dichterisch. Überdem stimmt jenes mit der wehmüthigen, aber immer noch genußreichen Erinnerung, die im Ganzen herrscht, überein. —

Eine ähnliche Störung macht die prosaisch geäußerte Furcht vor dem »kalten Besinnen« im Frühlinge, dem schönsten Stücke von Sophie Mereau, deren Gedichte sich sonst durch liebliche Fülle und leichten Schwung auszeichnen. — Mehr als diese kleinen Flecken schaden den Idealen wohl die vierte und fünfte Strophe. Was hier dargestellt wird, ist nicht die frische Begeisterung der rüstigen Jugend, sondern der Krampf der Ver-

zweiflung, welche sich absichtlich berauscht, zur Liebe foltert und mit verschloßnen Augen in den Taumel eines erzwungnen Glaubens stürzt. Zwar kann diese unglückliche Stimmung auch mit der höchsten Jugendkraft gepaart seyn, wo vernachläßigte Erziehung die reinere Humanität unterdrückte. Doch ist sie hier nicht poetisch behandelt und mit dem Ganzen in Harmonie gebracht. Schillers Unvollendung entspringt zum Theil aus der Unendlichkeit seines Ziels. Es ist ihm unmöglich, sich selbst zu beschränken und unverrückt einem endlichen Ziele zu nähern. Mit einer, ich möchte fast sagen, erhabnen Unmäßigkeit, drängt sich sein rastlos kämpfender Geist immer vorwärts. Er kann nie vollenden, aber er ist auch in seinen Abweichungen groß.

Meisterhaft und einzig sind vorzüglich in der dritten Strophe die Ideale, wie auch in der Würde der Frauen, ja in allen Schillerschen Gedichten, abgezogne Begriffe ohne Verworrenheit und Unschicklichkeit belebt. An dieser gefährlichen Klippe werden noch manche scheitern. Wer kann ernsthaft bleiben, wenn der Dichter Lappe die begeisterte Frage ausbricht: S. 47. Wann dehnt sich meiner Seele Flügel? Wann schlüpf ich aus der Sinnlichkeit?

Glücklicher ist Woltmann in der Kunst. Uebrigens ist er seiner alten Vorliebe für die Elfen

treu geblieben. Nur finden sich hier zur Abwechslung auch Sylphen. Giebt es weder Geister noch Gespenster, so kann man doch sicher auf Duft und Dämmerung rechnen. Schade, daß die schöne und seltne Gabe der Weichheit in zarten Bildern und Empfindungen, in fließender Sprache und gefälligen Rhythmen, hier mit einer, wie es scheint, hartnäckig bleibenden Unreife gepaart ist. In Meyers wunderbar süßen Tändeleien hingegen, ist das leiseste Gefühl mit der feinsten Ausbildung vereinigt. Seine vorzüglichsten Stücke sind Bioddina, und die Boten: im Weltgeist vermisse ich Wärme und eine dem Stoffe gewachsene Kraft. —

Schillers erste der Stanzen an den Leser ist wunderschön.

* * *

Aber auf diesen Anfang voll Wärme und wahrer Würde, erscheinen die folgenden Strophen, ihrer Anmuth ohngeachtet, unschicklich, weil man etwas mehr als eine leere Verbeugung erwartet.

Unter Göthe's Gedichten scheint mir der Besuch das vorzüglichste. Andre, selbst das so anziehende Meeresstille, würden vielleicht erst in dem vollständigen Zusammenhang, aus dem sie entrückt seyn mögen, ihre volle Wirkung thun. Die

Kophtiſche Weisheit erinnert an vieles, unter andern auch an die harmoniſche Ausbildung des Adlichen und Komödianten, worüber der liebenswürdige Wilhelm im dritten Bande der Meiſteriſchen Lehrjahre ſo gutmüthig ſchwatzt. Die Epigramme, in denen der größte Dichter unſrer Zeit unverkennbar iſt, ſind in der That eine Rolle reichlich mit Leben ausgeſchmückt » voll der lieblichſten Würzen. «

Am meiſten Ähnlichkeit hat die Würze dieſer Epigramme mit dem friſchen Salze, welches im Martial, nur zu ſparſam, ausgeſtreuet iſt. In andern, wie im 87ſten, athmet eine zarte Griechheit, und überall jener ächt deutſche, unſchuldige, gleichſam kindliche Muthwillen, von dem ſich in einigen epiſchen Stücken der Griechen etwas Gleiches findet. Man recenſirt an dieſem Büchlein nicht lange, aber im Leſen kommt man nicht davon. Es iſt eine äuſſerſt ergötzliche Unterhaltung, bei der man ſich nur vor allzugläubiger Nachſicht zu hüten hat.

Schiller und Göthe neben einander zu ſtellen, kann eben ſo lehrreich wie unterhaltend werden, wenn man nicht bloß nach Antithesen haſcht, ſondern nur zur beſtimmtern Würdigung eines großen Mannes, auch in die andre Schaale der Wage, ein mächtiges Gewicht legt. Es wäre

unbillig, jenen mit diesem, der fast nicht umhin kann, auch das geringste in seiner Art rein zu vollenden, der mit bewundernswürdiger Selbstbeherrschung, selbst auf die Gefahr uninteressant und trivial zu seyn, seinem einmal bestimmten Zwecke treu bleibt, als Dichter zu vergleichen. Schillers Poesie übertrifft nicht selten an philosophischem Gehalte sehr hochgeschätzte wissenschaftliche Werke, und in seinen historischen und philosophischen Versuchen bewundert man nicht allein den Schwung des Dichters, die Wendungen des geübten Redners, sondern auch den Scharfsinn des tiefes Denkers, die Kraft und Würde des Menschen. Die einmal zerrüttete Gesundheit der Einbildungskraft ist unheilbar, aber im ganzen Umfange seines Wesens kann Schiller nur steigen, und ist sicher vor der Flachheit, in die auch der größte Künstler, der nur das ist, auf fremdem Gebiete, in Augenblicken sorgloser Abspannung, oder muthwilliger Vernachläßigung, in der Zwischenzeit von jugendlicher Blüthe zu männlicher Reife, oder im Herbste seines geistigen Lebens versinken kann.

Nebst ihm hat Göthe die meisten Beiträge zu dieser Sammlung geliefert. Für die Fortsetzung derselben erregt beider glückliche Vereinigung die lebhaftesten Wünsche und die angenehmsten Hoffnungen. Überhaupt und auch in der Kunst darf

nur durch eine günstige Veranlassung die vernachlässigte Mittheilungsfähigkeit der Deutschen geweckt werden, und die Höhe unsrer vereinzelten Bildung wird sich überraschend zeigen.

Friedrich Schlegel.

IV.

Sonnette.

1.

Beglückt, Elisabeth, wen früh die Myrthe krönt,
Wer frühe schon die bange Sehnsucht stillet,
Die harmonienreich der jungen Brust entquillet
Und süßen Wahnsinn süß und voll des Sinnes tönt!

Beglückter, wenn sich spät sein Genius versöhnt!
Wer in der Einsamkeit Begeisterung gehüllet
Der Jugend Blüthenkelch mit Thränen ahndend füllet,
Und leise sein Gefühl, zart seinen Sinn gewöhnt.

Er wirft sich innig an den keuschen Busen,
Der ihn mit stillem zwar, doch warmem Schlag' empfängt,
Und wenn er stumm an stummen Lippen hängt,
Umschwellen ihn die Mäßigen, die Musen.
Die seinen Schmerz, so lang' er arm entbehrt,
Besänftigt, mildern sanft die Glut, die ihn verzehrt.

2.

Nicht da, Geliebte, wo im Blüthenbade
Des Orients ein schwüler Äther schwimmt,
Sey vom Geschick die Heimat uns bestimmt,
Nicht an Siciliens balsamischem Gestade.

Auch hier umblühn die Veilchen unsre Pfade.
Der bleiche Stern des stillen Glückes glimmt
Auf den Wacholderbusch, wie auf den Hain von Zimmt,
Und was das Herz verlangt, reift unter jedem Grade.

Nur Liebe macht ein theures Land uns werth.
Ich sah an Dich gedrückt die satten Auen liegen,
Wo süß die Mutter mich, die Musen süß genährt.
Ich sah sie, um an Dich mich inniger zu schmiegen!
Das Aug' umzog der Thränen feuchter Flor
Nicht, weil ich jene sah, ach! weil ich Dich verlohr.

3.

(Bei Potsdam. Auf der Reise.)

Hier, wo der Blick, der Havel dunkeln Flut
Und ihrem Uferkranz entgleitend, auf die Schimmer
Der Fürstengröße fällt, indeß auf ihrer Trümmer
Der ernste Geist an Friedrichs Grabe ruht:

Hier denk' ich Dein, die ich der unsichtbaren Hut
Der Liebe, scheidend, ließ. Acht Dein gedenk' ich immer!
Dich sah ich tausendfach im reichen Spiegelzimmer,
Dich, Himmlische, in sanfter Mondesglut.

Vom Blumenhauch der Phantasie umflossen
Halt' ich Dich heiß an mein empörtes Herz,
Auch nach der Trennung langem Kuß, geschlossen.
Doch wenn des Wiederfindens süßer Schmerz
In Freudenthränen sich dereinst ergossen,
Dann trennt uns nichts, auch nicht die Reise himmelwärts.

V.

Über das

große Mozartsche Theaterkonzert

im Berlinschen Opernhause.

Aus dem Briefe eines Künstlers vom 20sten März, 1796.

Sie wissen gewiß aus den Zeitungen, daß der König, aus Achtung für das große Talent des verewigten Mozart, dessen hinterlassener Wittwe, bei ihrem Aufenthalte in Berlin, die Erlaubniß gegeben, mit dem Königl. Orchester und den Königl. Opernsängern, Kompositionen ihres Mannes im Opernhause öffentlich aufzuführen. Das ziemlich große Gebäude war so voll als es nur je bei einer Vorstellung war, und Madame Mozart muß eine für Berlin sehr ansehnliche Einnahme gehabt haben.

Das Konzert fing mit der Ouvertüre aus der Zauberflöte an. Sie wurde vortrefflich ausgeführt und das Orchester zeigte sich dabei in seiner größten Würdigkeit; unser neue Kapellmeister Herr Him-

mel gab das Tempo vor dem Flügel ohne Geräusch und, nach meinem Gefühle, sehr richtig an, und so blieb es auch bis ans Ende. Dann sang Madam Righini eine schwere Arie von Mozart mit einer obligaten Violine sehr gut; dann blies Herr Ritter ein Fagottkonzert aus g dur, sehr schön; dann sang Mademoiselle Schmalz eine Bravourarie von Naumann sehr brav, und so war der erste Theil zu Ende. Im zweiten Theile wurde ein Auszug aus Mozarts letzter Arbeit, die Oper: La clemenza di Tito gegeben. Die Ouvertüre ist nicht von großer Bedeutung, hat mancherlei Bekanntes und selbst wenig von dem wilden Feuer, welches ein Hauptzug in Mozarts mir bekannten Kompositionen ist. Dann folgten die Arien, Duo's, Terzetten, Finales und Chöre, ohne Wahl auf einander. Es sangen Madame Righini, Madame Schick, Mademoiselle Schmalz, Madam Mozart, Herr Fischer und Herr Hurka, jedes nach seiner Ihnen bekannten Art, das heißt: schön, gut und vortrefflich, je nachdem auch wohl die Komposition Gelegenheit dazu gab.

Es ist ein großer Verlust, den die Musik durch den viel zu frühen Tod Mozarts erlitten hat. Was hätte nicht aus diesem Manne noch werden müssen, über den alle Musen ihre Gunst mit Verschwendung ausgegossen zu haben scheinen — wenn

einst noch die Grazien hinzugetreten wären? Seine Kompositionen kommen mir vor, wie ein heiterer Himmel an einem recht kalten Winterabende; alles daran funkelt und flimmert von den schönsten Sternen mancher Art, große und kleine, die unter sich wieder alle Arten von Formen und Figuren bilden, und woran man sich nicht satt sehen würde — wenn einen nicht die kalte Luft dahin triebe. Wer sich an Mozarts Arbeiten das Herz erwärmen wollte; wer eine zusammenhängende Stuffenfolge von Empfindungen, eine entstehende und wachsende Leidenschaft suchen und sein eignes Leiden daran hängen wollte; kurz wer Zartheit, Sentiment und steigendes Interesse bei ihm erwartet, für den ist Mozart kein Mann, und also auch kein Singekomponist. Wer sich aber den Text einer Arie als einen Faden, woran eine Schnur der raresten Perlen und Edelsteine groß und klein und minder schätzbar, und die weiter keine Anforderung auf ästhetische Gruppirung machen, denken mag, der gehe hin und höre Mozarts Singemusik. Nur aus diesem letzten Umstande kann ich mir erklären, wie ein und der nehmliche Mann einen so ungezählten Wust von schlechten Versen, die den Geschmack, selbst des ungebildetsten Haufens empören müssen, ohne Gram absingen und die schönsten Farben daran verschwenden konnte, die Natur

und Kunst nur ihren Geweihten reicht Ihnen brauch' ich wohl nicht zu erinnern, daß das hier Gesagte nicht etwa auf den Text der Oper Tito gehen solle, allein man sieht auch hier wie sich Mozart gewöhnt gehabt, Verse überhaupt zu behandeln. Ich habe einen magern Klavierauszug dieser Oper vor mir liegen, der Mozarts Arbeit gerade so darstellt wie man einen Schattenriß von einer Landschaft machen würde; nicht als ob ich damit sagen möchte: der Klavierauszug sei darum schlechter als er ist, er ist sogar recht gut, allein Mozarts Musik ist nicht gut um Klavierauszüge daraus zu machen.

Und so gefiel mir diese Musik, fürs erste als ein bloßes Konzert, wobei auf Intension und Ausdruck gar nicht gesehen seyn sollte, und dann als ein aus tausend angenehmen Mannigfaltigkeiten zusammen gesetztes Ding, das auf lauter kleine Augenblicke vergnügt, unterhält reizt und — verschwindet. Hier eine Hoboe, da ein Klarinett, dort ein paar Waldhörner, Flöten, Fagotten und dergleichen, die alle lauter Verschiedenheiten produciren, die von der Absicht des Komponisten nichts verrathen als einen geistvollen unruhigen Genius, der sich tummelt und tanzt, und darüber zuletzt in sich selbst zusammenfällt, wenn die übersatte Imagination in dem endlosen Reiche der Möglichkeiten

lange genug ohne Schutz und Führer umhergeirrt hat.

So eben erhalte ich das zweite Stück von Deutschland, und sehe daraus, daß Sie auch schon eine Anzeige der Mozartischen Oper darin aufgenommen haben. Das Urtheil wird hier schwerlich gefallen, weil sich viele Verehrer Mozarts berzeugt halten mögen, daß ein so allmächtiges, ngeheures, unermeßliches Genie über unsre Beurheilung hinaus sei. Jedoch, im vollen Ernste! — Was soll man davon denken, wenn ein beurtheilender Künstler von dem andern, öffentlich, mit schwarz auf Weiß in solchen Ausdrüken: als, unehreuer, allmächtig, unermeßlich, spricht? ie ich sie vor kurzem in einem, sonst wohlgeschriemen Aufsatze über Mozart, fand. Alles was ein roßes Genie erreichen kann und zu erreichen suen muß, ist das Schöne. Dieses ist zugleich as Kennzeichen woran es erkannt und das Gesetz onach es gerichtet wird, und liegt darin für die ritik nichts Supersuperlatives, das über das efühl und den Geist des gewiegten Kenners hinas wäre, oder man muß des Geschreibe über Werke der Kunst lieber ganz dahingestellt seyn lasn. Dem Beurtheiler muß das Schöne bekannt yn ehe er es findet, sonst sucht er es vergebens. r kann hingerissen, entzückt werden wo er es fin-

et, o ja sein richtender Genius kann verstummen; niemals aber kann sein Mund von solchen Üppigkeiten überfliessen, die seine Sprache und den Mann der sein Lob verdient, zugleich verunzieren.

Ihr sollt die Kunst, und nicht den Meister lieben!

VI.

Salomon Geßner.

Nach Hottinger.

Salomon Geßner ward zu Zürich den ersten Aprill im Jahr 1730 gebohren. Sein Vater war Konrad Geßner, Buchhändler und Mitglied des großen Rathes; Esther Hirzel seine Mutter. In der früheſten Jugend verſprach er wenig; der erſte häusliche Unterricht ward aber auch einem Geiſtlichen vom gemeinſten Schlage anvertraut, und der öffentliche Schulunterricht, den er daneben erhielt, ward ihm gleichfalls nach der ſchlechteſten Schulmethode ertheilt und ſchränkte ſich lediglich auf die Anfangsgründe der lateiniſchen und griechiſchen Sprache ein.

Sehr früh zeigte ſich bei unſerm Geßner der entſchiedene Hang zu den bildenden Künſten. Wie ehemals Lucian verfertigte er in den Lehrſtunden mancherlei Figuren in Gruppen aus Wachs, und wie Lucian ward er auch für ſeinen fleißig geübten Kunſttrieb häufig beſtraft. Das ſtörte ihn aber wenig in dem Eifer für das Vergnügen ſeiner klei-

nen Schwestern zu bildnern; seine ganze Muße und jeder ersparte Pfennig ward der Befriedigung dieses Triebes gewidmet.

Robinson Crusoe, den ihm ein glücklicher Zufall in die Hände spielte, machte ihn auch bald zum Schriftsteller. Mehr als einen Robinson erfand er, alle waren starke Tabakraucher, und Meer und Himmel stürmten fürchterlich um sie herum. Seine kurzsichtigen Lehrer und Verwandten waren auch mit dieser selbstgewählten Beschäftigung sehr unzufrieden, und zwangen ihn durch harte Behandlung sein Lieblingsgeschäft heimlicher zu treiben.

Seine Sprachstudien litten darunter aber immer merklicher, und man glaubte die kräftigsten Mittel anwenden zu müssen um seinen Schulfleiß zu reizen. Bei Gelegenheit eines feierlich veranstalteten Gastmahls drohte man einst dem kleinen Schüler: er würde von all den Leckerbissen und Herrlichkeiten nicht das mindeste zu genießen bekommen, wenn sein nächstes Schulthema nicht besser ausfiele als bisher geschehen war. Dieses Unglück von sich abzuwenden wandte unser kleine Kunstmann ein sehr poetisches Mittel an: er verwundete sich mit dem Federmeßer die Hand und schrieb mit seinem Blute einige Zeilen nieder, worinnen er sich dem lieben Gott auf einige Zeit zu eigen ergab, wenn er ihm die bevorstehende

Arbeit

Arbeit gelingen ließe. Mit dieser wohlgemeinten Verschreibung in der Tasche machte er sich getrost — aber mit gar schlechtem Erfolg an die Arbeit.

Seine Verwandten verloren nun immer mehr die Hoffnung, daß aus dem Knaben je etwas werden könne, und selbst Bodmer soll nach einer angestellten Prüfung den bekümmerten Eltern versichert haben, der Knabe werd' es nie über die Anfangsgründe der Rechenkunst bringen. Der in der schweizerischen Kirchengeschichte bekannte Simler richtete über den niedergeschlagenen Muth der Eltern durch die besten Hoffnungen wieder auf. In diesem verkannten Knaben, sagt er, liegen Talente verborgen, welche sich früher oder später gewiß entwickeln und ihn weit über die Mittelmäßigkeit seiner gelobtesten Mitschüler erheben werden. Der brave Mann hatte wohl öfter Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß die vollkommne Zufriedenheit der Lehrer eben so oft ein Beweis von der Mittelmäßigkeit des Schülers als die Unruhe und Scheu vor trocknem mechanischem Unterricht in diesem das Zeichen eines muthigen, selbstthätigen Geistes zu seyn pflegt.

Spielkameraden beurtheilen sich oft richtiger einander. Eine Anekdote aus Geßners Kindheit beweist, daß er auf dem lustigen Tummelplatze wohl immer der Anführer war, der von der Jugend meistens nach ächten Klugheitsgründen gewählt wird.

Ein Trupp von Knaben gerieth einst auf den Einfall, sich nach Möglichkeit militärisch zu bewaffnen und einen Zug durch die Straßen der Stadt zu halten. Geßner ward von ihnen zum Anführer gewählt. In der festen Zuversicht, sich und seiner Stelle Ehre zu machen, trat er an der Spitze seiner kleinen Heldenschaar einher. Seine Augen waren viel mit den Fenstern der Häuser, mehr aber noch mit seinen kleinen Füßen beschäftigt, die er, um recht militärisch auszuholen, bis an den Leib emporhob. Bei dem Anblicke mehrerer an einem Brunnen versammelter Dienstmädchen, warf sich der kleine Anführer erst recht in die Brust. Mit Vergnügen bemerkte er in den Gesichtern seiner Zuschauerinnen ein zufriednes Lächeln, das aber bald bei seiner Annäherung zu einem lauten Gelächter anwuchs, welches in einiger Entfernung hinter ihm eben so laut erneuert wurde. Er wandte sich um, und erblickte sein kleines Heer, das er dicht hinter sich glaubte, ziemlich weit zurückgeblieben. Die Buben hatten bemerkt, daß ihr Hauptmann, über dem Gedanken, an seine militärische Würde, seine Truppen völlig vergessen hatte, und fanden es belustigend, ihn auf diese Weise an sie zu erinnern.

Jugendbekannte wissen auch noch von der Lebhaftigkeit des Temperaments unsers Geßners, die

oft bis zur Wildheit ging, und von den auffallend sprechenden Zügen und der hohen Gesichtsfarbe des kleinen Wildfangs zu erzählen, der manche tiefe Wunde nicht achtete.

Da die Eltern sahen, daß alle Mittel zu Hervorbringung bessern Schulfleißes an dem Knaben fehlschlugen, so gaben sie ihn auf das Land nach Berg zu dem Prediger Vögeli in die Kost. Dieser hatte durch die Erziehung und Bildung seines eignen Sohnes eine vortheilhafte Meynung von seinen humanistischen Kenntnissen und seiner pädagogischen Geschicklichkeit erregt. Wenn indeß gleich das Versäumte auch nicht mehr nachzuhohlen war, so brachte der junge Mann es doch so weit, daß er einige römische Dichter in der Ursprache, und die Griechischen in der wörtlichen lateinischen Übersetzung lesen konnte, welche er aus eignen Gründen der besten französischen und deutschen Übersetzung immer vorzog. Bei einem Manne wie Geßner war diese für alle Übersetzungen vom Homer, die der Vossischen vorangingen, sehr begreiflich. Was ihm selbst an philologischen Kenntnissen abging, ward ihm durch seinen poetischen Sinn und durch sein äußerst feines und richtiges Ahnungsgefühl ersetzt, womit er jede verborgne Schönheit seiner ahndete und reiner auffaßte, als es vermittelst der besten umschreibenden Übersetzung möglich gewesen

wäre. Vögeli war zu Geßners Glück ein eifriger Freund der alten und neuen Litteratur; durch ihn lernte Geßner zuerst den Brockes kennen. Als wenn er mit einmal die Befriedigung eines lange heimlich gefühlten Bedürfnisses fände, verschlang er diesen Dichter mit wahrem Heishunger, und noch in späteren Jahren gedachte er mit Dank und Achtung des Mannes, der ihm früh so schönen Genuß gegeben und ihn dadurch zu einer bessern Existenz erhoben hatte. Ein sehr naiver Brief an seinen Vater zeigt, welchen hohen Werth der junge Mann auf diese neue poetische Bekanntschaft setzte. Von 27. Januar 1746 schrieb er aus Berg:

Geliebter Vater!

Mich freuet sehr, daß ihr mir den Brock übersendet, lese ihn auch nicht ohne das größeste Vergnügen und Nutzen, aber erschrocken bin ich, da ich in dem Brief ersehen, ich solle ihm jemand andern übergeben; ich glaube es werde wenig schaden, wenn ich schon nach und nach einen kleinen Vorrath von guten Büchern sammle, unter welchen der Brock eines der vornehmsten; der beste Zeitvertreib ist ja, in einem guten und nützlichen Buch zu lesen; und wenn man keine hat, so kann man keine lesen, ich sorge nicht nur davor, daß ich zu Berg gute Bücher zu lesen habe,

sondern damit ich auch, wenn ich wiederum in die Stadt komme, mit selbigen versehen sey, bitte deswegen so hoch ich kann, selbigen mir zu überlassen, es wird wohl noch ein ander Buch vorhanden seyn, mit welchem wir Herrn Vicario aufwarten können. Was die Briefe anbelangt, so ich dem Matias Landolt übersenden soll, so will ich ihm dann und wann bei guter Gelegenheit einen übersenden. Übrigens verbleibe ich euer gehorsamer Sohn.

Salomon Geßner.

Diese erste Entwicklung seines Dichtertalents ward durch seine Lage ungemein begünstigt. Berg liegt in einer der anmuthigsten Gegenden des Kantons Zürich. Hier entfaltete die schöne Natur vor den Augen des gefühlvollen Jünglings ihre dem Städter verborgne, oder in der Zerstreuung meistens nur flüchtig bemerkten Reize. Hier sogen seine geschärften Sinne mit langen Zügen die Wollust ein, welche der Genuß der freyen Luft, der Anblick des weiten Himmels, die blumigte Wiese, der sprudelnde Quell, die grüne Saat und der schattenreiche Hain jeder guten Seele gewährt. Hier faßte sein den sanfteren Eindrücken jeder Schönheit empfängliches Herz die ersten Grundzüge jener idealischen Welt auf, die er bald nachher mit den

liebenswürdigen Kindern seiner zaubernden Phantasie bevölkerte. Er hatte sich ein anmuthiges Plätzchen in einem entlegenen Gebüsche auserkohren; dahin schlich er oft mit seinem Brockes, den er selbst hier nur verstohlen lesen durfte. Da ergötzte er sich, bei dem melodischen Gesange der Vögel und dem Rauschen des nahen Baches, an der Wahrheit der Gemälde seines Dichters, die seine regsame Phantasie, von den Urbildern umgeben, oft noch verschönerte.

Bis dahin hatte Geßner in jugendlicher Zerstreuung, im lebhaften flüchtigen Genusse des gegenwärtigen Augenblicks gelebt. Nun erwachten in ihm die sanften Triebe der Zärtlichkeit und des sympathetischen Gefühls, und mit ihnen bekam sein Geist und Charakter eine bestimmtere Richtung.

Vögeli's Tochter, ein Mädchen von dem besten Herzen, und beinahe gleichen Alters mit ihm, war seine tägliche Gesellschafterin. Ihre sanften Sitten, und aufblühenden Reize fingen bald an ihre Ansprüche auf das Herz des sich fühlenden Jünglinges zu behaupten, und die Zeitigung jener süßesten aller menschlichen Neigungen zu vollenden, welche alle schummernden Kräfte der Seele weckt, die Gefühle mildert und veredelt und rings um uns her einen unnennbaren Zauber über die ganze Schöpfung ausgießt.

Schon so manchen Jüngling, auch ohne Dichterberuf, hat eine solche Lage zum Singen begeistert; wie hätte denn Geßners Genie den Strom von Empfindungen und Bildern, die in seiner Seele sich drängten, zurückhalten können! —

Berg war die Wiege seiner Kunst. Hier scheint sein erwachendes Genie über seine eigentliche Bestimmung noch ungewiß, mancherlei Töne versucht in mehreren Gattungen sich geprüft zu haben. Gedichte mit und ohne Reime, Prosa mit Versen untermischt, Fabeln, Erzählungen Satyren und anakreontische Lieder wechseln mit einander. In einigen wenigen derselben ist die Brockesche Manier in weitschweifigem Detail und in der Anhäufung malerischer Beiwörter sichtbar. In andern glaubt man Hagedorns männlichern Biederton zu hören, und noch andre lassen sich an süßer Zeitlichkeit und naiver Schalkslaune mit den besten Gleimschen Gedichten vergleichen. Keiner dieser jugendlichen, zum Theil kindischen Versuche verläugnet ganz den künftigen Dichter, und manche lassen ihn sehr merklich ahnen. Bei aller grammatischen Unkorrektheit, bei häufiger Vernachläßigung der Reime und des Versbaues, bei der oft verunglückten Wahl des Ausdrucks, vermißt man dennoch weder Urtheil noch Geschmack. Reizende Dichtungen, neu und anmuthsvoll, findet man in ihnen, und überall

jene kunstlose Einfalt, die frei von Anmaßung und eitler Sucht zu gefallen, jeden täuschenden Glanz und erborgten Schimmer verschmäht.

Eine jener frischen lieblichen Jugenddichtungen mag hier nach Geßners eigener Handschrift buchstäblich stehen. Vermuthlich hat er das Gedicht vor seinem achtzehnten Jahre gedichtet.

Die Sonne war in Westen
Schon von den hohen Bergen,
Das Gold der Abendröthe,
Erblaßte an dem Himmel,
Des Mondes schwächre Strahlen
Versilberten die Erde.
Als Amor schon bewaffnet
In jenem düstern Wäldchen
Durch dunkle Schatten irrte,
Wo öfters zwei Verliebte,
Im grünen Schatten scherzen,
Wo manches schönes Mädchen,
In Blumen ausgestrecket,
Den ihm getreuen Hirten
Mit Ungeduld erwartet,
Wo kleiner Vögel Chöre
Der Liebe Lob besingen.

In Mitte dieses Wäldchens,
Versammeln alle Bäche,
Die sich durchs Wäldchen schlängeln,
In einem See die Wellen,
Ihr sanftes Ufer küssend.

Hier, hier sah er ein Mädchen,
Ein nackend badend Mädchen,
Drum schlich er an das Ufer,
Das Mädchen zu besehen.

Die weißgewölbte Stirne
Umkränzten schwarze Locken,
Mit denen Zephir scherzte,
Und sie um Hals und Schultern
Mit sanftem Säuseln schwang.
Es glühte auf den Wangen
Der Purpur junger Rosen,
Die kleinen zarten Lippen
Umflatterte die Anmuth,
Der schwarzen Augen Feuer,
War reizend und entzündend,
Der Leib war schön und prächtig,
Geschlank und weiß wie Lilien
Wie man die Venus bildet.

Die Wellen hüpften freudig,
Umschwangen ihre Kniee
Und stiegen in die Höhe
Und hüpften in Kreisen,
In silberfarbnen Zirkeln.

Das Mädchen sah den Amor,
Den es noch nie gekannt,
Es sprach, du kleines Knäbchen,
Geh, oder, wenn ich komme,
So spritz ich dich mit Wasser.
Doch Amor lächelt schalkhaft,
Lehnt sich auf seinen Bogen,
Und bleibt am Ufer stehen;

Das Mädchen klatscht ins Wasser,
Bis Amor ganz betreuselt
So, wie die Rose glänzte,
Die ganz beperlet glänzet,
Wenn sie bei hellem Morgen
Das frische Tau befeuchtet.

So wie die kleine Lerche,
Wann sie die Regentropfen
Von bunten Federn schüttelt:
So schüttelte sich Amor
Die Tropfen abzuspritzen.

Drauf sagt er freundlich lächelnd:
Mein Kind du kannst im spritzen,
Gewiß sehr artlich treffen,
Doch sieh, kann ich im Schießen,
Dich auch so artlich treffen?

Drauf langt er in den Köcher,
Und legt auf seinen Bogen
Ein glänzend scharfes Pfeilchen,
Kaum zischt es durch die Lüfte,
So stak's schon in dem Herzen
Des schreckenvollen Mädchens,
Das eilends aus dem Wasser
Ans nahe Ufer flohe
Und in dem düstern Wäldchen
Geheim den Ort besah
Wo ihrs der Pfeil getroffen.

Was, sprach es, fühlt mein Herz,
Es ist kein rechter Schmerz,

Er schmerzt, doch ist er süß,
Ein plagendes Vergnügen
Was ist mir dieses alles?

Ich hörte diese Worte,
Denn ich stak im Gebüsch
Wo dieses Mädchen klagte,
Komm setz dich auf die Blumen,
Sprach ich, mein schönstes Mädchen,
Ich heil dir deine Wunde.

Die Schaam mahlt seine Wangen
Mit reizend schönem Purpur,
Als es mich reden hörte.
Es wollte schüchtern fliehen,
Allein ich hielts zurücke,
Und fing es an zu küssen,
Da fing es an zu lächeln,
Und foderte durch Küsse,
Von mir noch viele Küsse.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

VI.

Die Hochzeitsfeyer,

ein kleines Gemählde aus dem häuslichen Leben.

Mit einer Zufriedenheit, mit welcher wohl selten eine Königinn ihren Pallast und seine Herrlichkeiten muſtert, überschaute die gute Hanne nach einigen geschäftigen Stunden ihr dürftiges, reinliches, zu ihrer Hochzeitfeyer beschicktes Stübchen. Froh der vollendeten Besorgungen und froh der Wärme, welche die wiederscheinenden Kacheln so milde verbreiteten, daß die silberfarbnen Blumen an den Fenstern zu zerrinnen begannen, stand sie mit verschränkten Armen und sahe, was sie am Ofen erblicken konnte: die mit der schimmernden Decke des Winters überzogenen Dächer und Gärten, den starren Baum vor dem Hause, von dessen Zweigen krächzende Krähen, so wie sie sich regten, fein stäubenden Schnee schütteten, die langen Eiszapfen, welche von dem niedern Strohdache wie funkelnder Kristall bis über die Fenster herabstarrten, — und hörte die Frachtwagen, welche auf der nahen Straße pfeifend und knirschend hingeschleift wurden, mit dem süßen Gefühle sichrer Geborgenheit und ärmlicher Fülle.

Vor dem Fenster sammleten sich Goldammer und Finken und Spatze, welchen sie täglich ein wenig Brosamen hinwarf. An meinem Ehrentage sollt ihr euch auch freuen, ihr lieben Thierchen, dachte sie, streute ihnen reichlicher als je zerriebene Brocken, und weidete ihre freundlichen Augen an dem unten Gewimmel und dem hastigen Genusse der Vögel.

In dem Augenblicke trat Gottfried herein, umfaßte die Braut mit zärtlichem Gruße und rief einmahl über das andre: Wie kalt, wie kalt! der Morgenwind schneidet wie Messer.

Hanne. Ja wohl; aber hier ist's warm, und es ist alles geordnet. Ich warte nur auf die Schwester, die mir das Haar aufbinden und mit dem Kränzchen schmücken will. Gottfried nun ist der Tag da!

Gottfried. Ja mein Hannchen, wir wollen auch fröhlich seyn, mehr als Könige und Fürsten.

Hanne. Das laß uns seyn, o das laß uns. Ein solcher Tag kommt ja nicht wieder im Leben. Weißt du wohl? Du sprachest gestern davon, wie die Reichen ihre Hochzeitstage feyern könnten. Da ist mir eingefallen, wir wollen doch heute recht froh seyn — —

Gottfried. Nun meine Liebe?

Hanne. Sagtest du nicht, du hättest einen halben Gulden übrig? Sieh, ich kann auch vier Groschen entbehren, da könnten wir uns einmahl eine Freude machen wie die Reichen. —

Gottfried. Und wie denn meine Hanne?

Hanne. Sang und Klang und Tanz können wir nicht haben, und mir ist auch, als wär ich heute zum Lärmen und Springen zu vergnügt. — Aber die arme alte Müllern drüben an der Ecke! — Als du gestern weg warest, wurde noch viel davon gesprochen, welche Noth sie leidet. Von ihrer Krankheit ist sie kaum wieder genesen, ach! und nun hat sie kein Hälmchen Stroh und kein Endchen Holz, — denk nur, bei der grimmigen Kälte und nichts sich zu laben. Wie wär es, wenn ich ihr das Geld brächte? das wär doch etwas zu Feuerung bis das Wetter gelinder wird, und Essen haben wir auch genug, wir schichteten uns am Tische ein wenig mehr zusammen, so könnte die Alte mit genießen, und einen guten Tag mit uns haben. Wir wollen ja heute recht froh und recht reich seyn. — Was meinst du?

Gottfried. Ja wohl, wir wollen recht froh und recht reich seyn. O laß die Dürftige unsre Hochzeit mit feyern.

Die wird Augen machen, das soll eine Freude seyn! rief Hannchen, eine Thräne der edlen Men-

lichkeit zitterte über ihre Wangen, und ungeduldig eilte sie fort, die Gabe reiner Herzen zu bringen, und zum Mitgenusse reiner Freuden zu laden. Eile hin frommes Mädchen, eile deinem Entzücken zu, und bereite dir eine herzbefriedigende Hochzeitsfeyer. Es kann dir nicht fehlen an wahrem Guten, allen Seegen, den der Pfarrer über dich aussprechen wird, hast du in deinem Innern, wandle auf deinem guten Wege weiter, du wirst bei schwarzem Brote die köstlichsten Mahle nicht vermissen, und ohne Sang und Klang und Tanz fröhlich seyn dein Leben hindurch.

Heiter und mit erhöhten Gefühlen schaute ihr der Bräutigam nach, lächelnd trat die Schwester herein, das Haar der Braut zu ringeln und zu kränzen, und an das kleine Fenster pickten in traulichem Spiele die gesättigten Vöglein.

G. W. C. Starke.

VIII.

Neue deutsche Werke, die nächstens erscheinen werden.

---

a) Lieder geselliger Freude. Herausgegeben von Johann Friedrich Reichard. Leipzig, bei Gerhard Fleischer, 1796.

Im Vorberichte dieser angenehmen Liedersammlung erklärt sich der Herausgeber über Zweck und Einrichtung derselben folgendermaßen.

„Wir sangloſen Deutschen fangen an reich zu werden an fröhlichen Liedern, aber unsre Gesellschaften, selbst die fröhlichsten, bleiben noch meist ohne Sang und Klang. Vielleicht ist auch die Schuld daran, daß jene Lieder in unzähligen großen und kleinen Sammlungen von Gesängen aller Art zerstreut sind. Manche Sammlung, die vierzig, funfzig Lieder, Arien und Duetten enthält, bietet kaum zwei, drei Lieder dar, deren Inhalt und Melodie einer gemischten fröhlichen Gesellschaft, die nur eben fröhlich seyn will, angemessen wäre; manche nicht Ein Lied. Die genaueste Durchsuchung von mehr als sechszig verschiedenen Liedersammlungen hat dieses nur zu sehr bewiesen. Und

so verdienen sich Herausgeber und Verleger dieser Sammlung, in der nur solche Lieder aufgenommen worden, welche von jeder guten fröhlichen Gesellschaft gerne gemeinschaftlich angestimmt werden möchten, vielleicht einigen Dank von ihren Landsleuten.

Die Sammlung, für welche man ein bequemes Taschenformat zu Erleichterung des gesellschaftlichen Gebrauchs wählte, wird in ihrer Vollständigkeit Einhundert der schönsten deutschen Lieder enthalten. Um die Wahl und das Auffinden der Lieder nach der jedesmaligen Veranlassung und Stimmung der Gesellschaft einigermaßen zu erleichtern, sind sie in vier Bücher nach den Jahreszeiten eingetheilt. Die Frühlings- und Sommerlieder legen wir hiermit vor; die Herbst- und Winterlieder erscheinen gewiß in der nächsten Michaelismesse. Dem dürren Sommer mußten oft Lieder gewidmet werden, die Empfindungen besingen, welche von allen Jahreszeiten sind: Freude, Zufriedenheit, Freiheit und vor allen die selige Freundschaft.

Diese beiden Abtheilungen enthalten die sangbarsten fröhlichen Lieder unserer beliebtesten Dichter und Komponisten, Gedichte von Friederike Brun, Bürger, Claudius, Gotter, Göthe, Herder, Hölty, Jacobi, Köpken, Matthissson, Meisner, Sophie Mereau, Pfeffel, Sa-

lis, Schiller, Schlegel, Stark, Stollberg, Voß und Weisse, mit Kompositionen von Hiller, Kunzen, Naumann, Reichart, Schulz, Schwenke, Seidel, Seidelmann, Spazier und Zelter. Die folgenden Abtheilungen werden, außer mehreren andern von diesen Dichtern und Komponisten, auch noch Lieder von einigen andern liefern.

Der Herausgeber hat sich bei der Wahl der der Gedichte und Melodien, nach seiner besten Überzeugung der strengsten Auswahl beflissen, und ist dabei nach Möglichkeit dem Begriffe treu geblieben, daß die Sammlung nur Lieder geselliger Freude enthalten solle. Freilich war es ihm oft betrübt zu finden, daß Lieblings-Dichter deutscher Nation, wie Göthe, Wieland und Schiller, so wenig der geselligen Freude gehuldigt haben, und oft war er in Versuchung von ihnen auch solche Gedichte mit aufzunehmen, die nur uneigentlich in dieser Sammlung Platz gefunden hätten. Am Ende aber fand er doch besser überall seinem Plane treu zu bleiben, für niemanden eine Ausnahme zu gestatten, und jene Lieder lieber einer andern Sammlung aufzubewahren, die er vielleicht künftig unter dem Titel: Lieder der Liebe und der Einsamkeit, dem gesangliebenden Publikum vorlegt. Er hat übrigens durchaus die neuesten Ausgaben

der Dichter benutzt; und nur da, wo die Dichter mit ihren bereits komponirten Liedern, ohne Rücksicht auf beliebte Melodien Änderungen vorgenommen hatten, die sich mit diesen nicht vertrugen, ist er den alten Lesearten treu geblieben.

Auch hat der Herausgeber in den Melodien die häufigen Druck- und Stichfehler, mit welchen die meisten Sammlungen angefüllt sind, hie und da wohl auch kleine Nachläßigkeiten zu verbessern gesucht. Mit den letzten ist er natürlich bei seinen eignen Kompositionen am strengsten verfahren; einige seiner Lieder haben merkliche Verbesserungen, andre auch neue Melodien erhalten. Ganz neue Lieder hat er indeß nur da von sich selbst eingehaltet, wo er nach ernstlichem Bestreben zu Poesien, die dieser Sammlung nicht fehlen durften, keine solche Melodien andrer Komponisten fand, deren Aufnahme er vor der strengern Kritik, die unter Lied und Arioso, oder gar Cavatine und Arie einen sehr wesentlichen Unterschied macht, und vor dem gebildeten deutschen Kunstpublikum glaubte verantworten zu können. Daher enthält diese erste Lieferung auch nur Neun ganz neue, noch nie gedruckte Liederkompositionen von ihm selbst; wenn es ihm gleich leicht geworden wäre, deren mehrere einzuschalten.

Mit den Poesien zu solchen Melodien, die

ihm den Charakter und Gehalt, den diese Sammlung forderte, zu haben schienen, und schon allgemein beliebt sind, ist er hie und da, doch nur selten, etwas weniger strenge gewesen. Melodien, die einmal tief eingegriffen haben, leben unaufhaltsam fort, und gelten, so zu sagen, auch ohne die Worte, wenn diese gleich selten, unbeschadet der Melodie, mit bessern Worten zu vertauschen sind. Kränkend war es dem Herausgeber, daß er auch mit dieser Einschränkung, so weit sie der gute Geschmack nur irgend verstattete, keine Kompositionen von den mit Recht so hoch verehrten Männern Hayon, Mozart, Dittersdorf u. a. aufzunehmen fand; und es blieb ihm unbegreiflich wie diese vortrefflichen Männer einerseits unsre besten Dichter so wenig benutzt, andrerseits das Lied sogar nicht nach seiner eigentlichen Natur bearbeitet haben. — Zuweilen hat der Herausgeber auch bekannten einstimmigen Melodien durch Hinzufügung mehrerer Stimmen, oder durch Mischung von Solo- und Chorstimmen eine geselligere Gestalt zu geben gesucht.

Über die eigentlichen Chorgesänge dieser Sammlung hat der Herausgeber seinen Lesern noch ein Wort zu sagen.

Wenn gleich die Melodie, und besonders ihre Bewegung die Seele des Liedes ist, so wird das

Lied, welches in die Seele des ganzen Menschengeschlechts, der ganzen belebten Natur hoch anstimmt, doch für das gebildete Ohr und Kunstgefühl nur dann erst das, was er seyn kann, ganz, wenn die Harmonie dazu kommt, und mehrere Stimmen in reinen Akkorden die Melodie zu ihrer höchsten Würde und Schönheit erheben. Mehrere dieser Lieder sind daher chormäßig gesetzt, und es wäre zu wünschen, daß die Bequemlichkeit, mit der mehrere Mitglieder der Gesellschaft dieses Lieder-Buch leicht bei sich führen können, auch den Gewinn brächte, daß sich alle musikalische Glieder der Gesellschaft bemühten, solche Lieder, wie sie da stehn, drei- und vierstimmig zu singen. Es giebt da in der Schweiz ganze Gemeinen, die bei kirchlichen Versammlungen, die weniger faßlich gesetzten Psalmmelodien mehrstimmig absingen; warum sollte denn dieses in Deutschland, wo Musik denn doch bei aller Mangelhaftigkeit weit mehr und gründlicher getrieben wird als in der Schweiz, unausführbar seyn? Wenn man dabei noch die sorgfältig angegebnen Grade der Stärke und Schwäche beobachtet und auch beim Chorgesange die eigentliche Bewegung der Lieder richtig trifft und rein erhält; so wird man bei manchem sehr einfachen Liede eine Wirkung wahrnehmen, die Wenige von einem so kleinen Musikstück erwarten möchten. Und dieses

kann denn wohl auch ein neuer Reiz zur Förderung des geſellſchaftlichen Geſanges werden, welches für den Herausgeber gewiß die angenehmſte Belohnung ſeyn würde.«

Wo ſich muſikaliſche Inſtrumentalbegleitung leicht darbietet, wird auch dieſe, beſonders bei Chorgeſängen, mit glücklichem Erfolg angewandt werden können. Violinen und Flöten, oder auch Hoboen und Clarinetten können meiſtens die beiden Oberſtimmen, wie ſie da ſind, ausführen; der Baß iſt ohnehin für jedes blaſende oder beſaitete Baßinſtrument gerecht, und die Tenorſtimme können Bratſchen, oder auch Gamben und Fagotten verſtärken. Wo ſich ſolche ſtarke Begleitung aber nicht findet, auch ein gutes Fortepiano fehlt, wird oft bloß ein gutes Baßinſtrument zur Unterſtützung der Baßſingſtimme hinlänglich ſeyn, den Sänger im Ton und im Takt erhalten zu helfen.

Findet dieſe Sammlung die gute Aufnahme, auf die Herausgeber und Verleger hoffen, ſo fügen wir ihr auch wohl künftig die jedem Liede angemeßne Inſtrumentalbegleitung bei.«

Wir wollen nur noch hinzufügen, daß der Verleger dieſem Werke die äußerſte Eleganz und Vollendung gegeben. Der Druck mit didotiſcher Schrift aus der Ungerſchen Offizin iſt vortrefflich und wird durch ſchönes holländiſches Papier

nach Verdienst gehoben: die von Menzel in Kupfer gestochne Musik ist eben so deutlich und korrekt als zierlich und ein sehr angenehmes Bild der Terpsichore von Bolte gestochen vollendet die Eleganz des Äußern.

Über das Studium der Griechischen Poesie, von Friedrich Schlegel. Neustreliz.

Wir haben von dieser wichtigen Schrift, die zur Michaelismesse erscheinen wird, zehn Bogen vor uns liegen, und eilen unsern Lesern einen kleinen Vorschmack davon zu geben, indem wir die Hauptsätze ausheben und sie mit vielen der schönsten Stellen vorlegen.

Der Verfasser hebt mit der Charakterisirung der modernen Poesie an. »Volle Befriedigung die sich nur in dem vollständigen Genuß findet, wo jede errregte Erwartung erfüllt, auch die kleinste Unruhe aufgelöst wird, wo alle Sehnsucht schweigt, diese fehlt der Poesie unsers Zeitalters.« —

»Wahrheit und Sittlichkeit ist öfter der Zweck moderner Dichter als Schönheit.« — Beinahe überall findet man jedes andre Prinzip als höchstes Ziel und erstes Gesetz der Kunst, als letzter Maßstab für den Werth ihrer Werke stillschweigend vorausgesetzt oder ausdrücklich aufgestellt; nur nicht das Schöne. — findet sich ja eine leise Ahndung vollkommener Schönheit, so ist es nicht sowohl im ruhigen Genuß, als in unbefriedigter Sehnsucht. —

»Die Gränzen der Wissenschaft und der Kunst des Wahren und Schönen sind so verwirrt, daß sogar die Überzeugung von der Unwandelbarkeit jener ewigen Gränzen fast allgemein wankend gewor-

den ist. Die Philosophie poetisirt und die Poesie philosophirt. Die Geschichte wird als Dichtung, diese aber als Geschichte behandelt. Selbst die Dichtarten verwechseln gegenseitig ihre Bestimmung; eine lyrische Stimmung wird der Gegenstand eines Drama und ein dramatischer Stoff wird in lyrische Form gezwängt —

»Die Theorie selbst scheint an einem festen Punkt in dem endlosen Wechsel völlig zu verzweifeln. Der öffentliche Geschmack — doch wie wäre da ein öffentlicher Geschmack möglich, wo es keine öffentliche Sitten giebt? — Die Karrikatur des öffentlichen Geschmacks, die Mode, huldigt mit jedem Augenblicke einem andern Abgotte.« —

»Dieser Künstler strebt allein nach den üppigen Reizen eines wollüstigen Stoffs, dem blühenden Schmuck, dem schmeichelnden Wohllaut einer bezaubernden Sprache, wenn auch seine abentheuerliche Dichtung Wahrheit und Schicklichkeit beleidigt und die Seele leer läßt. Jener täuscht sich wegen einer gewissen Rundung und Feinheit in der Anordnung und Ausführung mit dem voreiligen Wahne der Vollendung. Ein anderer, um Reiz und Rundung unbekümmert, hält ergreifende Treue der Darstellung, das tiefste Auffassen der verborgensten Eigenthümlichkeit für das höchste Ziel der Kunst. Diese Einseitigkeit des italienischen, französischen und engländischen Geschmacks findet sich in ihrer schroffsten denden Hälfte in Deutschland beisammen wieder.«

»Die metaphysischen Untersuchungen einiger wenigen Denker über das Schöne hatten nicht den mindesten Einfluß auf die Bildung des Geschmacks und der Kunst. Die praktische Theorie der Poesie aber war bis auf wenige Ausnahmen bis jetzt nicht viel mehr als der Sinn dessen, was man verkehrt genug ausübte; gleichsam der abgezogne Begriff des falschen Geschmacks, der Geist der unglücklichen Geschichte.«

»Die Anarchie, welche in der ästhetischen Theorie, wie in der Praxis der Künstler so sichtbar ist,

erstreckt sich sogar auf die Geschichte der modernen Poesie. —

»Charakterlosigkeit scheint der einzige Charakter der modernen Poesie, Verwirrung das Gemeinsame ihrer Masse, Gesetzlosigkeit der Geist ihrer Geschichte, und Skeptizismus das Resultat ihrer Theorie.« —

»Nicht einmal die Eigenthümlichkeit hat bestimmte und feste Gränzen. — Im Zwecke völlig gleichgültig gegen alle Form und nur voll unersättlichen Durstes nach Stoff, erlangt auch das feine Publikum vom Künstler nichts als interessante Individualität.

»Wenn man diese Zwecklosigkeit und Gesetzlosigkeit des Ganzen der modernen Poesie, und die hohe Trefflichkeit der einzelnen Theile gleich aufmerksam beobachtet: so erscheint ihre Masse wie ein Meer streitender Kräfte, wo die Theilchen der aufgelösten Schönheit, die Bruchstücke der zerschmetterten Kunst, in trüber Mischung sich verworren regen.«

Der Verfasser geht nun zur genauern Charakteristik der modernen Poesie über, er zeigt, daß sie in sich selbst kein Ganzes ausmache, daß man sie aber von der andern Seite doch als ein solches betrachten müsse, weil die Bildung der modernen Völkermasse, trotz aller Verschiedenheit, nach einem gemeinschaftlichen Ziele strebe; eben dies sey auch mit der modernen Poesie der Fall. — Seit der Wiederherstellung der Wissenschaften ahmen sich alle europäische Nationen gegenseitig nach; nur Deutschland hat bis jetzt den vielseitigsten fremden Einfluß ohne Rückwirkung erfahren. Jede Poesie der Modernen hat nach und nach den Charakter künstlicher Bildung angenommen; aber alle Völker haben schon mit den frühsten Zeiten sehr viel Gemeinsames. Diese Ähnlichkeit erhält sich auch bei allen Veränderungen.

Alles dies ließe sich vielleicht aus der äußern Berührung, aus der Lage erklären. Andre Züge

führen uns aber darauf, daß wir vieles aus einem gemeinschaftlichen innern Prinzip herleiten müssen. Dahin gehört besonders die standhafte Nachahmung der alten Kunst, zu der man nach allen mislungenen Versuchen immer wieder zurückkehrte. Jenes sonderbare Verhältniß der Theorie zur Praxis. Ferner der schneidende Kontrast der höhern und niedern Kunst. Ferner das totale Übergewicht des Charakteristischen Individuellen und Interessanten in der ganzen Masse der modernen Poesie, vorzüglich aber in den spätern Zeitaltern. Endlich das rastlose unersättliche Streben nach dem Neuen, Piquanten und Frappanten, bei dem dennoch die Sehnsucht unbefriedigt bleibt.

Wenn die nazionellen Theile der modernen Poesie, aus ihrem Zusammenhange gerissen, und als einzelne für sich bestehende Ganze betrachtet werden, so sind sie unerklärlich. Sie bekommen erst durcheinander Haltung und Bedeutung. Je aufmerksamer man aber die ganze Masse der modernen Poesie selbst betrachtet, je mehr erscheint auch sie als das bloße Stück eines Ganzen. Die Einheit, welche so viele gemeinsame Eigenschaften zu einem Ganzen verknüpft, ist in der Masse ihrer Geschichte nicht sogleich sichtbar. Wir müssen ihre Einheit also sogar jenseits ihrer Gränzen aufsuchen, und sie selbst giebt uns einen Wink, wohin wir unsern Weg richten sollen. Die gemeinsamen Züge, welche Spuren innern Zusammenhanges zu sein scheinen, sind seltner Eigenschaften, als Bestrebungen und Verhältnisse. Die Gleichheit einiger vermehrt sich, je mehr wir uns von dem jetzigen Zeitalter rückwärts entfernen; die einiger andern, je mehr wir uns demselben nähern. Wir müssen also nach einer doppelten Richtung nach ihrer Einheit forschen; rückwärts nach dem ersten Ursprunge ihrer Entstehung und Entwicklung; vorwärts nach dem letzten Ziele ihrer Fortschreitung. Vielleicht gelingt es uns auf diesem Wege, ihre Ge-

chichte vollständig zu erklären und nicht nur den Grund, sondern auch den Zweck ihres Charakters befriedigend zu deduziren.«

Es sind zwei Naturen im Menschen, die eine welche bildet, und die andre, welche die Bildung modifizirt, befördert und hemmet. Mit dem Anfange der Existenz fängt sogleich der Kampf des Menschen mit dem Schicksale an. Die Menschheit ist eine zweideutige Mischung von Gottheit und Thierheit, und diese Vermischung veranlaßt eben die unauflöslichen Widersprüche. Vieles was der Mensch thut, gehört ihm eigentlich nicht; aber dennoch muß die bildende Kraft frey seyn. In dem gegenseitigen Einflusse muß eine von beiden Kräften die wirkende, die andre die rückwirkende seyn.

»Entweder die Freiheit oder die Natur muß der menschlichen Bildung den ersten bestimmten Anstoß geben, und dadurch die Richtung des Weges, das Gesetz der Progression, und das endliche Ziel der ganzen Laufbahn determiniren; es mag nun von der Entwicklung der gesammten Menschheit oder eines einzelnen wesentlichen Bestandtheils derselben die Rede seyn. Im ersten Falle kann die Bildung eine natürliche, im letzten eine künstliche heißen. In jener ist der erste ursprüngliche Quell der Thätigkeit ein unbestimmtes Verlangen; in dieser ein bestimmter Zweck. Dort ist der Verstand auch bei der größten Ausbildung höchstens nur der Handlanger und Dolmetscher der Neigung; der gesammte zusammengesetzte Trieb aber der unumschränkte Gesetzgeber und Führer der Bildung. Hier ist die bewegende, ausübende Kraft zwar auch der Trieb; die lenkende, gesetzgebende Macht hingegen der Verstand: gleichsam ein oberstes lenkendes Prinzipium, welches die blinde Kraft leitet und führt, ihre Richtung determinirt, und nach Willkühr die einzelnen Theile trennt und verknüpft.«

Alle menschliche Bildung nimmt von der Natur ihren Anfang; die Praxis ist vor der Theorie

da. Nur auf eine natürliche Bildung kann eine künstliche folgen, und zwar nur auf eine verunglückte natürliche Bildung.

»Schon in den frühesten Zeitaltern der Europäischen Bildung finden sich unverkennbare Spüren des künstlichen Ursprungs der modernen Poesie. Die Kraft, der Stoff war zwar durch Natur gegeben: das lenkende Prinzip der ästhetischen Bildung war aber nicht der Trieb, sondern gewisse dirigirende Begriffe. — Das kolossalische Werk des Dante, dieses erhabene Phänomen in der trüben Nacht jenes eisernen Zeitalters, ist mit der Phantasterei der Romantischen Dichtung ein Dokument für den künstlichen Charakter der ältesten modernen Poesie. — Der Reim selbst scheint ein Kennzeichen dieser ursprünglichen Künstlichkeit unserer ästhetischen Bildung.«

Diese Spüren der Künstlichkeit sind freilich nur noch geringe, im Vergleich gegen die spätere Zeit. Dieser Keim mußte erst Zeit haben zu wachsen und sich auszubreiten, um sich dem Auge recht anschaulich darzustellen.

Späterhin trat die Theorie auf, und kündigte sich als gesetzgebendes Prinzip der modernen Bildung an; als solches ward sie auch allgemein anerkannt. Sie konnte aber nie mit sich selber einig werden; bis dahin müssen die Gränzen des Verstandes und des Gefühls im Gebiete der Kunst von beiden Seiten beständig überschritten werden.

»Die einseitige Theorie wird sich leicht noch größere Rechte anmaßen, als selbst der allgemeingültigen zukommen würden. Der entartete Geschmack hingegen wird der Wissenschaft seine eigne verkehrte Richtung mittheilen, statt daß er von ihr eine bessere empfangen sollte. Stumpfe oder niedrige Gefühle, verworrne oder schiefe Urtheile, lückenhafte oder gemeine Anschauungen werden nicht nur eine Menge einzelner unrichtiger Begriffe und Grundsätze erzeugen, sondern auch grundschiefe Richtungen der Untersuchung, ganz verkehrte Grundgesetze veranlassen.

Daher der zwiefache Charakter der modernen Theorie, welcher das unläugbarste Resultat ihrer ganzen Geschichte ist. Sie ist nemlich theils ein treuer Abdruck des modernen Geschmacks, der abgezogene Begriff der verkehrten Praxis, die Regel der Barbarei; theils das verdienstvolle Streben nach einer allgemeingültigen Wissenschaft.«

Zuerst schloß sich die Kunst an eine gegebene Mischung, man ahmte standhaft und allgemein das Antike nach. Alle mißverstandenen Regeln beruhten anfangs auf der Auktorität der Alten.

Man sah den Irrthum ein und überließ sich nun blindlings andern Irrthümern, da man einmal den ersten begangen hatte. Die Nazionalcharaktere vermischten sich, alle ahmten sich nach; und so entstand am Ende jene Anarchie im Geschmacke. Jeder Künstler ist nun ein isolirter Egoist in der Mitte seines Zeitalters. Es giebt so viele individuelle Manieren als originelle Künstler. Zu manierirter Einseitigkeit gesellte sich die reichste Vielseitigkeit; denn je weiter man von der reinen Wahrheit entfernt ist, je mehr einseitige Ansichten derselben giebt es.

Noch unglücklicher aber waren jene Versuche, die reinen Kunstarten mit einander zu vermischen; dadurch wurde die Natur gewaltsam zerrüttet und ihre Einfachheit verfälscht. Ob sich aber durch diese künstlichen Zusammensetzungen neue Arten entdecken lassen, ist wenigstens äußerst ungewiß.

»Nichts kann die Künstlichkeit der modernen ästhetischen Bildung besser erläutern und bestätigen, als das große Übergewicht des Individuellen, Charakteristischen und Philosophischen in der ganzen Masse der modernen Poesie. Die vielen und trefflichen Kunstwerke, deren Zweck ein philosophisches Interesse ist, bilden nicht etwa bloß eine unbedeutende Nebenart der schönen Poesie, sondern eine ganz eigne große Hauptgattung, welche sich wieder in zwei Unterarten spaltet.«

»Es giebt Erkenntnisse, welche durch historische Nachahmung wie durch intellektuelle Bezeichnung

durchaus nicht mitgetheilt, welche nur dargestellt werden können; individuelle idealische Anschauungen, als Beispiele und Belege zu Begriffen und Ideen. Auf der andern Seite giebt es auch Kunstwerke, idealische Darstellungen, welche offenbar keinen andern Zweck haben, als Erkenntniß. Ich nenne die idealische Poesie, deren Ziel das philosophisch-Interessante ist, didaktische Poesie. Werke, deren Stoff didaktisch, deren Zweck aber ästhetisch, oder Werke, deren Stoff und Zweck didaktisch, deren äußere Form aber poetisch ist, sollte man durchaus nicht so benennen: denn nie kann die individuelle Beschaffenheit des Stoffs ein hinreichendes Prinzip zu einer gültigen ästhetischen Klassifikation seyn.

Der große Umfang das Charakteristischen in der ganzen ästhetischen Bildung des Modernen offenbart sich auch in andern Künsten. Giebt es nicht eine charakteristische Mahlerei, deren Interesse weder ästhetisch, noch historisch, sondern rein physiognomisch, also philosophisch; deren Behandlung aber nicht historisch, sondern idealisch ist? — Selbst in der Musik hat die Charakteristik individueller Objekte ganz wider die Natur dieser Kunst überhand genommen. Auch in der Schauspielkunst herrscht das Charakteristische unumschränkt. Ein mimischer Virtuose muß an Organisation und Geist gleichsam ein physischer und intellektueller Proteus seyn, um sich selbst in jede Manier und jeden Charakter, bis auf die individuellsten Züge metamorphosiren können.

Was war natürlicher, als daß das lenkende Prinzipium das gesetzgebende, daß das philosophisch Interessante letzter Zweck der Poesie ward! — Bei höherer intellektueller Bildung wurde also natürlich das Ziel der modernen Poesie originelle und interessante Individualität.

Nur durch eine idealische Stellung wird die Charakteristik eines Individuums zum philosophischen Kunstwerk. Durch diese Anordnung muß

das Gesetz des Ganzen aus der Masse klar hervorreken, und sich dem Auge leicht darbieten; der Sinn, Geist, innre Zusammenhang des dargestellten Wesens muß aus ihm selbst hervorleuchten.

Aber selbst die reichhaltigste philosophische Charakteristik ist doch nur eine einzelne Merkwürdigkeit für den Verstand, eine bedingte Erkenntniß, das Stück eines Ganzen, welches die strebende Vernunft nicht befriedigt. Der Instinkt der Vernunft strebt stets nach in sich selbst vollendeter Vollständigkeit, und schreitet unaufhörlich vom Bedingten zum Unbedingten fort. Das Bedürfniß des Unbedingten und der Vollständigkeit ist der Ursprung und Grund der zweiten Art der didaktischen Gattung. Dies ist die eigentliche philosophische Poesie, welche nicht nur den Verstand, sondern auch die Vernunft interessirt. Ihre eigne natürliche Entwicklung und Fortschreitung führt die charakteristische Poesie zur philosophischen Tragödie, dem vollkommnen Gegensatze der ästhetischen Tragödie. Diese ist die Vollendung der schönen Poesie, besteht aus lauter lyrischen Elementen, und ihr endliches Resultat ist die höchste Harmonie. Jene ist das höchste Kunstwerk der didaktischen Poesie, besteht aus lauter charakteristischen Elementen, und ihr endliches Resultat ist die höchste Disharmonie. Ihre Katastrophe ist tragisch; nicht so ihre ganze Masse: denn die durchgängige Reinheit des Tragischen (eine nothwendige Bedingung der ästhetischen Tragödie) würde der Wahrheit der charakteristischen und philosophischen Kunst Abbruch thun.«

Der Verfasser geht nun zu Shakespear über, und entwickelt im Hamlet auf eine vortreffliche Art seinen Begriff von philosophischer Tragödie.

Man verkennt den Hamlet oft so sehr, daß man ihn stückweise lobt. Eine ziemlich inkonsequente Toleranz, wenn das Ganze wirklich so unzusammenhängend, so sinnlos ist, als man stillschweigend voraussetzt! Überhaupt ist in Shakspears Dramen der Zusammenhang selbst zwar so einfach und klar,

daß er offnen und unbefangnen Sinnen sichtbar und von selbst einleuchtet. Der Grund des Zusammenhanges aber liegt oft so tief verborgen, die unsichtbaren Bande, die Beziehungen sind so fein, daß auch die scharfsinnigste kritische Analyse mißglücken muß, wenn es an Takt fehlt, wenn man falsche Erwartungen mitbringt, oder von irrigen Grundsätzen ausgeht. Im Hamlet entwickeln sich alle einzelnen Theile nothwendig aus einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt, und wirken wiederum auf ihn zurück. Nichts ist fremd, überflüssig, oder zufällig in diesem Meisterstück künstlerischer Weisheit.«

»Es giebt vielleicht eine vollkommnere Darstellung der unauflöslichen Disharmonie, welche der eigentliche Gegenstand der philosophischen Tragödie ist, als ein so gränzenloses Mißverhältniß der denkenden und thätigen Kraft, wie in Hamlets Charakter. Der Totaleindruck dieser Tragödie ist ein Maximum der Verzweiflung.«

»Shakespear ist unter allen Künstlern derjenige, welcher den Geist der modernen Poesie überhaupt am vollständigsten und am treffendsten charakterisirt. In ihm vereinigen sich die reizendsten Blüthen der Romantischen Phantasie, die gigantische Größe der gothischen Heldenzeit, mit den feinsten Zügen moderner Geselligkeit, mit der tiefsten und reichhaltigsten poetischen Philosophie. In den beiden letzten Rücksichten könnte es zu Zeiten scheinen, er hätte die Bildung unsers Zeitalters antizipirt.«

»Man darf ihn ohne Übertreibung den Gipfel der modernen Poesie nennen.«

»Dennoch wußten viele gelehrte und scharfsinnige Denker nicht, was sie mit Shakespear machen sollten. Der inkorrekte Mensch wollte ihren konvenzionellen Theorien gar nicht recht zusagen. Eine unwiderstehliche Sympathie befremdet nehmlich den Kenner ohne Takt und treffenden Blick mit den ordentlichen Dichtern die zu schwach sind, um ausschweifen zu können. Es ist daher wenig mehr als die Mittelmäßigkeit derjenigen Künstler, die weder warm

warm noch kalt sind, welche unter dem Nahmen der Korrektheit gestempelt und geheiligt worden ist. Das gewöhnliche Urtheil, Shakespears Inkorrektheit sündige wider die Regeln der Kunst, ist, um wenig zu sagen, sehr voreilig, so lange noch gar keine objektive Theorie existirt.«

Wer seine Poesie als schöne Kunst beurtheilt, der geräth nur in tiefere Widersprüche, je mehr Scharfsinn er besitzt, je besser er den Dichter kennt. Wie die Natur Schönes und Häßliches durcheinander mit gleich üppigem Reichthum erzeugt, so auch Shakespear. Keine seiner Dramen ist in Masse schön; nie bestimmt Schönheit die Anordnung des Ganzen. Auch die einzelnen Schönheiten sind in der Natur nur selten von häuslichen Zusätzen rein, und sie sind nur Mittel eines andern Zweckes; sie dienen dem charakteristischen oder philosophischen Interesse.

»Seine Darstellung ist nie objektiv, sondern durchgängig manierirt. — Unter Manier verstehe ich in der Kunst eine individuelle Richtung des Geistes und eine individuelle Stimmung der Sinnlichkeit, welche sich in Darstellungen, die idealisch seyn sollen, äußern.«

»Aus diesem Mangel der Allgemeingültigkeit, aus dieser Herrschaft des Manierirten, Charakteristischen und Individuellen, erklärt sich von selbst die durchgängige Richtung der Poesie, ja der ganzen ästhetischen Bildung des Modernen aufs Interessante. Interessant nehmlich ist ein jedes originelle Individuum, welches ein größeres Quantum von intellektuellem Gehalt oder ästhetischer Energie enthält.«

Da alle Größen in das Unendliche vermehrt werden können, so ist es klar, warum auf diesem Wege nie eine vollständige Befriedigung erreicht werden kann; warum es kein höchstes Interessantes giebt.« —

»Was die Theorie versprach, was man in der Natur suchte, in jedem einzelnen Idol zu finden

hoffte; was war es anders als ein ästhetisches Höchstes? — Nur das Allgemeingültige, Beharrliche und Nothwendige. das Objektive kann diese große Lücke ausfüllen; nur das Schöne kann diese heiße Sehnsucht stillen. Das Schöne ist der allgemeingültige Gegenstand eines uninteressirten Wohlgefallens; welches von dem Zwange des Bedürfnisses und des Gesetzes gleich unabhängig, frei und dennoch nothwendig, ganz zwecklos, und dennoch unbedingt zweckmäßig ist. Das Übermaß des Individuellen führt also von selbst zum Objektiven, das Interessante ist die Vorbereitung des Schönen, und das letzte Ziel der modernen Poesie kann kein andres seyn als das höchste Schöne ein Maximum von objektiver ästhetischer Vollkommenheit.« — —

— Und nun folgt die schöne Stelle über Göthe, die die Leser im zweiten Stücke dieses Journals gefunden haben. In diesem Zusammenhange ist sie natürlicherweise gehaltvoller und gedankenreicher. —

»Göthe, dieser große Künstler, eröffnet die Aussicht auf eine ganz neue Stufe der ästhetischen Bildung. Seine Werke sind eine unwiderrufliche Beglaubigung, daß das Objektive möglich und die Hoffnung des Schönen kein leerer Wahn der Vernunft sey. Das Objektive ist hier wirklich schon erreicht, und da die nothwendige Gewalt des Instinkts jede stärkere ästhetische Kraft aus der Krise des Interessanten dahin führen muß: so wird das Objektive auch bald allgemeiner, es wird öffentlich anerkannt, und durchgängig herrschend werden. Dann hat die ästhetische Bildung den entscheidenden Punkt erreicht, wo sie sich selbst überlassen nicht mehr sinken, sondern durch äußre Gewalt in ihren Fortschritten aufgehalten, oder völlig zerstört werden kann.«

»Den Gang und die Richtung der modernen Bildung bestimmen herrschende Begriffe: und so giebt es auch ästhetische Vorurtheile, de-

denen die am gefährlichsten sind, welche die fernere Entwicklung von selbst hemmen. Es ist die heiligste Pflicht aller Werke der Kunst, solche Irrthümer, welche der natürlichen Freiheit schmeicheln, und die Selbstkraft lähmen, indem sie die Hoffnungen der Kunst als unmöglich, die Bestrebungen derselben als fruchtlos darstellen, ohne Schonung zu bekämpfen, ja wo möglich ganz zu vertilgen.«

So denken viele: »Schöne Kunst sey gar nicht Eigenthum der ganzen Menschheit; am wenigsten eine Frucht künstlicher Bildung. Sie sey die unwillkührliche Ergießung einer günstigen Natur; die lokale Frucht des glücklichsten Klima's; eine momentane Epoche, eine vorübergehende Blüthe, gleichsam der kurze Frühling der Menschheit. Da sey schon die Wirklichkeit selbst edel, schön und reizend, und die gemeinste Volkssage ohne alle künstliche Zubereitung bezaubernde Poesie. Jene frische Blüthe der jugendlichen Phantasie, jene mächtige und schnelle Elasticität, jene höhere Gesundheit des Gefühls könne nicht erkünstelt, und einmal zerrüttet nie wieder geheilt werden. Am wenigsten unter der Nordischen Härte eines trüben Himmels, der Barbarei gothischer Verfassungen, dem Herzensfrost gelehrter Vielwisserei.«

Vielleicht kann dies unter manchen Einschränkungen, wenigstens für einen Theil der bildenden Kunst gelten. Es scheint in der That daß für schöne Plastik der Mangel einer glücklichen Organisation, und eines günstigen Klima's weder durch einen gewaltsamen Schwung der Freiheit, noch durch die höchste Bildung ersetzt werden könne. Mit Unrecht und wider alle Erfahrung dehnt man dies aber auch auf die Poesie aus. Wie viel große Barden und glückliche Dichter gab es nicht unter allen Zonen, deren ursprüngliche Feuerkraft durch die ausgesuchteste Unterdrückung nicht erstickt werden konnte? Die Poesie ist eine universelle Kunst: denn ihr Organ, die Phantasie ist schon ungleich näher mit der Freiheit verwandt, und unabhängi-

ger von äußerm Einfluß. Poesie und poetischer Geschmack ist daher weit korruptibler, wie der plastische, aber auch unendlich perfektibler. Allerdings ist die frische Blüthe der jugendlichen Phantasie ein köstliches Geschenk der Natur und zugleich das flüchtigste. Schon durch einen einzigen giftigen Hauch entfärbt sich das Kolorit der Unschuld, und welkend senkt die schöne Blume ihr Haupt. Aber auch dann, wenn die Phantasie schon lange durch Vielwisserei erdrückt und abgestumpft, durch Wollust erschlafft und zerrüttet worden ist, kann sie sich durch einen Schwung der Freiheit und durch ächte Bildung von neuem emporschwingen, und allmählich vervollkommnen. *) Stärke, Feuer, Elastizität kann sie völlig wieder erreichen; nur das frische Kolorit, der romantische Duft jenes Frühlings kehrt im Herbst nicht leicht zurück.

Sehr allgemein verbreitet ist ein andres Vorurtheil, welches der schönen Kunst sogar alle selbstständige Existenz, alle eigenthümliche Bestandheit völlig abspricht, ihre spezifische Verschiedenheit ganz läugnet. Ich fürchte, wenn gewisse Leute laut dächten, es würden sich viele Stimmen erheben: »Die Poesie sey nichts andres als die sinnbildliche Kindersprache der jugendlichen Menschheit: nur Vorübung der Wissenschaft, Hülle der Erkenntniß, eine überflüssige Zugabe des wesentlich Guten und Nützlichen. Je höher die Kultur steige, desto unermeßlicher verbreite sich das Gebiet der deutlichen Erkenntniß; das eigentliche Gebiet der Darstellung — die Dämmerung schrumpfe vor den einbrechendem Licht immer enger zusammen. Der helle Mittag der Aufklärung sey nun da. Poesie — diese artige Kinderei sey für das letzte Jahrzehend unsers philosophischen Jahrhunderts nicht

*) Überhaupt ist die moralische Heilkraft der menschlichen Natur wunderbar stark, und dem sonderbaren organischen Vermögen einiger Thierarten nicht ganz unähnlich, deren zähe Lebenskraft auch entrißne Glieder wieder ersetzt und nachtreibt.

mehr anständig. Es sey endlich einmal Zeit, damit aufzuhören.«

So hat man einen einzelnen Bestandtheil der schönen Kunst, einen vorübergehenden Zustand derselben in einer frühern Stufe der Bildung mit ihrem Wesen selbst verwechselt. So lange die menschliche Natur existirt, wird der Trieb der Darstellung sich regen, und die Forderung des Schönen bestehen. Die nothwendige Anlage des Menschen, welche, so bald sie sich frei entwickeln darf, schöne Kunst erzeugen muß, ist ewig. Die Kunst ist eine ganz eigenthümliche Thätigkeit des menschlichen Gemüths, welche durch ewige Gränzen von jeder andern geschieden ist. — Alles menschliche Thun und Leiden ist ein gemeinschaftliches Wechselwirken des Gemüths und der Natur. Nun muß entweder die Natur oder das Gemüth den letzten Grund des Daseyns eines gemeinschaftlichen einzelnen Produkts enthalten, oder den ersten bestimmenden Stoß zu dessen Hervorbringung geben. Im ersten Fall ist das Resultat Erkenntniß. Der Charakter des rohen Stoffs bestimmt den Charakter der aufgefaßten Mannichfaltigkeit, und veranlaßt das Gemüth, diese Mannichfaltigkeit zu einer bestimmten Einheit zu verknüpfen, und in einer bestimmten Richtung die Verknüpfung fortzusetzen, und zur Vollständigkeit zu ergänzen. Erkenntniß ist eine Wirkung der Natur im Gemüth. Im zweiten Fall hingegen muß das freie Vermögen sich selbst eine bestimmte Richtung geben, und der Charakter der gewählten Einheit bestimmt den Charakter der zu wählenden Mannichfaltigkeit, die jenem Zwecke gemäß gewählt, geordnet und wo möglich gebildet wird. Das Produkt ist ein Kunstwerk und eine Wirkung des Gemüths in der Natur. Zur darstellenden Kunst gehört jede Ausführung eines ewigen menschlichen Zwecks im Stoff der äußern mit dem Menschen nur mittelbar verbundnen Natur. Es ist nicht zu besorgen, daß dieser Stoff je ausgehn, oder daß die ewigen Zwecke je aufhören

werden, Zwecke des Menschen zu seyn. — Nicht weniger ist die Schönheit durch ewige Gränzen von allen übrigen Theilen der menschlichen Bestimmung geschieden. Die reine Menschheit (ich verstehe darunter hier die vollständige Bestimmung der menschlichen Gattung) ist nur nur eine und dieselbe, ohne alle Theile. In ihrer Anwendung auf die Wirklichkeit aber theilt sie sich nach der ewigen Verschiedenheit der ursprünglichen Vermögen und Zustände, und nach den besondern Organen, welche diese erfordern, in mehrere Richtungen. Wenn ich hier voraussetzen darf, daß das Gefühlsvermögen vom Bestellungsvermögen und Begehrungsvermögen spezifisch verschieden sey; daß ein mittlerer Zustand zwischen dem Zwang des Gesetzes und des Bedürfnisses, ein Zustand des freien Spiels, und der bestimmungslosen Bestimmbarkeit in der menschlichen Natur eben so nothwendig sey, wie der Zustand gehorsamer Arbeit, und beschränkter Bestimmtheit: so ist auch die Schönheit eine dieser Richtungen und von ihrer Gattung — der ganzen Menschheit, wie von ihren Nebenarten — den übrigen ursprünglichen Bestandtheilen der menschlichen Aufgabe, spezifisch verschieden.

Aber nicht blos die Anlage zur Kunst und das Gebot der Schönheit sind physisch und moralisch nothwendig; auch die Organe der schönen Kunst versprechen Dauer. Es muß doch wohl nicht erst erwiesen werden, daß der Schein ein unzertrennlicher Gefährte des Menschen sey? Den Schein der Schwäche, des Irrthums, des Bedürfnisses mag das Licht der Aufklärung immerhin zerstören: der freie Schein der spielenden Einbildungskraft kann darunter nicht leiden. Nur muß man der genannten Forderung der Darstellung und Erscheinung nicht eine spezielle Bildlichkeit unterschieben; oder die gewaltsamen Ausbrüche der furchtbaren Leidenschaften wilder Naturmenschen mit dem Wesen der Poesie verwechseln. Allerdings ist es sehr natürlich und begreiflich, daß auf einer gewissen mittlern

Höhe der künstlichen Bildung Grübelei und Vielwisserei, jene leichten Spiele der Einbildungskraft zähme und erdrücke, Verfeinerung und Verzärtelung das Gefühl abschleife und schwäche. Durch den Zwang vollkommner Kunst wird die Kraft des Triebes abgestumpft, seine Regsamkeit gefesselt, eine einfache Bewegung zerstreut und verwirrt. Die Sinnlichkeit und Geistigkeit ist aber im Menschen so innig verwebt, daß ihre Entwicklung zwar wohl in vorübergehenden Stufen, aber auch nur in diesen divergiren kann. In Masse werden sie gleichen Schritt halten, und der vernachläßigte Theil wird über kurz oder lang das Versäumte nachholen. Es hat in der That den größten Anschein, daß der Mensch mit der wachsenden Höhe wahrer Geistesbildung auch an Stärke und Reizbarkeit des Gefühls, also an ächter ästhetischer Lebenskraft (Leidenschaft und Reiz) eher gewinne als verliehre.

Unbegreiflich scheint es, wie man sich habe überreden können, die italienische und französische Poesie, und wohl gar auch die Engländische und Deutsche habe ihr goldnes Zeitalter schon gehabt. Man mißbrauchte diesen Namen so sehr, daß eine fürstliche Protektion, eine Zahl berühmter Namen, ein gewisser Eifer des Publikums, und allenfalls ein höchster Gipfel in einer Nebensache hinlängliche Ansprüche dazu schienen. Nur war dabei schlimm, daß für das unglückliche silberne, eiserne und bleierne Jahrhundert nichts übrig blieb, als als das traurige Loos, jenen ewigen Mustern aus allen Kräften vergeblich nachzustreben. Wie kann vom vollkommnen Styl da auch nur die Frage seyn, wo es eigentlich gar keinen Styl, sondern nur Manier giebt? Im strengsten Sinne des Worts hat auch nicht ein einziges modernes Kunstwerk, geschweige denn ein ganzes Zeitalter der Poesie den Gipfel ästhetischer Vollendung erreicht. Die stillschweigende Voraussetzung, welche dabei zum Grunde lag: daß

es die Bestimmung der ästhetischen Bildung sey, wie eine Pflanze oder ein Thier zu entstehen, allmählich sich zu entwickeln, dann zu reifen, wieder zu sinken, und endlich unterzugehen, — im ewigen Kreislauf immer endlich dahin zurückzukehren, von wo ihr Weg zuerst ausging; diese Voraussezzung beruht auf einem großen Mißverständnisse, auf dessen tiefliegenden Quell wir oft in der Folge stoßen werden.«

Wir haben diese ganze Stelle von S. 85 bis 94 hergesetzt, und dem Leser eine Probe der klaren, lebhaften und reichhaltigen Schreibart des Verfassers zu geben: und werden dafür jetzt in unserm Auszuge kürzer seyn.

Der Verfasser zeigt, wie aus allen vorher durchgeführten Sätzen folge, daß nur in der ästhetischen Bildung nothwendig eine Revolution bevorstehe. Eine Gesetzgebung sei denn nothwendig; richtige Begriffe müssen die verkehrten Begriffe dann wieder auf die rechte Bahn bringen. — Um für den Künstler die Lücke zwischen Theorie und Praxis auszufüllen, bedarf es einer Anschauung, — eines höchsten ästhetischen Urbildes.

So entsteht dann eine vernünftige und gemeine Nachahmung. —

»Bei den Griechen allein war die Kunst vor dem Zwange des Bedürfnisses und der Herrschaft des Verstandes immer gleich frei; und vom ersten Anfange griechischer Bildung bis zum letzten Augenblick, wo noch ein Hauch von ächtem Griechensinn lebte, waren den Griechen schöne Spiele heilig«.

»Diese Heiligkeit schöner Spiele und diese Freiheit der darstellenden Kunst sind die eigentlichen Kennzeichen ächter Griechheit. Allen Barbaren hingegen ist die Schönheit an sich selbst nicht gut genug.«

»Schon auf der ersten Stufe der Bildung und noch unter der Vormundschaft der Natur umfaßte die Griechische Poesie in gleichmäßiger Voll-

ständigkeit, im glücklichsten Gleichgewicht und ohne einseitige Richtung oder übertriebene Abweichung das Ganze der menschlichen Natur. — Ihr goldnes Zeitalter erreichte den höchsten Grad der Idealität und der Schönheit, welche in irgend einer natürlichen Lage möglich ist. — Die Geschichte der Griechischen Dichtkunst ist eine allgemeine Naturgeschichte der Dichtkunst; eine vollkommne und gesetzgebende Anschauung.«

»In Griechenland wuchs die Schönheit ohne künstliche Pflege und gleichsam wild. Unter diesem glücklichen Himmel war die darstellende Kunst nicht erlernte Fertigkeit, sondern ursprüngliche Natur. Ihre Bildung war keine andre als die freieste Entwickelung der glücklichsten Anlage.«

Die glücklichsten Umstände vereinigten sich, um diese Bildung fortzuführen.

»Schon im heroischen Zeitalter der mythischen Kunst vereinigt die griechische Naturpoesie die schönsten Blüthen der edelsten Nordischen und der zartesten Südlichen Naturpoesie, und ist die vollkommenste ihrer Art.«

»Vielen gefällt Homerus, von wenigen aber wird seine Schönheit eigentlich ganz gefaßt. Worin er einzig ist, wird selten bemerkt. Die treue Wahrheit, die ursprüngliche Kraft, die einfache Anmuth, die reizende Natürlichkeit sind Vorzüge, welche der Griechische Barde vielleicht mit einem oder dem andern seiner Indischen oder Celtischen Brüder theilt. Es giebt aber andre charakteristische Züge der Homerischen Poesie, welche dem Griechen allein eigen sind.«

»Ein solcher Griechischer Zug ist die Vollständigkeit seiner Ansicht der ganzen menschlichen Natur, welche im glücklichsten Ebenmaaß, im vollkommnen Gleichgewicht von der einseitigen Beschränkung einer abweichenden Anlage, und von der Verkehrtheit künstlicher Mißbildung so weit entfernt ist.« —

»Die Homerischen Helden, wie den Dichter

selbst unterscheidet eine freyere Menschlichkeit von allen nicht-Griechischen Heroen und Barden. — —

»Die Griechische Schönheit war ein Gemeingut des öffentlichen Geschmacks, der Geist der ganzen Masse. Auch solche Gedichte, welche wenig künstlerische Weisheit und geringe Erfindungskraft verrathen, sind in demselben Geiste gedacht, entworfen und ausgeführt, dessen Züge wir im Homer und andern Dichtern vom ersten Range nur bestimmter und klarer lesen. Sie unterscheiden sich durch dieselben Eigenheiten, wie die besten, von allen nicht-Griechischen Gedichten.«

»Die Griechische Poesie hat ihre Sonderbarkeiten welche oft ekzentrisch genug sind. — Die meisten dieser ästhetischen Paradoxien sind nur scheinbar und enthalten einen großen Sinn. So das Satyrische Drama, der Dithyrambus, der lyrische Chor der Dorier, und der dramatische Chor der Athener.«

»Das epische Zeitalter der griechischen Poesie läßt sich noch mit andern Nationalpoesien vergleichen. Im lyrischen Zeitalter steht sie allein. Nur sie hat in Masse die Bildungsstufe der Selbstständigkeit erreicht; nur in ihr ist das idealische Schöne öffentlich gewesen.«

»Die griechische Kunst hat wirklich den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erreicht, der Genuß der Werke ihres goldenen Zeitalters ist vollständig und selbstgenugsam: sie sind das Urbild der Kunst und des Geschmacks.«

»Der einzige Maßstab, nach dem wir den höchsten Gipfel der Griechischen Kunst würdigen können, sind die Schranken aller Kunst. — »Aber wie, wird man fragen, ist die Kunst nicht einer schlechthin unendlichen Vervollkommnung fähig? Giebt es Gränzen ihrer fortschreitenden Bildung?««

»Die Kunst ist ist unendlich perfektibel und ein absolutes Maximum ist in ihrer steten Entwicklung nicht möglich: aber doch ein bedingtes rela-

tives Maximum, ein unübersteigliches fixes Proximum. (Der Verfasser setzt hier diesen Gedanken weitläuftig und mit großem Scharfsinne auseinander; da er selbst sagt, daß er hier viele Grundsätze problematisch voranschicke, von denen er den Beweis nachher liefern wolle, so enthalten wir uns hier jedes Auszugs, der dem Leser am Ende doch nur unverständlich seyn würde. — Der Verfasser sagt endlich; Der Gipfel der natürlichen Bildung der schönen Kunst bleibt daher für alle Zeiten das hohe Urbild der künstlichen Fortschreitung).« —

»Von den übrigen Künstlern ist unbeschränkter Umfang der eine große Vorzug der Poesie, dessen sie vielleicht sehr nothwendig bedarf, und die durchgängige Bestimmtheit des Beharrlichen, welche die Plastik, und die durchgängige Lebendigkeit des Wechselnden, welche die Musik vor ihr voraus hat, zu ersetzen. — Die einzige eigentliche reine Kunst ohne erlangte Kraft ist Poesie.«

»Keine Kunst kann in einem Werke einen so großen Umfang umspannen, wie die Poesie. Aber keine hat auch solche Mittel, Vieles zu Einem zu verknüpfen, und die Verknüpfung zu einem unbedingt vollständigen Ganzen zu vollenden. — Eine vollendete poetische Handlung ist ein in sich abgeschloßnes Ganzes, eine technische Welt.«

»Die trefflichste unter den griechischen Dichtarten, ist die Attische Tragödie. Alle einzelnen Vollkommenheiten der frühern Arten, Zeitalter und Schulen bestimmt, läutert, erhöht, vereinigt und ordnet zu einem Ganzen.«

» Mit ächter Schöpferkraft hatte Äschylus die Tragödie erfunden, ihre Umrisse entworfen, ihre Gränzen, ihre Richtung und ihr Ziel bestimmt. Was der Kühne entwarf führte Sophokles aus. Er bildete seine Erfindungen, milderte seine Härten, ergänzte seine Lücken, vollendete die tragische

Kunst, und erreichte das äußerste Ziel der griechischen Poesie!«

»Die technische Richtigkeit seiner Darstellung ist vollkommen und die Eurythmie die regelmäßige Verknüpfung seiner bestimmt und reich gegliederten Werke ist so kanonisch, wie etwa die Proportion des berühmten Doryphorus vom Polyklet.«

»Die Einheit seiner Dramen ist nicht mechanisch erzwungen, sondern organisch entstanden. — Diese Bildungen scheinen nicht gemacht oder geworden, sondern ewig vorhanden gewesen, oder von selbst entstanden zu seyn, wie die Göttinn der Liebe leicht und plötzlich vollendet aus dem Meere emporstieg.«

»Sophokles, gewaltig im Rührenden wie im Schrecklichen, ist dennoch nie gräßlich. — Wunderbar groß ist seine Überlegenheit über den Stoff, seine glückliche Auswahl desselben, seine weise Benutzung der gegebenen Umrisse. Unter so vielen, vielleicht zahllosen möglichen Auflösungen immer sicher die beste zu treffen, nie von der zarten Gränze zu weichen und selbst unter den entwickeltsten Schranken, mit geschickter Fügung in das Nothwendige, seine völlige Freiheit behaupten; das ist das Meisterstück der künstlichen Weisheit.«

»Der Attische Zauber seiner Sprache vereinigt die rege Fülle des Homerus, und die sanfte Pracht des Pindarus, mit durchgearbeiteter Bestimmtheit.«

Das Ideal der Schönheit, welches in allen Werken des Sophokles, und deren einzelnen Theilen durchaus herrscht, ist ganz vollendet. — Sein Styl ist vollkommen.

Die sittliche Schönheit aller einzelnen Handelnden ist so groß, als diese Bedingungen jedesmahl nur immer verstatten. — Der Begebenheiten, im Gegensatz der Handlungen, sind so we-

nig als möglich, und diese werden alle aus Schicksal hergeleitet. — Die Betrachtung, dieser nothwendige innre Nachklang jeder großen äußern That oder Begebenheit, trägt, und erhält das Gleichgewicht des Ganzen. — Der Schluß des ganzen Werks gewährt endlich jederzeit die vollste Befriedigung.« — —

Und hiemit seys genug. Jeder Freund der Kunst und der Litteratur wird gemäß der Erscheinung dieses wichtigen Werkes mit Sehnsucht entgegensehn.

IX.

Notiz von deutschen Journalen.

Der Genius der Zeit. Herausgegeben von August Hennings.

Im Januar 1796 wird die schöne Ode von Balde aus Herders Lerpsichore: der Janustempel, zu Eröffnung dieses Krieg- und Frieden schwangern Jahres, gar schicklich an den Genius unserer Zeit gerichtet. 1) Die sich selbst entlarvende Obscuranten. Ein Schreiben aus Wien an den Herausgeber, über einen Aufsatz im Schleswigschen Journal, Nov. 1793, welches einige gute Nachrichten, das elende litterarische Gesindel zu Wien betreffend, giebt. In jener der acht angeführten Sudeleien erhält Herr Kästner für seine, seiner und jedes braven deutschen Schriftstellers unwürdige Gedanken über das Unvermögen der Schriftsteller, Revolutionen zu bewirken, seinen Lohn in einer Erklärung, die er für seine Schrift wohl am wenigsten erwartete: er wird als einer der Schriftsteller vorgestellt, welche die Bande von versteckten Illuminaten soll haben auftreten lassen, um ihr gefährliches Spiel zu decken. 2) Isnards Schilderung Frankreichs, unter dem Schreckensystem. Diese aus Isnards Vertheidigung gehobene Stelle hat schon im zweiten Stück von Frankreich im J. 1795, wohleingeleitet und auch besser übersetzt gestanden. 3) Auszug eines Briefes aus Aachen vom 16. Nov. 1795. Interessante Nachrichten über das Benehmen der Franzosen in dortiger Gegend. 4) Schreiben des Herrn C.A. Eschke

an Doct. Reimarus. R. hatte jenem taubstummen Lehrer wichtige Fragen über sein Geschäft vorgelegt, die der hier abgedruckte Brief zum Theil gut beantwortet, zum Theil aber auch unbeantwortet läßt, welches eine wichtige Nachschrift von R. veranlaßt hat, woraus man sieht, daß dieser würdige Mann sich auf Fragen und Antworten besser versteht als Lavater. Zu dessen Frag- und Antwort-Journal ein witziger Kopf dem Verleger damals rieth ein Titelkupfer stechen zu lassen, welches ein gutes, griechisches Sprichwort ausdrücken sollte: Lavater mit feierlichem Ernste einen Bock melkend und seine lehrbegierigen Schülerinnen um ihn herum voll süßer Begier einen Sieb unterhaltend. 5) Auszug eines Briefes aus England. Ziemlich unbedeutende Beiträge zur wohlbekannten Selbstgenügsamkeit und Beschränktheit der Engländer. Jeder dieser Insulaner ist eine Insel, sagte einst ein braver Deutscher. 6) Über die Bücherverbote in Zürich. Erbärmlichkeiten des Züricher Magistrats, die wohl eine noch härtere Rüge verdienten. 7) Noch ein Journal. Es ist nicht recht deutlich, ob Hr. B. den Deutschen ein polytechnisches Journal blos wünscht oder verheißt. 8) Kritik eines Irrländers über die deutsche Litteratur. Der Irrländer urtheilt gar nicht so übel und der deutsche Kommentator bekräftigt vielmehr sein Urtheil, als daß ers widerlegte. 9) La Fayette. Ein Panegyrikus des liebenswürdigen Unglücklichen. Eine Prüfung der Behauptung und Widerlegung der Übertreibung wäre also wohl in jeder Rücksicht nicht übel angebracht. Nach mehreren harten absprechenden Urtheilen über den Gang der französischen Revolution, über die ganze gegenwärtige Generation und den Zustand der franz. Nation könnte man vermuthen, daß die Urschrift von einem konstitutionellen Emigranten abgefaßt sey, wenn nicht der ganz deutsche Schluß Schillers poetische Ergießungen über den unglücklichen gemordeten Marquis von Posa sogar

auf B. F. angewendet würden. — Unter den einzelnen Gedichten, welche die Nummern 10, 11, 12, 13, 13, 16, 17, 19, 20, einnehmen, tagt Reinhards (des edlen Wirtenbergers, welchen die franz. Repl. im vorigen Jahr als ihren Gesandten nach Hamburg sandte) beßre Übersetzung der Hymne an die Freiheit von Desorgues gar sehr hervor. 14) Etwas von dem itzigen Aufenthalte der Gräfin von Genlis und des General Valome. Von Freundeshand entworfen. 15 und 18 enthalten 2 Bücheranzeigen. 15) Kants Schrift zum ewigen Frieden. Mit einer würdigen monatlichen Einleitung; es ist aber zu verwundern, daß dem Rec. die feine Ironie der Kantischen Note S. 27. und die Einschränkung, die Kant selbst seinem Satze S. 28 giebt, entgangen sind, wodurch allein die beiden Einwendungen entstanden, die K. nicht treffen. 18) giebt eigentlich nur eine Stelle aus dem 3ten Buche von Müllers Schweizergeschichte.

Im Februar finden sich 1) fünf Gedichte, drei von H., zwei v. Helene, die gute Gedanken vortragen, aber keinen großen poetischen Werth haben. 2) Das Duel, ein Gemälde von A. L. die Thorheit des Duellirens ist in dieser erdichteten Geschichte sehr gut gezeigt. Es würde noch besser seyn, wenn Alwin nicht den Umstand, daß er Gatte und Vater ist, zum Grunde gebrauchte, das Duel auszuschlagen, sondern das Unrecht desselben überhaupt zeigte. Denn nicht nur kein Vater und Gatte, sondern kein Mensch soll sich duelliren. 3) Geschichte zweier neulich im Parlamente zu London eingebrachten und genehmigten Bills zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe. Reflexionen über die bekannten Bills die Hrn Pitts Anhängern schwerlich gefallen werden, aber gewiß sehr viel Wahrheit enthalten. 4) Finanzen und Bankerutte. Eine scharfsinnige Vertheidigung der Vernichtung der Assignate, die aber doch ihre Schwächen zu haben scheint. Denn

der

der ehrliche Mann, der Assignate für das nimmt, wofür sie ihm der Staat giebt, wird offenbar betrogen, wenn er ihm hinterdrein weniger dafür bezahlt, als wofür er sie ausgegeben hat. Man kann den Staat nicht anders von dem Bankerutt frei sprechen, als wenn er seine Papiere um eben den Metallwerth wieder einlöst, als er sie ausgegeben hat. Das ist die simpelste Ansicht der Sache. 5) Pasigraphie, d. i. die Kunst an alle verständlich zu schreiben, wenn man auch ihre Sprache nicht versteht. De Memieu soll nichts weniger als die Universalsprache erfunden haben, wornach Leibnitz und andre strebten. Peltier und Sicard versichern es Noch dazu soll die Pasigraphie in 12 Stunden zu lernen seyn. Wer wird nicht begierig auf die nähere Bekanntmachung dieser Entdeckung seyn? 6) Der Abt Sicard. Die Erzählung wie dieser würdige Mann von den Septemberscenen noch glücklich gerettet ist, aus dem Moniteur des vorigen Jahres.

Im März sind 1) zwei Gedichte! Erinnerung von Lamprecht und Einladung aufs Land; 2) Nachricht von den Hebriden. Einige Züge der Unmenschlichkeit aus Buchmanns Reisen. Kaum sollte man glauben, daß dergleichen Scenen unter einem Zepter vorfallen könnten, der die Freiheit schützen will. 3) Beschreibung des Harmonikons von der Erfindung des Hrn M. Müller, Lehrers an der königl. Domschule in Bremen. Hr. M. erzählt, wie er aus der Harmonika ein ganz neues Instrument gemacht hat. Er hat sie mit einer Art von Apel vereiniget, in welcher Flöten und Hoboenregister sind. Er erzählt hier die ganze Geschichte seiner Erfindung ausführlich; 4) Ein Wort über Ankündigungen von Schmid von Phiseldek. Es wird gegen die pomphaften Vorherankündigungen der Bücher geeifert; 5) Ewalds Autorsünde, oder Was hatten die Adelichen Landstände von D. . . . zu thun? Hier wird erzählt, daß E. wegen seiner Schrift vor den Detmoldschen

Landständen beim Reichshofrathe verklagt worden sey. Aber der Verf. scherzt wohl blos, um über diese Hypothese sein Raisonnement anzubringen. Oder wie ist es wirklich ein Faktum, das geschehen ist und fortfährt zu geschehen? 6) Apologie der Ausgewanderten. Röderers Gründe für diese Unglücklichen sind mit vielen andern vermehrt. 7) Dupont de Nemours Bemerkungen über den in Frankreich geforderten Eid des Hasses der fünf Könige gegen das Königthum. Eine gerechte Rüge der bekannten unsittlichen Eidesformel in Frankreich. 8) Briefe vermischten Inhalts. Unbedeutend. 9) Zweifel eines ungelehrten Landmannes, über einige Sätze der neuern Philosophie, in Briefen an einen Freund in ... Erster Brief. Erst eine Klage über den schneidenden Ton eines philosophischen Pastors, der kürzlich aus Jena kam, und Beschwerde über die Terminologie der Kantischen Schule; dann sagt der Briefsteller, daß er in den Kantischen Schriften nichts neues gefunden, und erklärt sich insonderheit gegen das ursprüngliche Böse in dem Menschen. — Vielleicht würde der Verfasser die mehresten seiner Bemerkungen dagegen haben ersparen können, wenn er bedacht hätte, 1, daß Kant nirgends behauptet die menschliche Natur sey ursprünglich böse, sondern sie habe nur einen ursprünglichen Hang zum Bösen, daneben aber auch eine Kraft ihn wegzuschaffen; 2, daß Kant ausdrücklich behaupte, dieser rühre nicht von der Natur, sondern von der Freiheit her; 3, daß ein freier Wille, der weder gut noch böse sey, wie der Verf. annimmt, sich gar nicht einmal denken läßt; endlich 4, daß diese Behauptung Kants gar nicht einen wesentlichen Theil seines Systems ausmache, sondern nur ein aus Erfahrungen erschlossener Satz ist, die der Verfasser durch seine Deklamationen nicht umgestoßen hat. Der Seitenblick als ob Kant bloß um der Orthodoxen willen, das ursprünglich Böse behaupte, ist eines philosophischen Schriftstellers unwürdig. 10)

Nachtrag zur Apologie der Ausgewanderten. 11) Über Gerichtssporteln von C. R. Kamptz, nebst einem Zusatze des Herausgebers. Ersterer will, daß Sporteln bloß als Strafe oder als Schadenersatz geduldet werden sollen; Letzterer betrachtet die Sporteln als ein nothwendiges Mittel der Prozeßlust Einhalt zu thun. Beide Meinungen lassen sich wohl vereinigen. 12) Eine Ankündigung einer neuen Ausgabe von Ständlins Gedichten. 13) Merkwürdigkeit der Zeit. Eine heilsame Verordnung der Regierung zu Razeburg, den Faustischen Gesundheitskatechismus wirksam zu machen. 14) Anekdote von Beurnonville. Dumme Ungezogenheit eines kaiserl. Generals, des Fürsten de L'... . gegen diesen treffichen Mann in Aschaffenburg. 15) Rüge. 18) Vorhersagung, aus Brandenburg und Pohlen, von dem sogenannten Mönch von Kehrin.

Man sieht, daß es dem Genius nicht an Reichhaltigkeit fehlt, obgleich manche Aufsätze zu unbedeutend sind, und der Leser sehr gern auf die große Mannichfaltigkeit Verzicht thun wird, wenn ihn die Wichtigkeit weniger Abhandlungen dafür entschädiget.

Der Genius der Zeit. Ein Journal. Herausgegeben von August Hennings. Jan. Februar, März und April, 1796.

2) Frankreich im Jahr 1796. Aus den Briefen deutscher Männer in Paris. Zweites, drittes, viertes, fünftes Stück.

Zweites Stück. 1. Auszüge aus den Briefen eines Nordländers. Diese durch alle folgenden Stücke fortgesetzte Briefe behalten immer den naiven freimüthigen Charakter der ihnen gleich und

überall Eingang und Beifall verschaffte. Wenn hie und da auch Meinungen und Ausdrücke vorkommen, denen der ernste, genau abwägende Leser nicht immer beistimmen möchte, so beleidigen sie doch nicht, weil sie überall nur die Wirkung und Folge so eben treu dargestellter selbstgelebter Erfahrungen sind. II. Letzter Blick auf den Konvent, von Real. III. Der Freiheitssaal. IV. Paris wie es im Nov. war. Geschildert in der Quotidienne. V. Die Agiotage, von Real. VI. Law's Zeiten mit den gegenwärtigen verglichen. Aus dem Censeur des Journeaux. VII. Kurze Schilderung des Zustandes der Hauptstadt und der Republik am Ende des Januars. VIII. Das Gesetz vom 3ten Primar. IX. Über die gezwungene Anleihe von sechshundert Millionen, von Real. X. Über Lebensmittel, von Real. Diese sehr zweckmäßige Zusammenstellung mehrerer Artikel aus verschiedenen und zum Theil einander entgegengesetzten frühzeitigen pariser Journalen und Brochüren, läßt den damaligen Zustand von Paris mit einem Blicke sehr unterrichtend übersehen XI. Briefe, geschrieben auf einer Reise durch die Niederlande nach Holland. Fünfter Brief. Haag den 30. Fructidor. Der geist- und herzvolle Briefsteller soll der brave Wirtemberger Kerner sein, von dem in den spätern Briefen des Nordländers gesprochen wird, »der im vorigen Jahre als französischer Legations-Sekretair mit Reinhard nach Hamburg kam. Der Nordländer sagt von ihm: »Der ist ein Republikaner nach meinem Herzen, er glüht bis in die innerste Seele für französische Republik.« So erscheint er auch in diesen Briefen, die über viele wichtige Personen bezeichnende und aufklärende Nachrichten geben. XII. Auszüge aus dem Tagebuche eines Deutschen in Paris. Herr Prof. Cramer der allgemein für den Verf. des Taschenbuches gehalten wird, aus welchem uns die Herausgeber für Deutschland zweckmäßige Auszüge liefern, beschreibt hier das Fest zur Feier des Todestages Ludwigs XVI sehr lebhaft und anschaulich

ind ertheilt manche wichtige und interessante Nach-
icht. Auch dieser Artikel wird in allen folgenden
Stücken fortgesetzt und ist durch seine Reichhaltig-
eit und lebendige Darstellung höchst interessant.
Der folgende Art. XIII liefert von Seiten der Preß-
reiheit sehr merkwürdige, an dem Tage des Todes-
estes in Paris öffentlich erschienene Lobrede auf
udwig den XVI. Aus der Quotidienne vom 22.
Januar. XIV. Die gezwungene Anleihe als Auf-
age betrachtet und als Mittel den Kredit der As-
ignate zu heben. Von dem Verf. der Schrift:
Donnons notre trian. Auch wir sind mit dem
Herausgeber und dem Verfasser des Tagebuchs der
Meinung, »daß nichts Befriedigendes über die
Materie gesagt worden, noch gesagt werden kön-
e.« XV. Über den Gemeingeist und die Marseil-
er Hymne. XVI. Pariser Theatervorfälle. Enthält
Nachrichten von vier neuen Stücken, die auf dem
Theater der Feudeaustraße, dem Theater der Repu-
lik und dem Stadttheater neuerlich gegeben wor-
en sind. XVII. Neue franz. Bücher. Enthält die
Anzeige von 6 neuen Schriften. XVIII Marche des
Marseillais. Zur Beilage die Musik dazu fürs
Klavier.

Drittes Stück. I. Briefe, geschrieben auf
iner Reise durch die Niederlande nach Holland.
Sechster Brief. Haag den 1. Vendemiaire. II. Über
Paris im Januar und Februar von 1796. Aus
en Briefen eines Deutschen, der sich um diese Zeit
ort befunden. Es ist gut, daß die Herausgeber
ihren Lesern die Urtheile verschieden denkender Be-
bachter der großen Sache und ihres ungeheuren
entrums vorlegen. III. Auszug aus dem Tagebuch
nes Deutschen in Paris. IV. Auszüge aus den
Briefen eines Nordländers. V. Laßt uns die Assi-
nate retten, und Paris und die Republik sind ge-
ettet. Von Ch. C. Robin. VI. Die Bankzettel
erden die Assignate zu Grunde richten. Von dem-
lben. Zwei wichtige Aufsätze. VII. Nachricht von
er Eröffnungs-Sitzung des National-Instituts.

Sehr charakteristisch. VIII. Liste der Mitglieder des National-Instituts ꝛc. Es ist angenehm hier auch die Nahmen des blos vorgestellten und noch nicht aufgenommenen zu finden. IX. Gracchus Baboeuf. X. Der öffentliche Ankläger. Von Auner Eeriss. Diese beiden Söldlinge werden S. 262 richtig charakterisirt. Der zweite sucht auf den vornehmen Pöbel zu wirken, wie der erste auf den gemeinen. XI. Uneingeschränkte Preßfreiheit oder Tod. Von Real. In die Seele aller braven Männer der gesitteten Welt gesprochen. XII. Pantheon, Fegdeen und St. André. Botschaft des vollziehenden Direktoriums vom 9ten Nov. Ein wichtiges Aktenstück, dem die Herausg. zweckmäßiges Resultat treffendes Urtheil darüber beigefügt haben. XIII. Pariser Theatervorfälle. XIV. Romance d'une jeune homme. Zur Beilage der Musik dazu fürs Klav. Dieses Stück liefert auch die Musik zur Marseiller Hymne noch einmal mit besserer und sehr ausdrucksvoller Harmonie, weil aus Versehen der erste Abdruck, den das vorige Stück lieferte, nach einer der schlechtesten französischen Ausgabe gemacht wurde.

Viertes Stück. I. Briefe, geschrieben auf einer Reise durch die Niederlande nach Holland. Siebenter und letzter Brief. Ungern werden die meisten Leser diese Briefe beschlossen sehen, und mit uns wünschen, daß andre Nachrichten der Art von demselben Verf. ihnen folgen mögen. II. Nachrichten über das Leben und die Werke Lavoisiers, v. H. Lalande. Eine kleine interessante Biographie des ehrwürdigen unglücklichen Mannes. III. Aus einem Briefe aus Aachen. Im März. Wichtige Nachrichten über das Benehmen der Franzosen in den von ihnen besetzten deutschen Ländern. IV. Nachtrag zu den Memoiren von Dümouriez. Bedeutende aber unvollständige Nachrichten über einen Tom de la Sonde, der als vornehmster Agent des Hauses Balkiers den Ankauf der Lebensmittel für Paris und für die Armeen der Republik zu besorgen hat.

V. Auszüge aus den Briefen eines Nordländers, die auch einige angenehme Nachrichten über Rouen und Havre de grace geben. VI. Zweiter Schein der öffentlichen Meinung über den Frieden. VII. Auszug aus dem Tagebuche eines Deutschen in Paris. VIII. Pariser Theatervorfälle, vom komischen Operntheater, dem Operettentheater in der Favardstraße und dem Theater der Künste. IX. Neue französische Bücher, drei neue Werke angezeigt. Es ist gewiß die beste Art, ihre Leser mit dem Tone der angezeigten Schriften bekannt zu machen, daß die Herausgeber einige Stellen daraus in der originalsprache abdrucken lassen, wie hier mit dem Schäferroman Martial und Morellet's wichtiger Vertheidigungs-Schrift für die Verwandten der Emigranten geschehen ist. Zum Schluß steht ein artiges Sinngedicht auf die Eroberung der Isle Dieu: (wie die Zeitungsschreiber den Namen zu schreiben pflegen) das wir unsern Lesern doch versetzen wollen:

Ihr nennt die Britten falsch, dem Eigennutz ergeben?
Nichts kommt doch ihrer Großmuth gleich!
Sie führt aus einem jammervollen Leben
Der Emigranten Schaar, schnurstraks in Gottes Reich.

C. Le salut de la France, mit Musik fürs Klavier. Zur Beilage.

Fünftes Stück. I. Nachrichten von dem Leben Chamforts von Ginguené (mit Zusätzen von Zelis). Ein Auszug aus dem gutgeschriebenen aber etwas gedehnten Leben welches der neuen Ausgabe von Chamforts merkwürdigen Werken vorangesetzt ist. Die Zusätze sind aus den Decades litteraires genommen, und sind gewiß nicht unwichtig. II. Isidore Langlais an seine Richter und Mitbürger. Ein Beitrag zur Geschichte des 13. Vendem. Das gerechte Gesetz auch den andern Theil ganz zu hören, verdammt den redlichen Richter oft zu schwer zu übender Geduld. Das möchte hier auch wohl mit dem verschmizten Zeitungsschreiber der Fall seyn, der seit Marats Zeiten fast alle Masken

verbraucht hat. III. Ein Beitrag zur Geschichte der Räubereyen, die jetzt in verschiedenen Gegenden Frankreichs begangen werden. Schauerlich! Armes Frankreich, wann wirst du aufhören in deinen eignen Eingeweiden zu wüthen! IV. Über unsere militairischen Succesſe und den allgemeinen Gegenstand des Krieges, v. Dumas. V. Schreiben Roals aus Brüſſel. Über die Siege der franzöſiſchen Armeen in Italien. Zwei intereſſante Aufſätze. VI. Auszüge aus den Briefen eines Nordländers. Enthalten ein flüchtiges Tagebuch einer eiligen Geſchäftsreiſe von Paris nach Amſterdam. VII. Auszug aus dem Tagebuche eines Deutſchen in Paris. VIII. Proklamation des Generals Buonaparte an ſeine Waffenbrüder nach der Schlacht bei Mordovi. IX. Lied der Anarchiſten. X. Warnung an die Pariſer Polizei. XI. Pariſer Theatervorfälle. Vom National-Operettentheater und dem Vaudeville-Theater. Dieſes angenehme Theater war einige Tage auf Befehl des Direktoriums verſchloſſen geweſen. Den Tag ſeiner Wiedereröffnung am 15ten Primaire gab es ein Lieblingsſtück des Publikums: l'Arlequin afficheur, in welchem oft vom Vaudeville-Theater ſelbſt die Rede iſt. Zu dieſer Vorſtellung hatten nun die drei Autoren dieſes Stücks eine ganz neue artige Szene hinzugefügt, in welcher auf die Urſachen jenes Verbots auf eine fürs Publikum ſehr luſtigende und zugleich belehrende Art angeſpielt wird. Um den deutſchen Leſer mit dem Charakter dieſes Theaters etwas näher bekannt zu machen, haben die Herausgeber die ganze neue Szene in der Originalſprache abdrucken laſſen. Die Leſer müſſen ihnen gewiß dafür danken. XII. Neue franzöſiſche Bücher. XIII. Stances de le Brun, mit Muſik von Pfeffinger.

Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks. Berlin bei Maurer I — III. Stück. 1796.

Januar. I. Vorerinnerung. Der Zweck dieser Zeitschrift ist: »eine kurze ruhige, von aller Anmaßung entfernte, Übersicht der politischen Verhältnisse aufzustellen, und neben derselben eine Schilderung des Geistes, der Sitten, der Gelehrsamkeit und der Künste ihrer Zeitgenossen fortlaufen zu lassen.« In einem bescheidenen und würdigen Ton erklären sich die Herausgeber über die Schwierigkeit dieser Gegenstände in einen eben so engen Kreis zu fassen, ihre monatliche Fortrückung eben so sicher aufzunehmen, wie eine zusammengedrängte Staatengeschichte- und über ihr Bestreben, gebildeten aber ungelehrten, wißbegierigen aber uneingeweihten Lesern eine Unterhaltung zu gewähren, die ihre Theilnahme an den Fortschritten der Aufklärung rege macht oder lebendig erhält, und Begriffe, welche nicht allgemein genug werden können, entweder zuerst mittheilt, oder wenigstens vor Vergessenheit sichert.« Der Philosophie, der Geschichte, der Litteratur, den bildenden Künsten, der Schaubühne, der Tonkunst, der Menschenkunde, den Sitten, angenehmen Wissen und lehrreicher Belustigung widmen sie ihre Blätter.«

Wer den ersten Jahrgang dieser angenehmen Zeitschrift kennt, wird auch wissen, daß sie bereits in einem sehr befriedigenden Grade für Unterricht und Unterhaltung ihrer Leser gesorgt hat. Die vor uns liegende Hälfte des neuen Jahrganges zeugt unverkennbar von dem Eifer und Sorgfalt der Herausgeber, ihrer Schrift immer mehr Gehalt und Reiz zu geben, und es ist kein geringer Vorzug, daß sie den feinen anständigen Weltton, der den deutschen Schriftstellern und mehr noch den Journalisten oft so fremd ist, durchaus unterhält, und sich immer mehr von einem gewissen gezierten

tend. V. Genuß der Natur, von L. Birkheim. Ein interessanter Aufsatz. VI. Kunst und Natur. Eine Quadrille der Berliner Redoute am Mardi gras und die niedlichen Anlagen im schönen Seifersdorfer Thal bei Dresden. Viel zu pomphaft beschrieben. VII. Absage der Redaktoren des Archivs an den D. D. K. Reinhard. Eine fatale Fehde, die wir ganz aufs Reine gebracht sehn möchten! VIII. Der alte Gaul von Sangershausen. Neue Modeartikel mit einem illum. Kupfer.

X.

Neue deutsche Werke.

Christoph Daniel Ebelings Erdbeschreibung und Geschichte von Amerika.

(Beschluß.)

Regierung. Schon unter der brittischen Herrschaft hatten die amerikanischen Kolonien eine ziemlich freie der englischen ähnliche Verfassung. Ein Statthalter mit seinem Rathe stellte König und Ministerium, die in zwei Kammern getheilte Generalversammlung (General Assambli) welche vom Volke gewählt wurde, das Parlament vor. Bei jenem war die ausübende, bei dieser sammt dem Statthalter die gesetzgebende Gewalt. Gerichtshöfe und Friedensrichter vom Statthalter ernannt, sprachen Recht ganz nach Engl. Sitte. Auch besezte der Statthalter alle Ämter, hatte völlig soviel Macht als in England der König, war jedoch, besonders in Neu-York, über die zu große Ausdehnung derselben mit der Generalversammlung in beständigem Kampf.

Diese Verfassung ist nach der Revolution im Ganzen beibehalten worden, nur trat jezt das Volk an die Stelle des Königs, und die höchsten Ämter, welche der König sonst unmittelbar vergab (die Stelle des Statthalters, Unterstatthalters, u. a.) besezt seitdem das Volk durch Wahl. Connecticut und Rhode-Island, welche durch ein kluges Nachgeben im Besitz der freyesten Verfassung geblieben waren, und schon unter Brittischer Herrschaft fast völlige Unabhängigkeit genossen, werden

im Ganzen noch auf dieſelbe Weiſe als vor der Revolution regiert. Doch leidet beſonders Rhode-Island an den Folgen fehlerhafter Einrichtungen. Maſſachuſetts gab ſich in den Jahren 1779 und 80 eine neue Konſtitution, welche auch Neu-Hampſhire und Vermont bei der ihrigen zum Grunde gelegt haben. Doch iſt in dieſer Konſtitution in der That nur wenig von der alten Verfaſſung ſo weit ſie ſich mit der Republik vertrug, geändert worden. An der Spitze der Konſtitutionsacte ſteht eine Erklärung der allgemeinen unveräuſſerlichen Rechte der Einwohner, ganz im Tone der berühmten Erklärung der Menſchenrechte in Frankreich; nur daß ſie einen religiöſen Anſtrich hat und unter andern die Geſetzgebung berechtigt, alle Einwohner zur Beſuchung des öffentlichen Gottesdienſtes anzuhalten. »Alle Gewalt heißt es Art. 5, iſt urſprünglich beim Volke, und geht von ihm aus; daher ſind alle ſeine Stellvertreter zu allen Zeiten ihm verantwortlich. Art. 6: Es giebt nur verdiente, keine erbliche Würden und Ämter; die Idee eines als Geſetzgeber, Richter oder Obrigkeit geborenen Menſchen iſt abſurd und unnatürlich. Art. 16. Die Preßfreiheit iſt zur ſichern Erhaltung der Freiheit im Staat weſentlich nothwendig. Art. 17. Stehende Heere ſind in Friedenszeiten der Freiheit gefährlich, und dürfen ohne Bewilligung der Geſetzgebung nicht unterhalten werden. Art. 30. Die geſetzgebende, ausübende und richtende Gewalt müſſen ſtets von einander getrennt ſeyn.« Neu-York ſetzte ſeine, jetzige Regierungsform ſchon im Jahr 1777 durch eine dazu berufene Nationalverſammlung feſt. Noch früher Neu-Jerſey, das ſich unter allen amerikaniſchen Staaten zuerſt eine neue Konſtitution gab.

Was in Frankreich die Departements und Kantons ſind, das ſind in den vereinigten Staaten die Grafſchaften (county) und Ortſchaften (townships) nur daß die Adminiſtration größtentheils den letztern anvertrauet iſt. Schon zur Zeit

der Britten wurde jeder Staat sorgfältig ausgemessen, und in Vierecke durch Graben abgesonderte Landstriche, meist 2 geogr. Quadrat-Meilen groß, abgetheilt. Jeder solcher Landstrich macht eine Ortschaft aus und kann, sobald er von 60 oder mehreren ansäßigen Freihaltern bewohnt wird, verlangen dem Staate als ein besonderer politischer Körper einverleibt zu werden. Als solcher ist er Versammlungen zu halten, Vorsteher, Schreiber und andre Beamte zu wählen, und sich selbst zu administriren berechtigt, schickt, wenn er die gehörige Anzahl von Schatzbaren enthält (in Massachusetts wenigstens 250) Abgeordnete zur Gesetzgebung, hilft die vornehmsten Staatsbeamten wählen, ernennt auch seine Geschwornen, erhebt Abgaben, verwaltet die Polizei, und erhält Kirchen und Lehrer, wozu gewöhnlich $\frac{1}{6\,3}$ des ganzen Distrikts der Ortschaft bestimmt sind. In Connecticut bilden die mehresten Ortschaften zwei Kirchspiele. In Massachusetts hat jede 3 bis 4 Vorsteher, die so wie alle übrige Ortschaftsbediente (Schreiber, Taxirer, Armenaufseher, Einnehmer, Gehägeshauer, Wegeaufseher, Nutzholzinspektor, Zehendner, Gerichtsbediente, u. a. m.) jährlich von den Ortschaftsbewohnern aufs neue gewählt werden, und der Volksversammlung präsidiren, die sie jährlich im März oder April ausschreiben. Mehrere Ortschaften machen zusammen eine Grafschaft aus, welche gleichfalls, nach Art der engl. Grafschaften, besonders in Rücksicht der Abgaben und des Gerichtswesens ihre eigne Verfassung haben. Jeder hat ein vom Statthalter ernannter Sherif mit mehreren Untersherifs vor, und wacht für Ausführung der Verordnungen. Nur die Freihalter, welche eine gewisse Menge von Taxen bezahlen, haben Stimmgerechtigkeit in den Primairversammlungen der Ortschaften. Um aber für einen Freihalter zu gelten, muß man entweder ein gewisses Landeigenthum (in den mehresten Staaten von wenigstens 40 Schill. jährlicher Einkünfte) oder

ein zwanzigmal größeres persönliches Vermögen besitzen. In Vermont gelten alle Mannspersonen über 24 Jahr, die ein volles Jahr im Staate wohnen, für Freihalter.

Die von den Ortsversammlungen gewählten Repräsentanten bei der Gesetzgebung sind in allen Staaten in zwei Kammern, den Senat und das Haus der Repräsentanten getheilt. Beide haben eine verneinende Stimme gegen einander, und sind fast ganz auf dem Fuß des brittischen Parlaments eingerichtet. Der Senat besonders ist Richter über die Amtsverwaltung aller Staatsbedienten, die nur das Haus der Repräsent. bei demselben belangen kann; dieses hat allein das Recht Gelder zu bewilligen und Taxen aufzulegen. In Neu-Hampshire müssen die Tagebücher beider Häuser gedruckt werden. In den mehrsten Staaten werden beide Häuser jährlich, in Rhode-Island und Connecticut das letztere alle halbe Jahr aufs neue gewählt. Ihre Mitglieder müssen ein bestimmtes schatzbares Vermögen besitzen, und die Anzahl derselben richtet sich mehrentheils nach der Menge der schatzbaren Einwohner der Ortschaften. In Neu-Hampshire war die Zahl der Wählenden im Jahr 1791 8967, d. h. der funfzehnte Theil der sämmtlichen Einwohner. Die Ortschaften vergüten ihren Repräsentanten die Reisekosten und geben ihnen tägliche Diäten (in Mass. 6 bis 7 Schill. in Neu-York 16 bis 20.) Bestechungen bei den Wahlen werden in Neu-York mit 500 L. bestraft. In Rhode-Island, wo die halbjährigen Wahlen der Repräsentanten den Parteigeist besonders anfachen, und wo überdem die Einwohner von einem unruhigen Geiste beseelt werden, sollen Bestechungen und Thätlichkeiten zwischen den Parteien nichts seltnes seyn. In Massachusetts besteht jetzt der Senat aus 40, das Haus der Repräsentanten aus 203; in Neu-York ersterer aus 24, letzteres aus 70 Mitgliedern. Rhode-Island hat 10 Senatoren (Assistenten) und 70 Repräsent.; einige mehr Neu-Hampshire und

Vermont;

Vermont; Connecticut 12 Assistenten und 176 Repräsentanten; Neu-Jersey aber nur 13 Senatoren und 39 Repräsentanten.

Die ausübende Gewalt in jedem dieser Staaten, ist in den Händen des Präsidenten oder Gouverneurs, der den Titel Excellenz führt, und des ihm in den mehresten Provinzen zugeordneten Raths, der aus den Gliedern beider Kammern des gesetzgebenden Körpers durch vereintes Ballotiren beider Häuser gewählt wird. Doch sind in Rhode-Island, Connecticut und Vermont, Staat und Rath ein und dasselbe Collegium. Der Gouverneur (in Neu-York der Unterstatthalter) ist Präsident des Senats; und entscheidet, wenn die Stimmen gleich sind. Er hat das Recht, die Gesetzgebung zu prorogiren, doch nie über eine bestimmte Zeit, beide Häuser auf ihr Verlangen zu adjourniren, und sie im Nothfall vor der angesetzten Zeit zusammenzurufen. Er ist Generalcapitän zu Wasser und zu Lande, und sobald der gesetzgebende Körper den Staat in Krieg oder Aufruhr erklärt, Oberkriegsbefehlshaber; darf jedoch die Truppen nicht aus eigner Willkühr über die Gränzen des Staats führen. Er hat das Begnadigungsrecht, besetzt mit Beziehung des Raths die mehresten Ämter und Officierstellen, (in Neu-Jersey wählen sich die Soldaten ihre Officiere bis zum Hauptmann hinauf selbst; die andern ernennt die Versammlung) und nur auf eine Anweisung darf der Schatzmeister Gelder auszahlen. In Neu-York ist seine Macht mehr eingeschränkt, indem ihm zwar kein Rath zugeordnet ist, aber mehrere seiner wichtigsten Vorrechte z. B. die Besetzung der Bedienungen, das Begnadigungsrecht, u. a. von besonders eingesetzten Collegien verwaltet werden. Dafür wird er hier auf 3 Jahre erwählt, und genießt 2000 Liv. Einkünfte; indeß in den Neu-Englischen Staaten wie in Neu-Jersey diese Wahlen jährlich geschehn, und seine Besoldung im reichen Massachusetts nur 800 Liv. beträgt. In Neu-Hampshire besteht der Rath aus

5, in Massachusetts aus 9 Mitgliedern, außer dem Gouverneur und Unterstatthalter.

Die richtende Gewalt wird von dem gesetzgebenden Körper angeordnet. Alle Richter bekleiden ihr Amt, so lange sie sich wohl verhalten; doch werden die Friedensrichterstellen nur auf 7 J. verliehen. Die Gerichtshöfe bestehn aus einem wandernden Oberappellations-Gericht der Republik, aus verschiednen Grafschaftsgerichten, und aus den Unionsgerichten, deren Jurisdiktion sich über alle vereinten Staaten erstreckt. Die Einrichtung des Gerichtswesens ist völlig brittisch; auch gilt noch immer das gemeine englische Recht.

In Neu-Hampshire wird konstitutionsmäßig alle 7 Jahr eine Konvention zur Revision der Verfassung zusammenberufen. Jede von derselben vorgeschlagene Verfassung muß, ehe sie gültig ist, den Ortschaften vorgelegt, und wenigstens von zwei Dritteln der gegenwärtigen Stimmhaber genehmigt werden. In Vermont wird alle 7 Jahr ein Rath der Censoren ernannt, welcher untersucht, ob die Konstitution in allen Stücken unverletzt erhalten worden, und der, wenn es es nöthig findet, eine Versammlung zur Verbesserung derselben ausschreibt.

Finanzwesen. Seitdem der Kongreß die Kriegsschulden der einzelnen Staaten übernommen hat, und dafür im ganzen Umfange des Staatenvereins die Einfuhrzölle, die Tonnengelder und die Akzise hebt, finden in jedem Staate einerlei Arten von Abgaben statt.

1) Die Unionsabgaben, welche der Kongreß hebt. Bloß Zoll- und Tonnengelder trugen im Jahr 1790 in Massach. 520,430, in Neu-York 472,127 Dollar reine Einnahme nach Abzug der Hebungskosten. Zu Neu-York warfen sie im Jahr 1793 schon 642,962 Dollar ab.

2) Die Staatsabgaben. Sie fließen größ-

tentheils aus einer Kopf- Land- und Vermögensteuer, welche die Gesetzgebung jährlich ausschreibt, auf die Ortschaften vertheilt, und diese unter sich aufbringen. Allein jetzt ist der Verkauf unangebauter Länder den mehresten Staaten so einträglich, daß sie dieser Taxe nicht bedürfen, und sie schon seit Jahren nicht mehr ausschreiben. Massachusetts verkaufte 1791 einer einzigen Kompagnie von Unternehmern 2 Mill. Morgen in Main für 200,000 Dollar, und Neu-York hatte im Jahr 1792 ,126,526 L. Einkünfte für verkaufte Ländereien. Einzelne Ortschaften zu unterstützen, erlaubt man ihnen Lotterien; in Massachusetts sind 2 Staatslotterien beständig im Gange. Die Staatsausgaben sind noch so unbeträchtlich, daß sie in Massachusetts im Jahr 1791 mit 18000 L. bestritten werden konnten.

3) Die Grafschaftstaxen, werden von den Friedensgerichten mit Gutheißung der Gesetzgebung ausgeschrieben, und von dem Schatzmeister der Grafschaft erhoben, und dienen die Tagegelder der Grafschaftsrichter und der Volksrepräsentanten zu bestreiten. Letztre betrugen im Jahr 1790 in Mass. 4155, in Connecticut 3168 L; erstre in Connecticut nur 720 L.

4) Die Ortschaftsabgaben. Diese bewilligen die Einwohner jeder Ortschaft auf ihrer jährlichen Versammlung zur Unterhaltung der öffentlichen Gebäude, Brücken und Wege, zur Besoldung der Prediger und Schullehrer, zu den Armenanstalten u. s. w. Der Taxeinnehmer der Ortschaft erhebt sie, und ist berechtigt, die Güter oder die Person der Nichtbezahlenden einzuziehen. In Connecticut betrugen diese Ortschaftstaxen im J. 1786 wenigstens 50,000 L. d. h. fast das dreifache der Staatsabgaben.

Diese Vielheit der Abgaben scheint die Erhebung derselben unnöthig kostbar zu machen. In Connecticut rechnete man im J. 1789 bloß 100 Einnehmer der Staatstaxen, die durch allerlei

Künste und Spekulationen auf Kurs und Wechselei sich wenigstens einen Gewinn von 20,000 Dollar zu machen wußten. Eine ungeheure Erpressung bei der so geringen Taxe, die nicht des zehnten Theils der Einnehmer bedürfte.

Kriegswesen. Die Kriegsmacht der amerikanischen Staaten besteht einzig und allein aus National- oder Landmiliz, die schon unter brittischer Herrschaft in Neu-England auf sehr gutem Fuße war, und seit dem Jahr 1792 im ganzen Staatenverein eine gleichförmige Einrichtung erhalten hat. Die weißen Mannspersonen, vom 18ten bis zum 45sten Jahre, werden allesammt in die Musterrolle der Miliz eingeschrieben, die Staatsbedienten, Geistlichen, Lehrer, Schüler, Ärzte und Quäker ausgenommen; die vom 46ten bis 60sten Jahre in die Alarmliste. Jeder muß sich mit Gewehr und Ammunition versehen. Die von der Musterrolle werden 4mal, die von der Alarmliste 2mal des Jahrs in den Waffen geübt. Finden sich in Kriegszeiten nicht genug Freiwillige, so muß die Miliz marschiren. Ein stehendes Heer ist gegen die Constitution. Vor einigen Jahren bestand die Miliz in Neu-Hampshire aus 27,000 Mann; in Massachusetts aus 75,500 Mann; darunter 2,300 Reuter und 1500 Artilleristen. In Neu-Jersey besteht sie aus 10 Brigaden oder 80 Bataillons Infanterie, 14 Compagnien Artillerie und 21 Schwadronen Reuterei, die zusammen 29,000 Mann ausmachen, und denen der Gouverneur als Generalkapitain, 4 Generalmajors und 10 Brigadegenerale vorstehn. Die Neu-Hampshirer Miliz, besonders die Reuterei, hält man für die beste und geübteste in den vereinten Staaten; sie ist so gut exercirt als manche der besten europäischen Truppen. — Die zur Zeit der brittischen Regierung erbauten Forts und Festungen haben die Staaten größtentheils verfallen lassen. Doch bewilligte die Regierung von Neu-York im vorigen Jahre

30,000 Livres zur Wiederherstellung der Festungswerke.

Religion. Seit der Revolution herrscht in den vereinten Staaten die unumschränkteste Religions-Freiheit. Alle Religionen haben gleiche Rechte, und die kirchliche Verfassung ist von der bürgerlichen so völlig abgesondert, daß (Neu-Hampshire, Vermont und Neu-Jersey ausgenommen, wo die Staatsämter lediglich an Protestanten verliehen werden) der Staat jetzt gar keinen Unterschied der Religionen, viel weniger eine herrschende Kirche kennt. Alle kirchliche Einrichtung ist gänzlich dem freien Willen der Einwohner überlassen, und jede Gemeinde, die sich zum Gottesdienst vereinigt, wählt, besoldet und entläßt ihren Geistlichen nach Belieben. Ja, in Rhode-Island geht dieses so weit, daß der Prediger nicht einmal die Gemeine gerichtlich belangen kann, wenn sie ihren Vertrag bricht. — Nicht leicht in einem Lande der Welt giebt es daher mehr kirchliche Sekten als in den vereinten Staaten, wiewohl diese Sekten fast alle aus der reformirten Kirche hervorgesproßt sind. In Neu-England sind die Independenten oder Kongregationalen, die diesen Namen von ihrer unabhängigen antihierarchischen Kirchenzucht führen, die zahlreichsten; nächst ihnen die Baptisten oder Menonisten, besonders in Rhode-Island, die Anhänger der engl. bischöflichen Kirche, denen Bischöfe in Boston und Neu-York vorstehn, die Quäker, Presbyterianer, u. a. Die mehrsten Gemeinen in Neu-York und Neu-Jersey bestehn aus holländischen Reformirten von der dordrechter Synode und aus engl. Presbyterianern. auch findet man hier unsere gemeinen Lutheraner, sämmtlich deutscher und schwedischer Herkunft, die Pensylvanien und Schweden mit Predigern versehn. Katholische Gemeinen sind in Boston und Neu-York im Entstehn.

Schulen, Gelehrsamkeit. Staatsgesetze verbinden in den mehrsten Provinzen Neu-Englands die Ortschaften, Schulmeister anzusetzen, und Volksschulen zu errichten. In Massachusetts und Neu-Hampshire muß jede Ortschaft von 50 Familien einen Schulmeister, der im Lesen und Schreiben unterrichtet, und jede von 100 Familien eine Volksschule (Grammar-School) durch eine jährliche Schultaxe unterhalten; und in Connecticut hat jeder Hauptort einer Grafschaft eine lateinische Freyschule. Auch sind die Einwohner dieser Provinzen kultivirter und aufgeklärter als die Rhode-Isländer, Neu-Yorker und Neu-Jerseyer, welche bisher nicht auf den Schulunterricht sahen. Überdem sind seit der Revolution in allen Staaten eine Menge Schul- und Erziehungsanstalten, unsern Gymnasien ähnlich, von Privatpersonen angelegt, und vom Gemeingeist der Einwohner thätig unterstützt worden. Sie werden Akademien genannt, und ihrer gab es schon vor mehrern Jahren 7 in Neu-Hampshire, 9 in Massachusetts (davon 2 im wüsten Main) 6 in Connecticut, 1 in Rhode-Island, 10 in Neu-York, und 7 in Neu-Jersey. Auch hatte Boston mehrere Navigationsschulen.

In jedem der hier beschriebenen Staaten blüht ein nach englischem Fuß eingerichtetes Kollegium mit Professoren, Fellows, Tutors und Studenten; eine Art von Universität für die philosophischen Wissenschaften, auf der die drei andern Fakultäten fehlen. Das älteste und vorzüglichste dieser Kollegien ist die 1636 gegründete, erst seit der Revolution zur Universität erhobene Schulanstalt zu Cambridge in Massachusetts, welche aus 8 Professoren und 4 Collegien, mit 150 — 170 Studenten besteht, die beste Bibliothek in Amerika, 12,000 Bände stark, eine Instrumentensammlung, ein Naturalienkabinet und ein Museum besitzt, und jährlich 2745 L. Einkünfte hat, die jedoch nicht zureichen. Das im Jahr 1786 gebaute Darmouth-

Collegium im nördlichen Theil Neu-Hampshires, unweit des Connecticuts, besitzt 84,000 Morgen Landeigenthum, und hat 4 Professoren und 150 Zöglinge.

Ein ähnliches Kollegium hat der Staat von Clermont in einer neuen Stadt der Grafschaft Burlington am Champlainsee auszulegen beschlossen, und 1791 dazu schon 40,000 Morgen angewiesen. Die Universität zu Providence in Rhode-Island hat 4 Professoren, 60 Studenten und 2,000 L. Einkünfte; die zu Neu-Haven in Connecticut, eine der vorzüglichsten in Amerika, 130; und die zu Neu-York, mit der eine medicinische Facultät verbunden ist, 150 Zöglinge. Noch sollen Kollegien in Main und in der Stadt Albany am Hudsonfluß errichtet werden. Neu-Jersey hat schon jetzt 2 Kollegien, Nassau-Hall zu Princeton, welches Ritterhauses merkwürdiges Planetarium besitzt, und Queen-College zu Neu-Brunswik, wo die holländischen Reformirten ihre Geistlichen bilden.

Unter einer Menge gelehrter und patriotischer Gesellschaften, bemerken wir hier nur die Akademie der Künste und Wissenschaften in Boston, 5 medicinische Gesellschaften, eine historische Societät für die amerikanische Geschichte, 2 Marine-Societäten zur Versorgung armer Wittwen und Waysen der Schiffer, und eine deutsche Gesellschaft zu Neu-York. Viele Ortschaften unterhalten öffentliche Lese-Bibliotheken; Connecticut deren 300, und hier liest selbst der Landmann die klassischen Werke der Engländer. Nicht nur in den mehrsten Städten, sondern selbst auf dem Lande giebt es Buchdruckereien, und fast in den mehrsten kömmt eine freigeschriebene Zeitung heraus, die ausserordentlich viel zur Verbreitung der Kultur und des Gemeingeistes beytragen. Ihrer 5 erschienen vor einigen Jahren in Rhode-Island, in Connecticut 9, und in Massachusetts ein Dutzend.

Handwerke und Manufakturen. Der Landmann verfertigt sich seine häuslichen und Ackerbaugeräthe größtentheils noch selbst, daher man nur in den Städten Handwerker findet. Seine Hausgenossen spinnen und weben so viel Leinewand und Wollenzeuge, als sie brauchen; ja an einigen Orten Neu-Englands zum Verkauf und verfertigen die nöthigen Kleidungsstücke, und er bereitet so viel Cyder, Zucker, Pottasche und Nägel, daß diese Artikel stark außer Landes gehn. Die mehrsten der übrigen Fabricaturen sind in den vereinten Staaten noch in ihrer Kindheit, wiewohl Neu-England auch hierin sich vor den übrigen Provinzen auszeichnet, und nächst Pensylvanien die mehrsten Manufakturen besitzt.

Das wichtigste Gewerbe ist der Schiffbau, der theils zum eignen Bedarf, theils zum auswärtigen Verkaufe, besonders von den Neu-Hampshirern und den Bewohnern Massachusetts getrieben wird, zwar durch die Trennung von Großbrittannien litt, doch jetzt wieder sich hebt und so ansehnlich ist, daß er in Massachusetts (wo $\frac{1}{3}$ aller amerikanischen Schiffe gebauet wird) im Jahr 1791 schon 11,382 Tonnen betrug. Fischerschooner und Wallfischboote, ja selbst Schiffe von 100 Tonnen baut man nicht selten in den Wäldern, und zieht sie im Winter auf großen Schlitten von Master, mit Zügen von 200 Ochsen nach dem Strande. Thau- und Segeltuchmanufakturen und die schon oben erwähnten Eisenwerke setzen Neu-England in den Stand, diese Schiffe selbst auszurüsten. — Die vielen Druckereien setzen eine Menge Papiermühlen in Arbeit. — Boston hat ansehnliche Rumbrennereien, Zuckersiedereien, macht Papiertapeten und Taback, und hat eine Kartätschenmanufaktur, die 800 Menschen beschäftigt. In und um Providence, wurden im Jahr 1790 3 Millionen Stück Nägel verfertigt, größtentheils vom Bauer, der sie des Winters auf einem kleinen Ambos in der Küche schmiedet. Connecticut

besitzt schon 40 Walkmühlen, und der Distrikt Ofsego in Neu-York treibt die Zuckersiederei schon so im Großen, daß 1792 hier 2,300 Menschen 160,000 Pfund zur Ausfuhr lieferten. —

Die im Jahr 1791 gestiftete amerikanische Gesellschaft zur Anlegung von Nationalmanufakturen hat sich Neu-Jersey zum Hauptsitze dieser Manufakturen gewählt, und zwar einen Distrikt am Passaick, wo sie die neue Stadt Paterson zu bauen anfängt. Ihr Fond beträgt 140,000 Pf. Sterling; ihre Absicht geht auf große Manufakturanlagen, besonders auf Eisen- Wollen- Baumwollen- und Leinenfabriken, wobei die Spinnerei auf Maschinen betrieben werden soll; und schon besitzt sie ansehnliche Mühlen und Maschinenwerke.

Handlung. 1. Anstalten dazu. Nur in den angebautern Theilen dieser Staaten, unweit der Seeküste, findet man gute Heerstraßen und reinliche Wirthshäuser; weiter einwärts keine, oder doch nur sehr schlechte Wege, auf denen man kaum zu Pferde fortkömmt, und der Gastfreiheit der Pflanzer ungeachtet manche Nacht bei einem Feuer unter freiem Himmel zubringen muß. Von Neu-York laufen Hauptheerstraßen durch Neu-Jersey nach Philadelphia, und längs des Hudsons nach dem Genesser und nach Canada, auch zieht man jetzt quer durch Massachusetts eine große Heerstraße von Boston nach Neu-York. Im Winter erleichtert die Schlittenbahn den Waarentransport. Die Wegeaufseher müssen mit Schneeschlitten Bahn machen, und das Landvolk reiset dann auf Schneeschuhen, deren Gebrauch es von den Indiern gelernt hat. Brücken gehen nur über kleinere Flüsse; über größere Fähren, welche unter Aufsicht des Staats stehn. Die Briefpost gehört der Union, und erstreckt sich noch nicht weit landeinwärts. Fahrende Posten sind von Boston nach Salem, Providence, Neu-York und Falmouth in Main im Gange, und von Neu-York über Albany nach

Vermont, Otsego und Geneſſer, und nach Philadelphia. In Maſſachuſetts gehören ſie privilegirten Unternehmern, und gehen zu keiner beſtimmten Zeit, ſondern wenn ſich genug Reiſende einfinden. In Connecticut unterhält ſie der Kongreß. Von Neu-York nach Philadelphia gehn täglich 3 Poſtkutſchen auf verſchiednen Wegen, und nach Boſton und Albany wöchentlich zwei. Überdem ſegeln aus dieſer Handelsſtadt täglich Poſtboote nach Neu-Jerſey, Connecticut und Rhode-Island, und monatlich kommen Packetboote aus England und Frankreich an. An den gefährlichſten Gegenden der Küſte unterhält der Kongreß Leuchtthürme, auch iſt das Lootſeeweſen gut eingerichtet. Die Flußſeefahrt iſt noch unbeträchtlich, auch giebt es noch keine bedeutende inländiſche Märkte. Der ehemals wichtige inländiſche Pelzhandel Neu-Yorks iſt jetzt ganz in den Händen der Britten. Ausländiſche Schiffe dürfen des Zolls wegen nur in die größern Häfen einlaufen, wovon in Neuhampſhire, 1, in Maſſachuſetts 20, in Rhode-Island 2, in Connecticut 3, in Neu-York 2, und eben ſo viel in Neu-Jerſey liegen.

Die Angabe der in Neu-England gebräuchlichen Münzen, Maaße und Gewicht, worauf Herr Ebeling I. 82 verweiſt, finden wir in der Einleitung nicht, welches um ſo unangenehmer iſt, da deshalb manche Zahlangaben unverſtändlich bleiben. In ganz Neu-England rechnet man nach geſetzmäßigen Pfunden (L.) und Schillingen, welche um 33⅓ Procent ſchlechter ſind, als die in England gebräuchliche Sterling Valuta, ſo daß eine engliſche Guinee hier 1 L. 8 Schilling, und ein ſpaniſcher Piaſter oder Dollar 6 Schilling gilt. In Neu-York iſt die Valuta noch um ⅛ ſchlechter, und hier gilt der ſpaniſche Piaſter 8 Schillinge. Die meiſten umlaufenden Geldſorten ſind ſpaniſche und portugiſiſche. Im Jahr 1784 betrug alles baare Geld in Maſſachuſetts nur 55,000 L., und noch ſieht man in Neuhampſhire faſt nichts

als Papiergeld. Dieſes Papiergeld, womit die Staaten während der Revolution überſchwemmt wurden, waren um das J. 1781 im Werthe ſo ſehr gefallen, daß 100 Dollar in Gold 4000 bis 7500 Dollar in Papier galten. Jezt iſt das Papiergeld des Kongreſſes und das der Staaten, faſt in gleichem Werthe mit klingender Münze. In den mehrſten Staaten findet man Comtoirs der Kongreßbank, eigne Banken, Leibrentengeſellſchaften und Aſſekuranz-Komptoire. Die geſetzmäßigen Zinſen ſind 1784 auf 6 Prozent feſtgeſetzt worden. In Neu-York ſtehen ſie noch auf 7 Prozent.

2. Stapelwaaren, Landhandel, Seehandel. Die Rubrik hat Herr Ebeling mit ganz vorzüglicher Sorgfalt und Sachkenntniß, nach Anleitung der Zoll- und Schiffahrtsliſten, Kontenten, Preiskuranten, Verkaufanzeigen und Akzisesverzeichniſſen bearbeitet. Die Neu-Engländer ſind die vorzüglichſten Seefahrer und Handelsleute Amerika's. Zwar haben ſie zum eignen Handel nur wenige Landprodukte, Holz, (beſonders Maſten und Schiffe) Thran, Stockfiſch, Salzfleiſch, lebendiges Vieh, Rum und Weizen; allein deſto lebhafter treiben ſie Zwiſchenhandel und Frachtfahrten in ſelbſtgebauten Schiffen, ſo daß man ſie ſchon vor der Revolution die Holländer Amerika's nannte. Jeder Matroſe hat hier einen gewiſſen Antheil am Schiffe und am Gewinn der Ladung, welches ihn deſto getreuer macht. Die ſtärkſte Einfuhr beſteht aus brittiſchen Waaren aller Arten, beſonders Manufakturwaaren. Die vortheilhafteſte Ausfuhr geht nach den ſüdlichen Staaten, nach Weſtindien, Spanien und Portugall. Selbſt nach Oſtindien, China und der Nordweſtküſte Amerika's wird lebhafter Handel getrieben. Im J. 1770 liefen in allen neuengl. Häfen 504 größere Seeſchiffe und 2318 Jachten ein, die zuſammen 118,500 Tonnen hielten, und 1769 war die ganze Ausfuhr 530,000 Pf.Strl. werth. Jezt hat

der Handel so zugenommen, daß allein Massachusetts Schiffahrt im Jahr 1790 auf 179,336 und mit Einschluß der Küstenfahrer und Fischereifahrzeuge auf 257, 267 Tonnen stieg. Etwas über die Hälfte dieses Handels besitzt Boston, wo im Jahr 1791 an Seeschiffen 536 ein- und 430 ausliefen, aber die Küstenfahrer, deren 2028 ein, aber nur 616 beladen ausliefen. In demselben Jahr betrug die Seeschiffahrt, einschließlich der Küstenfahrer und Fischer, in Rhode-Island 12,305, in Connecticut 39,502, in Neu-Hampshire 19,155 und in Neu York 1791 86,171 Tonnen. Neu York ist dem Range nach die zweite, Boston die dritte Handelsstadt des Staatenvereins. Im Jahr 1791 liefen 1013, und 1791 718 Seeschiffe und 1101 Küstenfahrer zu Neu-York ein, und die ganze Ausf. Neu-Yorks betrug im J. 1791 2½ im J. 1793 schon 3 Millionen Dollar.

Ortbeschreibung. Der Staat Neu-Hampshire ist erst im Jahr 1791 in Grafschaften eingetheilt worden, und enthält jetzt deren 5. Die Hauptstadt Portsmouth liegt in der Grafschaft Rokkingham am südwestlichen Ufer des Piscataqua, 14 Meilen von Boston, hat 1260 Häuser und 4720 Einwohner, und treibt den Seehandel des ganzen Staats. In den J. 1790 und 1791 liefen hier 223 Schiffe ein und 277 aus. Überhaupt enthielt Neu-Hampshire im J. 1790 erst drei kleine Städte mit 6976 Einwohnern, und 193 einverleibte Ortschaften.

Die Republik Massachusetts besteht aus 16 Grafschaften; West-Massachusetts aus 11, worin 5 große Städte (mit 41,778 Einwohnern) 20 kleinere Städte und Flecken, und 244 einverleibte Ortschaften liegen; Ost-Massachusetts aus 5 mit einer einzigen kleinen Stadt und 90 incorporirten Ortschaften. Boston, die Hauptstadt der Republik, in der Grafschaft Suffolk, 44 M. von Philadelphia, der Größe und Volksmenge nach die drit-

te Stadt des Staatenvereins, enthält 2376 Häuser and 18000 Einwohner, und ist der ansehnlichste Fabrikenort Amerika's. In der Grafschaft Essex liegen an der Küste die nahrhaften Handelsörter Salem mit 7900, Newbury-Port mit 4800, Ipswich mit 4560, Beverley mit 3300, Marblehead mit 5660; und Gloucester mit 5300 Einwohnern. Ihr Hauptgewerbe ist der Fang und Handel mit Stockfischen, wovon Marblehead, so wie Gloucester, jährlich 75,000, und der Fabrikenort Salem 30,000 Zentner ausführen. — Der Hauptort der Grafsch. Middlesex ist Cambridge, berühmt durch seine Universität, ein Städtchen von 2000 Einwohnern, ½ M. westlich von Boston. Eben so viel Einwohner enthält Charlestown, eine Art von Vorst. Bostons. Plymouth, die Hauptstadt der gleichnamigen Grafschaft, 10 M. südlich von Boston, ist die älteste Stadt in Neu-England, hat aber nur 3000 Einwohner. — Die zu Massachusets gehörige Insel Martha's Vineyard ist 3½, die Insel Nantukket 2½ Q. M. groß. Jene hat 3000, diese 4600 Einwohner, Fischer und Schiffer; und beide bilden besondre Grafschaften. Nantukket, der uneben unfruchtbare Rücken eines aufgeschwemmten Sandberges, hat weder Stein, noch Baum, noch Quelle; nur einige Teiche, Salzlachen und Torfwaare; nährt aber 15000 feinwollige Schafe. — Portland an der Caskobay in der Grafschaft Cumberland, ist die Hauptstadt und der ansehnlichste Handelsplatz von Ost-Massachusetts. Sie hat 3000 Einwohner, und treibt Holzhandel und Stockfischfang. Der Flekken York hatte 1744,2100 Einwohner. Die Grafschaften York und Cumberland machen das eigentliche Main aus. Die Grafschaften Lincoln, und die 1789 davon getrennten Hankock und Washington, die ehemalige Landschaft Sagadähok. In Linkoln ist Pownalborough, in Hankok Penobscot, und in Washington Machias der Hauptort. Elenthiere, Bieber und virginische Damhirsche sind hier häufig.

Die Republik Rhode-Island besteht jetzt aus den fünf sehr kleinen Grafschaften Newport, Providence, Washington (sonst Kings-County), Bristol und Kent, welche überhaupt nur 2 Städte, 3 Flecken und 25 andre Ortschaften enthalten. Die Hauptstadt der Republik Newport, am Südende der Insel Rhode, 15 M. von Boston, hat eine der besten Häfen in ganz Amerika, und etwa 6000 Einwohner. Sie war ehemals besonders durch den Sklavenhandel blühend, ist aber durch den Krieg sehr in Verfall gekommen. Das schönste Gebäude der Stadt ist die Judensynagoge. Auch giebt es hier eine herrnhutische Brüdergemeine. So wie die Britten nach Nizza, so gehn die Einwohner Westindiens und der südlichen Staaten der Gesundheit wegen nach Newport, welches an der großen Heerstraße von Boston über Providence nach New-York liegt. Providence, 7 M. nördlich von Newport, unweit der Mündung des Providencestusses, hat 4600 Einwohner, einige aufblühende Fabriken, einen trefflichen Hafen, und viel Schiffahrt und Seehandel. Besonders interessant ist es als der Sitz der Rhode-Isländer Universität und einer Gesellschaft zur Abschaffung des Sklavenhandels.

Zum Staat Connecticut gehören seit 1783 8 Grafschaften, welche 5 Städte (cities) mit 16000 Einwohnern und 94 andre einverleibte Ortschaften enthalten. Hartford am Connecticut, 10 M. von dessen Mündung, ist die erste und älteste, New-Haven an der gleichnamigen Bay, die zweite Hauptstadt des Staats. In beiden versammlet sich der gesetzgebende Körper abwechselnd. Jene mag 3000, diese 4000 Einwohner enthalten. New-Haven, völlig regelmäßig in lauter Quadraten erbaut, eine der schönsten Städte Nordamerika's, ist der Sitz einer Universität, und treibt ansehnlichen Handel. Die verlaßnen Kupferbergwerke unweit Hartford wurden während des Revolutionskrieges zu Gefängnissen für Royalisten und Kriegsgefangene gebraucht, welche ihren Aufenthalt darin nicht schreck-

lich genug beſchreiben konnten. New-London, am Ausfluß der Thames, hat 4600 Einwohner, den beſten Hafen im Staate, viel Handlung, und eine von Privatperſonen geſtiftete Bank. Drei Meilen nördlicher liegt die Stadt Norwich mit 3000 Einw. und einer Akademie. — Connecticut machte ehemals, vermöge der Freiheitsbriefe der Kolonie, auf alles Land zwiſchen 41° und 42° 2′ Breite bis zur Südſee hin, Anſpruch. In den neueſten Zeiten hat es ſeine vermeintlichen Rechte an Penſylvanien und an den Kongreß abgetreten, ſich jedoch in den weſtlichen Landen auf der Südſeite des Sees Erie einen Landſtrich von 184 g. Quadratmeilen als Eigenthum vorbehalten, der vielleicht in der Folge für Connecticut wichtig wird.

Vermont beſteht aus 7 Grafſchaften, 4 im Weſten, 3 im Oſten des grünen Gebirges. Die 222 Ortſchaften des Staats gehören theils reichen Güterbeſitzern, theils den Einwohnern ſelbſt. Drei Viertel der ganzen Volksmenge lebt in den 79 Ortſchaften der 4 ſüdlichen Grafſchaften, deren Flächeninhalt nur ein Drittel von ganz Vermont beträgt. Das übrige Viertel iſt in den 143 nördlichen Ortſchaften vertheilt, worunter viele erſt ein paar Pflanzungen enthalten. Doch war 1791 ſchon $\frac{1}{3}$ der ganzen Oberfläche Eigenthümern verliehn. Eigentliche Städte giebt es hier noch gar nicht, nur 3 Flecken mit 5400 Einwohnern. Selbſt Dörfer ſind ſelten. Bennington an der Gränze Neu-Yorks und Maſſachuſetts, von 2420 Menſchen bewohnt, iſt der vornehmſte und älteſte Ort des Staats. Doch hält die geſetzgebende Verſammlung nicht hier, ſondern abwechſelnd in Windſor von 1600, und Rutland von 1400 Einwohnern, ihre Sitzungen. Der vornehmſte Handelsplatz des Staats iſt Allbury, ganz oben am Champlainſee, unweit der canadiſchen Gränze. Jetzt baut man in der Ortſchaft Burlington, unweit des Champlainſees, an einer City, die zum Sitz der Univerſität Vermonts beſtimmt iſt.

Der Staat von Neu-York wird seit 1794 in 21 Grafschaften eingetheilt, und enthält 3 Städte und 143 einverleibte Ortschaften: Von diesen Grafschaften liegen 5 auf den 3 Inseln, welche zu diesem Staate gehören, 12 längs des Hudsons, und 4 am Ontario-See. Die Stadt Neu-York auf der gleichnamigen vom Hudson umströmten Insel, 6 M. von der See, 31 von Boston und 20 von Philadelphia (wie sind diese Angaben mit den obigen bei Boston zu vereinigen?) enthält 3500 Häuser und 32000 Einwohner, also ohngefähr so viel als Leipzig. Man findet hier 32 Kirchen und Bethäuser, eine Universität, und viele gelehrte und patriotische Gesellschaften. Täglich erscheinen 8 Zeitungen. Der Handel beschäftigt hier über 500 große und 550 kleine Kaufleute und Krämer. Im Jahr 1793 liefen 305 Seeschiffe und 538 Küstenfahrer ein. —

Die felsige Insel Nassau oder Long-Island, die größte im ganzen Staatenverein, enth. 44 geogr. M. und 27,200 Einwohner; auch Thorgruben, Stahlwasser und Steinkohlenflötze. Der westliche Theil ist sehr fruchtbar, und trefflich angebaut; die Mitte und die Südseite lauter Sandboden und Heideland. — Die dritte Insel Staaten-Island ist nur 2 geogr. M. groß und enthält 3800 Bewohner. — Die Stadt Albany am Hudson, 35 M. von Neu-York und 85 von Quebec, hat jetzt schon 4000 Einwohner, und man ist im Begriff hier eine Universität zu errichten. Die neue, seit 1783 von einigen Rhode-Isländern regelmäßig erbaute Stadt Hudson liegt 6½ M. unterhalb Albany am östlichen Ufer des Stroms, in der Grafschaft Columbia. Sie hatte im J. 1790 schon 2800 Einwohner und 50 Seeschiffe, handelte unmittelbar nach Westindien und Europa, und rüstete selbst Schiffe auf den Wallfischfang bei den Falklandsinseln aus. Die ansehnlichen Lehnsherrschaften Livingston und Rousselaer um diese Städte gehören den gleichnamigen Familien, die von den

Ei-

Einwohnern, als Besitzer freier Pachtgüter, den Zehnten einzufodern berechtigt sind, ihn jedoch nie gehoben haben. — Saraghtoga, berühmt durch die Gefangennehmung des Bourgoynschen Heeres im amerikanischen Kriege, ist weder Stadt noch Flecken, sondern eine bloße Ortschaft. Fort Edward an Hudson, und Fort George am gleichnamigen See, beide in der neuen Grafschaft Washington, so wie die wichtigen Gränzfestungen am Champlainsee Crownpoint und Ticonderago sind gänzlich verfallen. Die Grafschaft Clinton, in welcher beide liegen, erstreckt sich längs des Champlainsees bis an Canada, hatte aber 1790 auf 280 g. M. erst 1600 Einwohner. Westlich neben derselben liegt längs der canadischen Gränze und dem Ontariosee, die Grafschaft Herkemer, eine 630 Q. M. große Wildniß, die der Onondagafluß und der Oneidasee von der vor zwei Jahren errichteten Grafschaft Onondaga trennt. Diese besteht aus dem sogenannten Militärlande, welches der Staat seinen Offizieren und Soldaten, die sich im Revolutionskriege auszeichneten, zur Belohnung verliehen. Sie ist 187 Qr. Meilen groß, und in 27 Ortschaften getheilt, die insgesammt nach berühmten Männern des Alterthums benannt sind. Hier wohnt man jetzt in Manlius und Scipio, in Lysander und Hannibal, und im bunten Gemisch liegen hier unter einander Romulus, Galen, Seneca, Cato, Pompejus, Homer, Milton, Ovid und Hektor. In Manlius liegt Onondaga, der Hauptort der sechs Nationen; in Galen sind Salzquellen, und in Camillus alte indische Festungswerke. Zur Grafschaft Ontario, der westlichsten von allen, zwischen Pensylvanien, dem Ontario- und Eriesee, gehört auch das Land am Geneſſer, zu dessen Bevölkerung vor einigen Jahren in Deutschland Kolonisten geworben wurden.

Der Staat von Neu-Jersey besteht aus 13 Grafschaften, und enthält 3 kleine Städtchen und 4 bis 6 Flecken. Der Hauptort des Staats, und der

beständige Sitz der Regierung, Trenton, in West-Jersey, unweit des Delaware, 6 M. von Philadelphia und 14 von Neu-York, an der Heerstraße zwischen diesen beiden Städten, hat nur die Gerechtigkeiten, und bei seinen 200 hölzernen, ein Stockwerk hohen Häusern, kaum das Aussehn eines Fleckens. Nicht größer noch besser gebaut sind Burlington, eine Stadt am Delaware, 4 M. von Philadelphia, noch Neu-Brunswik, Princeton und Port-Amboy welche in der Grafschaft Middelesex im östlichen Jersey liegen. Die beiden ersten sind Sitze von Kollegien. Neu-Brunswik eine Stadt, Prinzeton aber nur ein Flecken. Port-Amboy, ehemals der Sitz des königlichen Gouverneurs und Hauptort von Ost-Jersey, ist zwar noch jetzt ihres Hafens wegen, die vornehmste Seestadt des Landes. Doch auch ihr Handel ist höchst unbeträchtlich. Bald wird daher die neue Fabrikstadt Paterson, die in der Grafschaft Bergen im östlichen Jersey gebaut wird, alle übrigen Ortschaften Neu-Jerseys an Größe und Wichtigkeit übertreffen.

So weit das Statistische und Topographische in Ebelings Werke.

Die Geschichte der einzelnen amerikanischen Staaten ist nicht weniger vollständig und nicht minder zuverläßig als diese Darstellung ihres gegenwärtigen Zustandes. Höchst interessant und lehrreich ist es, zu sehen, wie in einem Lande, das vor 180 Jahren eine völlige Wüste ohne alle Kultur war, aus kleinen, durch Religionsdruck vertriebenen Kolonistengesellschaften, mächtige Republiken entsprossen sind, und wie standhaft die Neu Engländer seit der ersten Gründung der Kolonien auf Unabhängigkeit und Republikanismus hingearbeitet haben.

Doch dieses mag der Freund der Geschichte bei Ebeling selbst nachlesen.

G.

XI.

Ueber die Humanität. Von Ferdinand Delbrück. Magdeburg 1795. Auf 134 S. in 8.

Humanität gehört seit einigen Jahren unter die glücklichen Wörter, unter denen sich nach Bequemlichkeit so vielerlei zusammenfassen läßt, was sich zu bestimmtern Benennungen nicht fügen will. Auf der andern Seite verengt man zuweilen wieder den Ausdruck dermaßen, daß er zu dem wahrheitslosen höfischen bon ton zusammenschrumpft, der dem Alterthume völlig fremd war. Gleichwohl können es nur die Alten, insonderheit die Römer, seyn, an die wir uns bei Entwickelung dieses Begriffes wenden dürfen. Diese Entwickelung — der Gegenstand der angezeigten Schrift — ist indessen ein mißliches Unternehmen, wenn vielleicht der Sprachgebrauch desjenigen Volks, das zuerst den Ausdruck schuf, den Umfang der damit bezeichneten Idee selbst willkührlich verändert haben sollte. Ein Fall, der hier, so wie bei allen ähnlichen vielbefassenden Wörtern, unläugbar eintritt.

Der Herr Verfasser schlägt einen neuen Weg ein, der ihn zwar nicht unmittelbar zum vorgesteckten Ziele, aber doch zu einer Reihe interessanter Betrachtungen führt, die von einem mit den schönsten Blüthen der Menschheit genährten Geiste zeugen, und jedem Leser von besserer Art zum Prüfsteine seiner Studien dienen können.

Der Verfasser faßt den Begriff der Humanität, von der Seite, wo er den Römern studia humanitatis selbst bedeutete, d. h. Inbegriff aller der körperlichen und geistigen Eigenschaften, durch deren gleichmäßige vollendete Ausbildung der Mensch die ächte Bestimmung seiner Natur erreicht.

Bei weitem nicht so allgemein war der attische Καλοκαγαθος noch weniger der römische bonus et prudens; und wir? Es muß uns wohl an einem Worte fehlen, so lange wir mit der Sache noch nicht so recht bekannt sind. Doch sind wir in diesem Falle durchaus nicht übler dran, als andere neuere Nationen.

Die feinere Erziehung der Alten umfaßte Gymnastik und Musik. Unter Gymnastik verstanden sie alles, was zu den Übungen des Körpers; unter Musik alles, was zu der Ausbildung des Geistes gehört, (der sogenannten untern Seelenkräfte.) Die körperlichen Vorzüge, deren der Mann von Humanität nicht entbehren konnte, waren diejenigen, die sich auf Schönheit beziehen; also gerade diejenigen, die uns nach heutigem Finanzsystem, die entbehrlisten sind, deren Einfluß höchstens auf das Gesellschaftszimmer eingeschränkt ist. Bei den Alten hingegen war äußerer Anstand gewissen Gesetzen unterworfen, worüber das ganze Volk wachte. Gewiß trug die Beobachtung derselben dazu bei, dem Perikles in Athen ein so großes Ansehen zu verschaffen. Eben so wirft Demosthenes einem seiner Gegner Schnelligkeit im Gange als ein Zeichen der Frechheit vor; und von den Pythagoräern ist bekannt, daß sie die Prüfung der in ihren Orden aufzunehmenden Mitglieder von Beobachtung des Ganges anfingen. Aber freilich könnte eine solche Aufmerksamkeit nur da statt finden, wo man oft öffentlich erschien und viel öffentlich handelte, wo man die Schönheit zu Erlangung der Volksgunst und zur Beförderung patriotischer Wirksamkeit benutzte.

Was zunächst die Vorzüge des Geistes betrift, so lag in Ausbildung der Phantasie, des Geschmacks und Beurtheilungsvermögens überhaupt so ziemlich der Umfang von Humanität. Wissenschaftliche Kenntnisse gehörten nicht dazu; gleichwohl treibt uns, den Winken der Natur entgegen, die modische Pädagogik gerade zu dieser

Masse am ersten. Die griechische Jugend schöpfte ihren ersten Unterricht aus den Dichtern, und lernte ihre Pflichten gegen die Gottheit, die Eltern und das Vaterland, bei Gesang und Saitenspiel kennen. Auch ihre Gesetzgeber sprachen durch die Phantasie zu ihnen: in vielen Staaten wurden, selbst noch in spätern Zeiten, die Gesetze nach Melodieen abgefaßt und abgesungen. Religion war ein Inbegriff geistreicher Dichtungen und Spiele der Einbildungskraft über das Wesen der Götter und die Natur der Dinge. Endlich, die ganze Jugend des künftigen Staatsbürgers und Weltmanns wurde beinahe ausschließend mit den Künsten der Darstellung beschäftigt. Sodann folgte die Bildung der Beurtheilung und des Verstandes vorzüglich durch Philosophie des Gemeinsinnes. Man glaubte, ohne die ersten Gründe unserer Erkenntniß, über die Begriffe von Raum und Zeit zu spekuliren, könne man sowohl Familien als ganze Staaten regieren; aber weder Andere, noch sich selbst könne man in den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens nie leiten, ohne vorher die Meinungen zu studiren, die unabläßig in die Handlungen der Menschen einwirken, den Leidenschaften derselben Stärke und Richtung geben, und woraus die Verhältnisse fließen, denen wir gemäß zu handeln verbunden sind. Alle Kenntnisse spekulativischer Art und sogenannte strengere Wissenschaften waren von dem Begriff der Humanität ausgeschlossen; desto eifriger betrieb man die historischen im weitesten Sinne dieses Worts. Die Entwickelung des letztern Punkts leitet den Verfasser zu einigen Auszügen aus Schaftesbury und andern Denkern, die am meisten im Geist des Alterthums über das philosophirten, was Menschen liebenswürdig und glücklich machen kann.

Zum Schluß stellt er dann den Charakter des Humanenmannes in seinen allgemeinsten Zügen auf; eine Stelle die wir als Probe des sinnvollen Ausdrucks hersetzen wollen: »Stellet euch nun einen

Mann vor, in welchem die beiden Grundtriebe der menschlichen Natur in gehörigem Mittelmaße vereinigt wirken, der Trieb zum Vergnügen und der Trieb zur Vervollkommnung; einen Mann, welcher angenehme und nützliche Kenntniße, geläuterten Geschmack, richtigen Verstand, die Gabe einer ungezwungenen Unterhaltung, und so alle die Vorzüge besitzt, die das häusliche Leben verschönern; einen Mann, der Klugheit in der Berathschlagung und Entschlossenheit im Ausführen, mit allgemeiner Menschenliebe und unwandelbarer Anhänglichkeit an die Pflicht verbindet, und demnach Alles in sich vereinigt, was das öffentliche Leben veredeln, was einen wankenden oder gesunkenen Staat heben, einen festen und blühenden in seinem Glanze erhalten kann; einen Mann endlich, dessen schöner, kühner, thätiger Geist in seinem Anstande sich ausdrückt mit einer Wahrheit, mit einer Innigkeit, die man fühlen muß, man wolle oder wolle nicht: stellet euch dies alles vor, so habt ihr das Bild des Humanenmannes; ihr werdet gestehen, daß ein solcher unter allen Menschen der in sich selbst glücklichste sey, der liebenswürdigste und gottgefälligste.«

XII.

Ankündigung eines ohnfehlbaren Hülfsmittels zur genauesten Bestimmung und Versinnlichung des richtigen Zeitmaaßes, oder der Bewegung eines Tonstückes.

Wie wichtig es sey, und wie viel darauf ankomme, die Bewegung eines Tonstückes jedesmal, nach dem Geiste des Komponisten richtig zu treffen, bedarf hier jetzt keines Beweises mehr, da diese Wahrheit theils schon in der Erfahrung gegründet, theils von einsichtsvollen Männern so oft und so hinlänglich ist bewiesen worden. Ist aber die Sache wichtig, und ist es so schwer und mißlich, aus der Überschrift, und für manchen, selbst aus dem Studio eines Tonstückes, die richtige Bewegung desselben aufzufinden: so ist auch ohnfehlbar ein Hülfsmittel oder Maaßstab, nach welchem diese Bewegung bestimmt und einem andern genau beschrieben werden kann, nicht nur nicht überflüßig; ich glaube vielmehr: für jeden Tonkünstler, er sey Komponist, Ausführer, Lehrer oder Lernender, wo es ihm sonst um Wahrheit und Richtigkeit im Vortrage zu thun ist, auch nothwendig.

Dem Komponisten muß natürlich selbst daran gelegen seyn, seine Arbeit nicht der Willkühr eines jeden so aufs Gerathewohl zu überlassen; nimmt er sich aber die Mühe, die Bewegung seines Tonstückes neben der üblichen Anzeige des Charakters desselben, durch Eine Zahl nach diesem unten beschriebenen Maaßstabe zu bestimmen und hinzuschreiben, so kann er nicht mißverstanden werden. Auch die Bewegungen schon bekannter Tonstücke jetzt noch lebender Komponisten, könnten durch die-

selben, entweder durch ein besonderes Blatt, oder durch jetzt laufende Zeitschriften noch bestimmt werden, und dadurch manchem Ausführer, ja selbst manchem Anführer eines Orchesters, oder vielmehr dessen Zuhörern, ein großer Gefallen geschehen.

Auch der Tonlehrer findet hier ein bequemes Mittel, mit dessen Hülfe er dem Lernenden alle Lehrsätze vom Takte, auf die bequemste und faßlichste Art vortragen und deutlich machen kann; er wird sein Gefühl für richtige Bewegung hierdurch wecken, und ihn darin üben können.

Beschreibung eines musikalischen Chronometers, als Maaßstab für jede Art der Bewegung eines Tonstückes, um selbige genau zu bestimmen und zu versinnlichen.

Diese Maschine hat im Umfange etwa 1 Fuß im Quadrat, und ruhet auf einer 4 Fuß hohen Säule, in welcher das Gewicht herabhängt, wodurch der Gang, welcher 2 Stunden dauert, bewirkt wird. Alle Räder sind von Messing, die Triebe von Stahl und jedes so dauerhaft, daß ein Schade nicht leicht daran zu befürchten ist. An der Seite des Werks sind Register, und jedes mit einer Zahl, als 1, 2, 3, 4, u. s. w. versehen. Jedes Register hat inwendig einen Hammer, und dieser seine eigene im Tone von den andern unterschiedene Glocke, gegen welche er in einer beständig gleichen, aufs richtigste abgemessenen Zeit anschlägt. Diese Register, deren Geschwindigkeiten durch die Zahlen angedeutet sind, dienen, die Art der Bewegung zu beschreiben, und sie dem Gehöre zu versinnlichen. Wenn auch die Grade der Geschwindigkeit, die hier nicht willkührlich angenommen sind, sondern nach ihrer Stufenfolge mit ein-

ander in dem richtigsten Verhältnisse stehen, eine äußerst kleine Entfernung von einander haben; so kann doch, durch vorschriftliches Umdrehen eines Windflügels, unter in Grade abgetheilte Bogen, die Bewegung noch so modifizirt werden, daß man hierdurch kaum merkbar verschiedene Momente der Zeit, von einem Grade bis zum andern haben, und dieselbe auch aufs bestimmteste beschreiben kann. Durch einen daran befindlichen Zug kann der Gang sogleich gehemmt, und durch einen andern der laute Anschlag gedämpft werden.

Will also jemand nach diesem Maaßstabe die Bewegung eines Tonstückes beschreiben, so ziehet er das Register an, dessen Geschwindigkeit oder Zeit, derjenigen gleich ist, welche entweder der halbe Takt, das Viertel, oder überhaupt ein solcher Theil oder Glied des Taktes, welches zum Beschreiben am schicklichsten ist, fordert, und bemerkt die Zahl des Registers neben dem angezeigten Charakter des Stückes also: z. B. Allegro Num. 5. in Viertel; oder Largo Num. 7. in Achtel, oder Adagio Num. 4. Sechzehntheile u. s. w.

Die langsamsten Bewegungen werden am besten durch 16 Theile, die weniger langsamen durch 8tel, und die mäßig geschwinden, oder geschwindesten durch 4tel, auch wohl ganzen Taktnoten, wie es erforderlich und bequem ist, gezählet und beschrieben.

Sollte man von dem Windflügel Gebrauch machen wollen, z. B. man wollte etwa die Zeit eines Andante in 4teln beschreiben, man fände aber hierzu die Bewegung des einen Registers um etwas zu geschwind, und die des folgenden zu langsam, so führt man die Lappen des Windflügels unter die in Grade eingetheilte Bogen, und stellt sie hier um 1 oder mehrere Grade, wie es die Bewegung fordert, langsamer oder geschwinder. Zur Bezeichnung dieses Grades, in welchem der Windflügel stehen soll, könnte man sich bloß dieses Zeichens + bedienen, z. B. Andante, Num. 5 + 1 in Viertel.

Aus dem nun was von dieser Maschine hier gesagt ist, wird deutlich genug erhellen, daß jede mögliche Bewegung eines Tonstückes hiermit durch wenige Zeichen, aufs ohnfehlbarste bestimmt und beschrieben werden kann, und daß kein Besitzer derselben, da der Gang einer jeden Maschine, nach einer festangenommenen Hauptbewegung, der andern aufs genaueste gleich ist, sich in der richtig vorgezeichneten Bewegung wird irren können.

Auch kann ein Lehrer, zur deutlichen Demonstration des Taktes, mehrere Register, die dazu erforderlich sind, auf einmal anziehen, die Theile und Glieder desselben so auf einmal gegen einander darstellen, und solchergestalt diesen, für die meisten Anfänger, gewöhnlich schwersten Theil des Weges sehr erleichtern und abkürzen. So werden auch alle Übungen in taktrichtigen Spielen, besonders in Abwesenheit des Lehrers, durch dieses Hülfsmittel gar sehr erleichtert, wenn der sich übende jedesmal das Register der Bewegung seines Tonstücks anzieht, und während dem Spielen fortschlagen läßt.

Für jetzt begnüge ich mich das Daseyn dieses Chronometers anzukündigen, auch ihn erst hin und wieder der strengsten Kritik bekannter sachverständiger Männer zu unterwerfen; jedoch werde ich diese Kritik, damit das Publikum, für das was er leisten soll, die vollkommenste Sicherheit habe, so wie die wirkliche Herausgabe des Werks, nebst den Preis, durch öffentliche Blätter nächstens bekannt machen.

Burg, bei Magdeburg,
im April 1796.

J. G. E. Stöckel,
Kantor und Musikdirektor.

XIII.

Die Göttinn des Frühlings.

Von Herder nach Balde *).

Einzig Holde, Zarte, Schöne,
Deren Glanz die Welt erleuchtet,
Deren Lieblichkeit den Frühling
Wiederbringt mit tausend Blumen,
Zarten Blumen, die dir gleichen,
Sey gegrüßet, Frühlingsmutter, Blumengöttinn sey gegrüßt.

In dem Chor der schlanken Schönen,
Ihren Bräutigam zu kränzen,
Suchen viele Gold und Kleinod;
Du, ein Kleinod selbst, erscheinest
Wie der Mond im Chor der Sterne,
Wie die Sonn' im blauen Äther glänzend alles überdeckt.

Wenn aus unserm Thränenthale
Du zum Himmel wieder aufsteigst,
Liebend wallet jeder Zephyr
Zu berühren deine Locke;
Dir den Schleyer sanft zu lösen
Drängen sich im Taubenfluge Engelknaben zu dir an.

*) Aus dem so eben erschienenen dritten Theil der Terpsichore.

Darf ich was von dir erflehen,
Königinn, so laß der Sonne
Schönen Glanz uns froh genießen,
Treibe weg die bösen Tage,
Bändige der Seelen Aufruhr,
Ach, zerbrich des Krieges Waffen, holde Friedenskönigin.

Laß den Müttern ihre Knaben,
Ihre Töchter froh erwachsen,
Töchter, wie die leichten Rehe,
Knaben, wie die jungen Löwen. —
Wenn der Donnrer Wolken sammlet,
So besänftige, Du Holde, bittend ihn mit deinem Kuß.

Inhalt des sechsten Stücks.

I. Über das Verhältniß der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt. . . . S. 323

II. Ich bin ein moralisches Wesen. . 329

III. An den Herausgeber Deutschlands, Schillers Musen-Almanach betreffend. . 348

IV. Sonnette. 361

V. Über das große Mozartsche Theaterkonzert im Berlinschen Opernhause. (Aus dem Briefe eines Künstlers vom 20sten März, 1796.) 363

VI. Salomon Geßner, nach Hottinger. . 369

VII. Die Hochzeitsfeyer, ein kleines Gemählde aus dem häuslichen Leben. . . 382

VIII. Neue deutsche Werke, die nächstens erscheinen werden. a) Lieder geselliger Freude. Herausgegeben von Johann Friedrich Reichard. Leipzig, bei Gerhard Fleischer, 1796. 386

b) Über das Studium der Griechischen Poesie, von Friedrich Schlegel. Neustreliz. 393

IX. Notiz von deutschen Journalen.

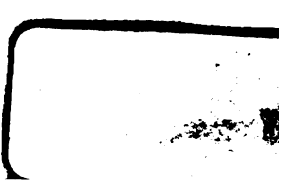
Der Genius der Zeit. Herausgegeben von August Hennings. 416

2) Frankreich im Jahr 1796. Aus den Briefen deutscher Männer in Paris. Zweites, drittes, viertes, fünftes Stück. 421

3) Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks. Berlin bei Maurer, I — III. Stück. 1796. 427

X. Neue deutsche Werke. Christ. Dan. Ebelings Erdbeschreibung und Geschichte von Amerika. (Beschluß.) . . 431

XI. Über die Humanität. Von Ferdinand Delbrück. Magdeburg 1795. Auf 134 Seiten in 8. 453

XII. Ankündigung eines unfehlbaren Hülfsmittels zur genauesten Bestimmung und Versinnlichung des richtigen Zeitmaßes, oder der Bewegung eines Tonstückes. . 457

XIII. Die Göttinn des Frühlings. Von Herder nach Balde. 461